Sven Hedin

Bagdad Babylon Ninive

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Copyright 1918 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

219745
NOV -8 1921
F632
.H35
.G

Seiner Hoheit

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg

in Erinnerung an
unvergeßliche gemeinſame Kriegsfahrten und Reiſen

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet

vom Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Die Türkei im Weltkrieg 1
Zweites Kapitel. Aleppo 8
Drittes Kapitel. Eine mißglückte Autafahrt 18
Viertes Kapitel. Mein neuer Feldzugsplan 36
Fünftes Kapitel. Auf den Wellen des Euphrat 41
Sechstes Kapitel. Unter Nomaden und armenischen Flüchtlingen 52
Siebentes Kapitel. Deutsche Artillerie auf dem Wege nach Bagdad . . . 73
Achtes Kapitel. Im Reich der Palmen 83
Neuntes Kapitel. Mein Einzug in Bagdad 103
Zehntes Kapitel. Bagdad einst und jetzt 118
Elftes Kapitel. Sammertage in „Dar-es-Salaam" 145
Zwölftes Kapitel. Zwei Deutsche: von der Goltz und Moltke. 181
Dreizehntes Kapitel. Kut-el-Amara 191
Vierzehntes Kapitel. Meine Fahrt nach Babylon 211
Fünfzehntes Kapitel. Bibel und Babel 234
Sechzehntes Kapitel. Die Ruinen Babylons 247
Siebzehntes Kapitel. Eine deutsche Studierstube am Euphrat 276
Achtzehntes Kapitel. Samarra, die Hauptstadt des Kalifen Mutawakkil. . 284
Neunzehntes Kapitel. Die Karawane des Herzogs 300
Zwanzigstes Kapitel. Die Königsstadt Assur 314
Einundzwanzigstes Kapitel. Erlebnisse auf einer Etappenstraße 327
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Mosul 342
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Ninive 364
Vierundzwanzigstes Kapitel. Die Keilschrift und die älteste Bibliothek der Welt 375
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Über Mardin zurück nach Aleppo 385
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Assyrien und Babylonien 401

Türkiſche Soldaten auf dem Wege nach Neſibin, Moſul und Bagdad.

Erſtes Kapitel.

Die Türkei im Weltkriege.

Stockholm, 7. Mai 1917.

Wer dieſes Buch in der Erwartung zur Hand nimmt, eine ausführliche Schilderung des Anteils der Türkei am Weltkrieg zu finden, wird ſchon, ehe er bis Bagdad gekommen iſt, enttäuſcht ausrufen: Aber das iſt ja kein Kriegsbuch! Das iſt ja nur eine Reiſebeſchreibung!

Er hat vollkommen recht. Nicht der Krieg lockte mich zu neuen Abenteuern. Davon hatte ich an den europäiſchen Fronten genug geſehen. Diesmal ſehnte ich mich vor allem danach, die Weltreiche des Altertums, Aſſyrien und Babylonien, und die Ergebniſſe der modernen Forſchung auf dieſem ehrwürdigſten Boden der Erde kennen zu lernen. Ich wollte die altberühmten Städte ſehen, die der Spaten der Archäologen jetzt aus vieltauſendjährigem Schlummer geweckt hat.

Den Leſer an der überreichen Fülle meiner Eindrücke teilnehmen zu laſſen, iſt die vornehmſte Aufgabe dieſes Buches. Bald aber wird er merken, daß meine Reiſe in kriegeriſcher Zeit vor ſich ging. Er hört den Schritt marſchierender Soldaten und ſieht deutſche Batterien in türkiſchen Dienſten den königlichen Euphrat hinabfahren. Der Kanonendonner von Kut-el-Amara dringt an ſein Ohr, und ich kann ihm einige Mitteilungen über den Vormarſch der Engländer in Meſopotamien nicht erſparen. Doch dieſe Gegenwartsbilder ziehen nur flüchtig vorüber vor dem machtvollen Hintergrund des Altertums.

Den Kampf der Osmanen gegen Rußland kann ein Schwede nicht aufmerkſam genug verfolgen. Denn er berührt die Zukunft ſeiner Heimat näher, als viele meiner Landsleute zugeben wollen. Bisher war Rußland auch unſer Erbfeind — die nächſte Zukunft wird zeigen, ob der jetzige Umſturz den Erbfeind in einen Freund verwandelt hat. Seit Karl XII. den Europäern die Augen für die moskowitiſche Gefahr öffnete und die Vernichtung des ſlawiſchen Großſtaates als das unumſtößliche politiſche Ziel ſeiner Nachbarn bezeichnete, haben Schweden und die Türkei das gleiche Lebensintereſſe gehabt: Der Sieg des einen war auch des andern Vorteil, die Niederlage des einen auch der Schaden des andern. Schwedens Mißgeſchick gab den ruſſiſchen Zaren ſtets die Hände im Süden frei. Türkiſche Niederlagen ſicherten ihnen den Rücken vor gefährlichen Feinden, wenn ſie es für angebracht hielten, ihre Aufmerkſamkeit auf unſre Grenzen zu richten.

Das Gemeinſame in den politiſchen Bedürfniſſen Schwedens und der Türkei hat dennoch nicht vermocht, ſie zu förderlicher Zuſammenarbeit zu vereinen, nicht einmal da, wo es nur die Abwehr galt. Und doch hat die geographiſche Lage beider, die die Flanken des moskowitiſchen Reiches umfaßt, jedem von ihnen mit oder gegen ſeinen Willen eine außerordentlich wichtige Rolle aufgezwungen. Schweden hält Rußland vom Meere ab und ſperrt ſeine Verbindungen mit Weſteuropa. Das bisherige Rußland — unter dem Zepter des Zaren — hat unſer bloßes Daſein ſtets als einen erſtickenden Druck empfunden; die Lehren des Weltkrieges haben dieſe Wahrheit nur beſtätigt. Rußlands auswärtige Politik will dieſe Feſſeln ſprengen. Andrerſeits kann die künftige Sicherheit Schwedens und der Türkei zu keinem billigeren Preiſe errungen werden, als durch

Halil Paſcha,
der Nachfolger des Feldmarſchalls von der Goltz.
Mit eigenhändiger Unterſchrift.

Verwirklichung der Pläne Karls XII.! Denn die neue Staatsform, mit der Rußland ſoeben die Welt überraſcht hat, gibt keinerlei Bürgſchaft für die Zukunft. Nichts könnte törichter ſein, als blind auf ihren Beſtand zu vertrauen!

Die Stellung der Türkei zur weſteuropäiſchen Frage im modernen Sinn ergab ſich, als die Moskowiter ohne hiſtoriſches Recht den Weg nach dem Bosporus und den Dardanellen einſchlugen und ohne Umſchweife erklärten, ihr Ziel ſei „Zarigrads (Konſtantinopels) Befreiung"! Zur ſelben Zeit wollte Karl XII. alle Kräfte ſammeln zum gemeinſamen Kampf gegen einen Feind, deſſen Charakter und Entwicklungsmöglichkeiten er wie kein andrer vor oder nach ihm mit prophetiſchem Blick durchſchaute. Vergebens aber rief er Schweden, Polen und Türken auf. Sein Plan kam nicht zur Ausführung, nicht zum wenigſten weil weſteuropäiſche Mächte den Ruſſen Helferdienſte leiſteten. Nach Karls XII. Tode war Schweden wie Polen und die Türkei durch innere Zwiſtigkeiten geſchwächt, die Rußland und England — damals wie jetzt in brüderlicher Eintracht — anfachten und ſchürten. Polen verſchwand. Schweden wurde einſtweilen durch Guſtav III. gerettet. Den Türken aber öffnete der verhängnisvolle Vertrag von Kütſchük-Kainardſchi (1774) die Augen über die dunklen Pläne, die ſchon Zar Peter der Große im Schilde führte. Damals ſchon begann der Marſch über türkiſche Gebiete, die dem Vordringen Rußlands nach dem Mittelmeer im Wege lagen.

Der Plan der Entente, die Mittelmächte in dem jetzt tobenden Weltkrieg zu zerſchmettern, hat ſeine Wurzeln in der Balkanhalbinſel. Über das Ziel der Ruſſen waren die Osmanen im klaren: ſie wußten, daß ſich England und Rußland, um ihre Abſicht durchzuſetzen, über türkiſches Gebiet hinweg die Hand reichen mußten, und daß alles aufgeboten werden ſollte, ſich freie Bahn zu erzwingen. Für beide Teile handelte es ſich alſo um einen Kampf auf Leben und Tod. Als daher die Hohe Pforte vor der Wahl ſtand: Krieg oder Untergang? gab es für ſie kein Bedenken mehr. Zum erſtenmal nach zweihundert Jahren lebten Karls XII. Gedanken wieder auf, und aufs neue erhob ſich das Ziel, an das er Schwedens ganze Kraft geſetzt hatte. Diesmal waren auch die Nachbarn im Weſten auf dem Poſten. Nur Karls XII. eigenes Land fehlte in der Reihe — vom Geiſt des Eiſenkopfs war bei den

Nachkommen ſeiner Helden wenig mehr zu ſpüren. Immerhin wirkte Schweden durch ſeine geographiſche Lage.

Tatſächlich hatten die Türken keine andere Wahl, wenn ſie am Leben bleiben wollten. Die neutrale Türkei hätte dasſelbe tragiſche Schickſal getroffen wie das verfolgte, ausgehungerte, erwürgte Griechenland, deſſen einziges Verbrechen war, daß es dem weltzerfleiſchenden Kampfe fernbleiben wollte. Dann hätte Konſtantinopel jetzt eine ruſſiſche und engliſche Beſatzung, wie ſich Athen der engliſchen und franzöſiſchen erfreut.

Hätte ſich der Türkei im Laufe des Weltkriegs jemals eine Spur von Zweifel oder Ermüdung bemächtigt, ſo ſorgte der ruſſiſche Miniſterpräſident Trepow in ſeiner Dumarede vom 2. Dezember 1916 dafür, daß ſie aufs neue zu eiſernem Widerſtand zuſammengeſchmiedet wurde. Er geſtand nämlich, eine mit Großbritannien, Frankreich und Italien im Jahr 1915 geſchloſſene Übereinkunft habe „definitiv Rußlands Recht auf die Meerengen und auf Konſtantinopel feſtgeſtellt". Sein oder Nichtſein ſtand alſo für die Türken auf dem Spiele.

Wer nun geglaubt hat, das neue Rußland werde auf ſolche Kriegsziele verzichten, erlebte eine große Enttäuſchung. Die erſte Revolutionsregierung wenigſtens verharrte bei dem Anſpruch auf die Dardanellen und Konſtantinopel, und der Miniſter des Äußeren Miljukow übernahm in unveränderter Form den „ruſſiſchen Reichsgedanken", den Trepow in die Worte gefaßt hatte: „Die Schlüſſel zum Bosporus und zu den Dardanellen, Olegs Schild über dem Tor Konſtantinopels — das iſt der Jahrhunderte alte innerſte Traum des ruſſiſchen Volkes zu allen Zeiten ſeines Daſeins."

Die junge Türkei hatte alſo Grund genug, dem Umſchwung der Dinge in Rußland, den ſie — ſelbſt ein Kind der Revolution — an ſich mit Befriedigung begrüßt hatte, größtes Mißtrauen entgegen zu bringen. Als unlängſt der Großweſir Talaat Paſcha der Preſſe ſeine Gedanken darüber mitteilte, tat er das mit den wohlüberlegten Worten: „Wir ſehen indes mit Bedauern, daß der Gedanke der Revolution von aggreſſiven Abſichten durchaus nicht frei iſt. Miljukows ‚ehrenvoller' Friede ſetzt eine Löſung der türkiſchen Frage zugunſten Rußlands voraus! Ob die ruſſiſchen Liberalen dieſe alte Lehre von Angriff und Feindſeligkeit billigen,

wiſſen wir nicht. Wenn aber das ruſſiſche Volk das verhängnisvolle Erbe des Zarismus als Richtſchnur nimmt, dürfte es zwecklos ſein, von Frieden zu reden.“ —

Was hat im übrigen die Türkei dadurch gewonnen, daß ſie unerſchütterlich den Kurs beibehielt, den ſie bei Beginn des Krieges einſchlug? Nun, ſie hat ihr eigenes Daſein für eine Zeitſpanne geſichert, deren Weite wir noch nicht überblicken können. Indem ſie die Verbindung zwiſchen Rußland und England verhinderte, hat ſie wirkſam zum Zuſammenbruch des Zarenreichs beigetragen. Rußlands Kraft iſt in Auflöſung begriffen — kein Staat kann zu gleicher Zeit mit Erfolg Krieg führen und eine Revolution durchmachen. In dieſem ungeheuern Kampfe, der nun ſeinem Ende zugeht, können die Moskowiter die Osmanen nicht mehr aufs Knie zwingen. Auch die zufällige Überlegenheit Englands in Meſopotamien wird daran nichts ändern. Denn die Entſcheidung des Weltkriegs fällt auf den Schlachtfeldern Europas; außerdem erzittert das engliſche Weltreich ſelbſt in ſeinen Grundfeſten. Der Dienſt, den die Türkei indirekt Deutſchland geleiſtet hat, muß daneben auch in Anſchlag gebracht werden. Großbritanniens Zuſammenſchluß mit Rußland über die Dardanellen und den Bosporus hinweg war eine der Vorausſetzungen für die Zerſchmetterung Deutſchlands. Bei Gallipoli wurde dieſer Traum zuſchanden.

Die ruſſiſche Revolution verlief anders, als Englands Selbſtſucht erwartet hatte. Damit war eine der letzten Karten ausgeſpielt — es gelang England nicht wie einſt im Jahre 1808, Rußland auf Koſten anderer zu kaufen. Jetzt iſt es zu ſpät! Die Legionen Großbritanniens verbluten vergeblich an der deutſchen Weſtfront, immer drohender erhebt ſich das Geſpenſt des Hungers aus den Wogen des Atlantiſchen Ozeans. Der Sturz des ruſſiſchen Zaren beſiegelte Englands Mißerfolg und entſchied den Ausgang des Weltkrieges! Deutſchland rechnet nicht mehr mit den Slawen, ſie ſind matt geſetzt. Das Rieſendrama, das ſchon drei Jahre lang über die Weltbühne geht, beginnt ſeinen letzten Akt. Wir haben erlebt, wie Königreiche vernichtet, Kronen in Stücke zerſchlagen und Verfaſſungen zerriſſen wurden. Überall gärt es, auch in neutralen Ländern, die jetzt in der Stunde der Entſcheidung beſſer täten, ihre Ruhe zu bewahren.

Mitten in diesem hoffnungslosen Durcheinander steht Deutschland unerschütterlich fest, wie der Fels im aufgewühlten Meer. Die Sturmwogen, die von allen Seiten hereinbrechen, zerschellen an seinen Klippen zu Schaum. Habt acht! Der Vorhang rauscht zum letzten Male empor. Hindenburg tritt auf. Dann wird die gewaltige Kampfgruppe, die seit dem Feldzug gegen Rumänien zu einer in der Weltgeschichte unerhörten Vollkommenheit ausgebildet wurde, ihre Ernte einbringen. Der Krieg wird zur Ruhe gezwungen werden. Frieden soll wieder auf dieser gemarterten, zerfleischten, vergrämten Erde herrschen! Stark und mächtig wird Deutschland der neuen Zeit entgegengehen. Dann darf auch das osmanische Volk des Dankes gewiß sein für seine ehrenvolle Teilnahme am Freiheitskampf der Germanen.

Die Grabmoschee Salhein in Aleppo.

Zweites Kapitel.

Aleppo.

Am 15. März 1916 war ich mit Graf Wichard von Wilamowitz-Möllendorff, dem neuernannten Militärattaché der deutschen Gesandtschaft in Persien, von Konstantinopel abgereist. Ein Dampfer hatte uns vom Goldenen Horn nach Haidar-Pascha an der asiatischen Küste gebracht, und in sieben Tagen erreichten wir mit der Bahn Aleppo.

Zweimal hatten wir den Zug verlassen müssen, denn die Strecke der Bagdadbahn bis Aleppo war noch nicht ganz ausgebaut. Zwischen Bosanti und Gülek im Taurus war zwar schon ein gewaltiger Tunnel durchs Gebirge gebohrt, er sollte aber erst im Herbst dem Verkehr übergeben werden. In Bosanti hatten uns zwei deutsche Offiziere in türkischen Diensten, Oberstleutnant Vonberg und Major Welsch, die auf

dem Wege nach Bitlis waren, ein Kriegsautomobil zur Verfügung gestellt, das uns auf steilen und weiten, ohne Brustwehr über schwindelnden Abgründen hängenden Zickzackwegen über die 1300 Meter ansteigenden Höhen des Taurus nach Gülek beförderte. Auf der Talfahrt durcheilten wir die Pylae Ciliciae, den hohlwegartigen Engpaß des Tales Tarsus-tschai, durch den Xerxes und Darius, Cyrus der Jüngere und Alexander der Große vorrückten, und in späteren Zeiten Harun-er-Raschid und Gottfried von Bouillon. Das Wetter war nicht eben einladend gewesen, es wechselte anmutig zwischen Land- und Platzregen. Dabei wimmelte die aufgeweichte und schlüpfrige Straße von Kamelkarawanen, die Baumwolle von Adana brachten, von Lastautos, requirierten Bauernwagen, Ochsenfuhrwerk mit Kriegsmaterial, marschierenden Soldaten und Reitern. Am meisten bemitleideten wir die Züge gefangener Sikhs, die von Bagdad her zu Fuß nach ihrem Bestimmungsort in Kleinasien wandern mußten, einen Stock in der Hand, den Brotbeutel auf dem Rücken, die Uniformen zerrissen und die Turbane zerlumpt. Welche Qual für die Söhne des Sonnenlandes Indien, dem kalten Regen auf den Höhen des Taurus schutzlos preisgegeben zu sein! Kleine Gesellschaften reisender Türken mit Eseln, Kühen und — aufgespannten Regenschirmen boten dagegen einen lustigen Anblick.

In der Mitte zwischen Bosanti und Gülek, in dem offenen Gebiet des Taurus, das Schamallan-han genannt wird und ringsum von spärlich bewaldeten Bergen umgeben ist, lag eine deutsche Automobilstation, wo man uns mit liebenswürdiger Gastfreundschaft aufnahm und eine Nacht trefflich beherbergte. In dem welligen Kesseltal war eine ganze Stadt emporgewachsen von gelben, grauen und schwarzen Zelten oft riesiger Ausdehnung, Schuppen und Reparaturwerkstätten, Mannschaftsbaracken und Offizierszelten. Deutsche und türkische Flaggen wehten darüber. Von Gülek aus hatten wir Tarsus besucht, den Geburtsort des Apostels Paulus, ein sehr langweiliges Städtchen.

Zwischen Mamure und Islahije waren die Tunnel ebenfalls schon fertig, aber nur eine Feldbahn führte hindurch. Diese Strecke über den Amanus und durch das 300 Meter breite, zwischen Basaltklippen sich öffnende Amanische Tor, durch das einst König Darius zog, um seinem Gegner Alexander in den Rücken zu fallen, mußten wir auf der Land-

ſtraße in einem „Jaile" zurücklegen, einem hohen, überdeckten, kremſerähnlichen Fuhrwerk, das Wilamowitz „Leichenwagen" taufte, als ob er geahnt hätte, daß er von ſeiner Reiſe nach Perſien nicht mehr zurückkehren werde. Man ſitzt nicht, ſondern liegt in dieſer merkwürdigen Fahrgelegenheit, polſtert ſich den Boden ſo gut wie möglich mit Stroh und nachgiebigem Gepäck aus und freut ſich, wenn das „gerüttelt Maß" nicht allzureichlich ausfällt. Für mich war dieſe Fahrt noch dadurch beſonders denkwürdig, daß auf ihr meine wohlverſorgte große Proviantkiſte aus Konſtantinopel ſpurlos verſchwand. Das immer troſtloſer werdende Regenwetter hatte uns ſchließlich gezwungen, in einem elenden Krug zu Islahije bei einem griechiſchen Wirt Georgios Baſſili ein etwas romantiſches Nachtlager zu beſtehen, und ſchließlich hatte uns ein Pferdetransportzug in einem Viehwagen um 1 Uhr nachts glücklich nach Aleppo gebracht.

Hier ſollte ich nun abwarten, was das Oberkommando der türkiſchen Armee über mein weiteres Schickſal beſchließen würde. Miniſter Enver Paſcha hatte mir die Erlaubnis zur Reiſe durch Kleinaſien bis nach Bagdad nur unter der Bedingung erteilt, daß Feldmarſchall von der Goltz, der von Bagdad aus die 6. Armee befehligte, keine Bedenken dagegen habe; er allein wollte die Verantwortung für meine Sicherheit nicht auf ſich nehmen, da wilde Beduinenhorden die Wege unſicher machten. Das endgültige Ergebnis des Depeſchenwechſels zwiſchen Konſtantinopel und Bagdad ſollte mir in Aleppo gemeldet werden.

Aleppo, das Haleb der Araber, nach Smyrna und Damaskus die größte Stadt Vorderaſiens, iſt Hauptſtadt eines Wilajets, eines Gouvernements, das das ganze nördliche Syrien umfaßt und im Oſten vom Euphrat begrenzt wird. Die Einwohnerzahl ſoll 200 bis 250000 betragen; davon ſind zwei Drittel Mohammedaner, 25000 Armenier, 15000 Juden, ebenſoviele Griechen, die übrigen Lateiner, Maroniten und unierte Syrer. In der Altſtadt herrſcht noch der arabiſche Stil vor, der nach der Straße zu nur öde Mauern zeigt. Doch finden ſich auch dort ſchon ſolide Steinhäuſer mit Erkern, Balkonen und eingebauten Altanen, und die neuen Stadtteile an der Peripherie haben eine faſt europäiſche Bauart. Mit ihrem unaufhörlich hin- und herwogenden orientaliſchen Verkehr bieten Aleppos Straßen wundervolle Bilder; noch

lieber aber verirrt man ſich in die dunkeln Labyrinthe der Baſare, deren kleine, enge Kaufläden mit Teppichen und Stickereien, Gold- und Silber-

Graf Wichard von Wilamowitz-Möllendorf.

ſchmuck, Pantoffeln und Lederwaren und all dem Kram angefüllt ſind, der von Europa eingeführt wird.

Der Krieg hatte zwar den Handel ziemlich lahm gelegt; der Han Weſir, ein Gebäude aus dem 13. Jahrhundert, war faſt leer geräumt.

Dennoch herrſchte in den Baſaren noch immer lebhafter Betrieb. Selbſt franzöſiſche Weine, Konſerven, Lichte uſw. konnte man kaufen, da die Vorräte der Küſtenſtädte noch nicht erſchöpft waren, ſo daß ich meine verſchwundene Proviantkiſte leicht erſetzen konnte. Manche Artikel aber ſtiegen unerhört im Wert. Für Petroleum forderte man das Zwanzigfache des Friedenspreiſes, und das türkiſche Papiergeld ſtand tief im Kurs: in Konſtantinopel galt ein türkiſches Pfund 108 Piaſter, in Aleppo nur 90, in Jeruſalem ſogar, wie man mir verſicherte, nur 73 (ein Piaſter hat einen Wert von etwa 18 Pfennig). In manchen Gegenden weigerte ſich die Landbevölkerung überhaupt Papiergeld anzunehmen; ich hatte mich glücklicherweiſe in Konſtantinopel mit einer größeren Summe in Gold und Silber verſehen.

In der Mitte der Stadt erhebt ſich die Zitadelle auf einer uralten, wahrſcheinlich künſtlich geſchaffenen Anhöhe. Vom Rundgang des Minaretts dort oben hat man eine wundervolle Ausſicht über das Häuſermeer der Stadt mit ſeinem ſparſamen Grün und die Straßen, die wie die Speichen eines Rades von dieſem Mittelpunkt ausgehen, auf das weite, hügelige, graugelbe Gelände und das Tal des Kuwekfluſſes, wo Platanen, Silberpappeln, Walnußbäume, Oliven und vor allem Piſtazien in den Gärten grünen.

Aleppos Hauptſehenswürdigkeit iſt die „große Moſchee" Dſchami-kebir oder Dſchami-Sakarija. Sie hat ihren Namen vom Vater Johannes des Täufers, Zacharias, deſſen Grab im Innern hinter vergoldetem Gitter gezeigt wird, und wurde von den Omaijaden an einer Stelle errichtet, wo vordem eine von der Kaiſerin Helena geſtiftete chriſtliche Kirche ſtand. Ihr gegenüber erhebt ſich die Dſchami-el-Halawije, die ebenfalls ein Abkömmling einer von der Kaiſerin Helena erbauten Kirche ſein ſoll. Ihr Inneres zieren Pilaſter und Chornischen mit Akanthusmotiven und ein „Maſchrab", eine Gebetsniſche, von künſtleriſchem Wert. Vor der Stadt liegt die vornehme Begräbnisſtätte Ferdus mit zahlreichen Heiligengräbern und den charakteriſtiſchen Grabſteinen: immer zwei aufrecht ſtehend als Sinnbilder des Lebens, dazwiſchen ein liegender als Sinnbild des Todes. Die Ecken des liegenden Steins haben ſchalenförmige Vertiefungen: darin ſammelt ſich das Regenwaſſer, und die Vögel kommen, um zu trinken und den Schlaf der Toten mit ihrem Geſang zu

verſüßen. Als ich den Friedhof beſuchte, küßte eine alte Türkin weinend die Steine der Heiligengräber, um, wie ſie ſagte, Schutz zu erflehen für ihren Sohn, der an der Front gegen die Ruſſen kämpfte.

Eine andere, teilweiſe verfallene Grabmoſchee trägt den Namen Salhein. Über ihren Denkmälern erhebt ſich ein ſehr hübſches Minarett.

Vor der Stadt liegt auch die Moſchee Scheik-ul-Huſſein; ihre Ge-

Arabiſcher Junge in Aleppo.

betsniſche birgt einen Stein, der nach der Verſicherung Rechtgläubiger alljährlich am 10. Oktober, dem Todestage des ſchiitiſchen Heiligen Huſſein, blutet. Nördlich von Aleppo träumt zwiſchen Anhöhen das Derwiſchkloſter Scheik Abu Bekr, eine viereckige Halle unter einer Kuppel, im Innern ausgeſtattet mit prächtigen Skulpturen und Fayencen; zahlreiche große Fenſter werfen helles Licht auf die Farbenpracht der Kunſtwerke. Im Hof ſpiegeln Zypreſſen ihr ewiges Grün in einem klaren

Waſſerbecken; daneben ſchlummert unter einem von Kletterpflanzen umſponnenen Grabmal eine Prinzeſſin. Hier hauſen die betenden Derwiſche von der Brüderſchaft der Mutevelli-Derwiſche, deren Hauptſitz Konia iſt. Auch die tanzenden Derwiſche haben in Aleppo ein Haus.

Vor dem Krieg war in Aleppo eine deutſche Kolonie von ungefähr 300 Köpfen. Jetzt war ihre Anzahl bedeutend geſunken. Von den beiden deutſchen Schulen war die katholiſche vor vier Jahren gegründet und in einem vornehmen, hundertundfünfzig Jahre alten arabiſchen Hauſe untergebracht; ſie beſchäftigte ſechzehn Lehrer und acht Borromäerinnen (barmherzige Schweſtern) und hatte zur Zeit meines Beſuches 220 Schüler, die nur deshalb ein geringes Schulgeld zahlen mußten, weil ſonſt der Unterricht nicht als etwas Erſtrebenswertes gegolten hätte. Im ganzen ſollen 400 Borromäerinnen an den verſchiedenen Fronten ſtehen. Die proteſtantiſche, noch jüngere Schule wird von 110 türkiſchen, deutſchen, jüdiſchen und armeniſchen Mädchen beſucht; ſie gehört den Kaiſerswerther Diakoniſſen, die auch in Smyrna, Beirut und Jeruſalem Schulen und in Konſtantinopel ein großes Krankenhaus eingerichtet haben. Aus Kairo und Alexandria wurden ſie während des Krieges vertrieben. Andere Lehranſtalten in Aleppo ſtehen unter der Leitung der Franziskaner und Jeſuiten, der Sacré-Coeur- und St. Joſephsſchweſtern.

Das geſellige Leben der Deutſchen hat ſeinen Mittelpunkt im Hauſe des Herrn Koch, deſſen Gattin als Schweſter Martha mir zuerſt bei Feldmarſchall von der Goltz begegnete, als er noch Generalgouverneur in Brüſſel war. Ihr gaſtliches Heim, das ſich ſeit dreißig Jahren ſo manchem Reiſenden aufgetan hat, wurde auch mir jetzt eine Freiſtätte, und hier im Kochſchen Hauſe entſchied ſich mein nächſtes Reiſeſchickſal.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Aleppo brachte mir der Adjutant Neſchad Paſchas, des dortigen Etappeninſpektors, den Beſcheid Enver Paſchas, ich könne nach Bagdad reiſen und wohin ich ſonſt wolle. Ich hatte nur den Weg zu wählen. Aber eben darin lag die Schwierigkeit. Eine gewiſſe Vorſicht war durch die kriegeriſchen Ereigniſſe auf jeden Fall geboten. Schon in Konſtantinopel hatte ich gehört, die Ruſſen ſeien in Perſien ziemlich ſtark. Kirmanſchah hatten ſie genommen. Bagdad war alſo nicht mehr weit. Im Norden war Erſerum gefallen,

und wenn es dem Großfürſten Nikolai gelang, nach Diarbekr vorzuſtoßen, und die Engländer, die ſich allerdings bei den Dardanellen blutige Köpfe geholt hatten, etwa eine Landung im Golf von Alexandrette erzwangen, um ſich mit den Ruſſen zu vereinen, ſchlugen die Wellen des Krieges rettungslos hinter mir zuſammen. Andererſeits hatte uns ſchon auf der Fahrt nach Aleppo ein Eiſenbahningenieur, ein Kroate, verſichert, Bagdad ſei von den Engländern beſetzt; das war natürlich leeres Gerede, denn dann hätte der Feldmarſchall auf dem Rückzug nach Weſten ſein müſſen. Enver Paſchas Telegramm ſtrafte all dieſe Etappengerüchte Lügen. In Islahije ſchließlich hatte es geheißen, die Ruſſen kämen Moſul immer näher. Ob ich überhaupt Bagdad erreichen würde, erſchien alſo immerhin etwas unſicher, und doppelt unſicher war ich daher über den Weg, den ich einzuſchlagen hatte. Mein Reiſekamerad Graf Wilamowitz ſollte eine Trainkolonne den Euphrat entlang führen; ihm und dem Oberſten von Gleich, dem neuen Stabschef bei von der Goltz, konnte ich mich auf ihrem 800 Kilometer langen Ritt anſchließen. Aber es gibt nichts Einförmigeres als die ewigen Wüſten an den Ufern des Euphrat. Da war es doch reizvoller, über Neſibin nach Moſul zu fahren, die Ruinen von Ninive zu ſehen, von dort auf einem „Kellek", einem Floß, den Tigris hinabzutreiben und die Altertümer von Nimrud und Aſſur zu beſuchen. Freilich machten die Schammarbeduinen, die wegen ihrer Überfälle berüchtigt ſind, den Weg bis Moſul unratſam, wenn ich nur auf den Schutz meines Kutſchers angewieſen blieb. Auch waren die Nebenflüſſe des Euphrat, die vom Armeniſchen Gebirge herkommen, zu reißenden Strömen angeſchwollen. Aber die eigentliche Regenzeit war ja ſchon vorüber; in ein paar trocknen Tagen mußten ſie wieder fallen. Ich beſchloß alſo, meinem alten Glück zu vertrauen und mich von Aleppo aus gleich oſtwärts zu wenden. Frau Koch hatte bereits einen „Arabatſchi", einen Hauderer, gefunden, der mir für 30 türkiſche Pfund (555 Mark) eine Viktoria und einen Jaile vermieten wollte, und ich beriet gerade mit dem deutſchen Etappenkommandanten Rittmeiſter von Abel, Direktor Haſenfratz und Inſpektor Helfiger von der Bagdadbahn und andern deutſchen Freunden, wie Wagen und acht Pferde mit der Bahn nach Ras-el-Ain befördert werden könnten, als zwei junge deutſche Offiziere

in türkiſchen Dienſten ins Zimmer traten. Der eine von ihnen, Major Reith, hatte als Chef einer Automobilkolonne den Auftrag, die Verkehrsmöglichkeiten auf der Straße zwiſchen Ras-el-Ain und Moſul zu unterſuchen, der andere, ſein Bruder, ſollte ihn als Arzt begleiten. Major Reith hatte kaum von unſern Beratungen gehört, als er rief: „Aber warum ſo viel Zeit und Geld verſchwenden? Kommen Sie mit mir! Ich habe reichlich Platz für Sie und auch für Ihr Gepäck, und in drei Tagen ſind wir in Moſul!“

Dieſem verführeriſchen Vorſchlag zu widerſtehen, wäre übermenſchlich geweſen. Eine günſtigere Gelegenheit konnte ſich mir ja gar nicht bieten. Alſo auf nach Moſul!

Pferdebeförderung über den Dſchirdſchib.

Drittes Kapitel.

Eine mißglückte Autofahrt.

Meine bisherigen Reiſekameraden waren bereits aufgebrochen: Graf Wilamowitz mit Oberſt von Gleich den Euphrat entlang, Vonberg und Welſch nach Ras-el-Ain, wo ſie drei Tage auf Pferde und Wagen für die Fahrt nach Bitlis warten mußten, ſo daß ich ihnen am nächſten Tag noch einmal begegnete. Major Welſch ſah ich einige Monate ſpäter wieder; Oberſtleutnant Vonberg aber ſollte von Bitlis nicht mehr zurückkehren: er ſtarb dort am Flecktyphus.

Am 28. März ſchlug auch für uns die Stunde des Aufbruchs. Das Wetter war herrlich geworden, für unſere Autofahrt nach Moſul mußten die Straßen ausgezeichnet ſein. Major Reiths fünf Automobile, zwei Perſonen- und drei Laſtwagen, wurden auf offenen Loren verladen, und am Vormittag ſetzte ſich unſre Kolonne mit neun Chauffeuren und einem türkiſchen Dolmetſcher in Bewegung. Die Laſtautos enthielten reichliche Vorräte an Benzin und Öl, Erſatzteile, Gummiringe, Werkzeug, Spaten, Zelte, Tiſche, Stühle, Betten und Proviant.

Zuerſt brachte uns die Bahn nach Muſlimije zurück. Dann wandte ſie ſich nach Oſten durch wenig bebautes Land, wo nur hier und da die zuſammengedrängten Kuppeldächer eines Dörfchens ſichtbar wurden. Dieſe bienenſtockartigen Hütten aus an der Sonne getrocknetem Lehm finden ſich überall da, wo anderes Baumaterial, Holz oder Stein, fehlt. Weiter entfernt von der Bahnſtrecke, wo Kalkſtein zu Tage tritt, ſind auch die Dorfhäuschen aus Stein und ihre Dächer flach. Faſt ohne Ausnahme liegt auch die kleinſte dieſer Anſiedelungen auf dem Abhang oder am Fuß eines „Tell", einer nackten Anhöhe, deren durchweg regelmäßige, flach koniſche Form aus dem ebenen Gelände einſam hervorragt. Solch ein Tell birgt die Geſchichte des betreffenden Dorfes; er reicht bis in die Morgendämmerung der aſſyriſchen und hethitiſchen Zeit zurück, beginnt vielleicht vor den früheſten menſchlichen Urkunden und war auf alle Fälle ſchon uralt, als mazedoniſche Hopliten und Hypaſpiſten, die ſchweren Fußtruppen und leichter beweglichen Schildträger, durch dieſe Gegenden vorrückten. Eine Quelle, ein Bach oder auch nur die Nähe von Grundwaſſer reizten zur Anſiedelung, die dann durch Jahrtauſende fortgelebt hat. Alte Häuſer ſtürzten ein; Schutt und Unrat häuften ſich auf; aber die nachkommenden Geſchlechter bauten auf demſelben Platze weiter, und ſo wuchs der Tell ſchichtweiſe zu einem Hügel empor.

Um die Dörfer herum breiten ſich Äcker aus, auf denen die Fellachen, die ſeßhaften Bauern, mit Ochſen pflügen, und Frauen und Kinder in buntzerfetzter Kleidung unſerem Zuge offenen Mundes nachſchauen. Sonſt iſt der weiche rote Erdboden gewöhnlich mit Gras und Kräutern bewachſen, und ſeine Einförmigkeit wird nur ſelten durch eine wandernde Kamelkarawane unterbrochen. Neben der Eiſenbahn wirken die prächtigen Tiere wie Anachronismen. Wie gut, daß es noch Gegenden gibt, wo die Menſchen ohne das „Schiff der Wüſte" verloren wären!

Die Stationsgebäude ſind feſte Blockhäuſer. Auf dem Bahnſteig von Akdſche-Kojunli wartet eine Kompagnie Rekruten auf ihren Zug. Der Ort liegt am Sadſchur, einem Nebenfluß des Euphrat, und ſein trübes Waſſer verrät, daß in ſeinem Quellgebiet Regen gefallen iſt. Ein bedenkliches Vorzeichen! Fern im Norden leuchten die Gebirge Armeniens, die zum Taurus gehören, unter ihrer Schneedecke.

Am Nachmittag ſtiegen wir in Dſcherablus am Euphrat aus.

Hier begrüßten uns der türkiſche Etappeninſpektor des Flußweges, Oberſt Nuri Bei, und Kapitänleutnant von Mücke, der berühmte Kommandant der „Ayeſha", jetzt Chef der Euphratfluß-Abteilung, die nicht weit vom Bahnhof am Ufer große Werften und Werkſtätten angelegt hat. Eine kleine Stadt von deutſchen und türkiſchen Häuſern war hier erſtanden, und auf der Werft waren deutſche Matroſen beim Bau gewaltiger Boote von 12 Meter Länge, 4 Meter Breite und einer Tragkraft von 25 Tonnen; ſie ſollten Kriegsmaterial den Euphrat abwärts nach Risvanije bringen, von wo eine Feldbahn es nach Bagdad ſchaffte. Die türkiſche Werft liegt 25 Kilometer weiter flußaufwärts in Birebſchik. Dort baut man ſeit alter Zeit Euphratboote, ſogenannte Schahtur, die 6 Meter lang und $2^1/_2$ Meter breit ſind und auf dem Waſſer gewöhnlich paarweiſe zuſammengebunden werden. Das Holz liefern die Gebirgsgegenden oberhalb Birebſchik. Flußabwärts iſt Holz ſehr ſelten; was an ſolchen Booten oder Fähren dort hinunter kommt, wird daher gewöhnlich an ſeinem Beſtimmungsort verkauft. Kapitänleutnant von Mücke wollte aber verſuchen, die zahlloſen Boote, die von Dſcherablus ausgingen, zu retten, indem er ſie durch deutſche Lotſen mit Motorbooten wieder an ihren Ausgangspunkt zurückbefördern ließ. Die ganze Stromſtrecke bis Feludſcha beträgt über 1000 Kilometer, ein einzelner Lotſe kann ſich daher nicht mit ihr vertraut machen. Deshalb ſollte ſie in zehn Teilſtrecken zerlegt und im Herbſt eine genaue Karte des ganzen Stromlaufs hergeſtellt werden, denn dann iſt die Schiffahrt am ſchwierigſten. Jetzt war der Strom im Steigen, aber der Waſſerſtand wechſelte; am 28. März war er ſchon faſt einen Meter höher geweſen als jetzt; nach der bevorſtehenden Schneeſchmelze erwartete man, daß er wieder um anderthalb Meter ſteigen werde. Ein während des Hochwaſſers aufgenommenes Kartenbild würde leicht irreführen, da alle Untiefen, Sandbänke und Riffe dann überſchwemmt ſind und die Waſſermenge bei niedrigem Waſſerſtand ſich zu dem bei Hochwaſſer verhält wie 1 : 12. Obendrein ſollten an den Ufern Signale angebracht werden mit Angaben über den Verlauf der tiefen Stromrinne und über alles, was der Euphratſchiffer wiſſen muß.

Gleich oberhalb der Werft liegen die Ruinen einer uralten Stadt, die George Smith 1876 entdeckt hat. Auf einer Reiſe durch Syrien

und Mesopotamien im Jahre 1879/80 kam auch Professor Sachau aus Berlin nach Dscherablus — er nennt es Dscherâbis —, dem Europus der Römer, dem alten Karkemisch, mit dessen Namen die Erinnerung an einen glänzenden Sieg verknüpft ist. Hier schlug Nebukadnezar im Jahr 605 v. Chr., ein Jahr nach Ninives Fall und ein Jahr vor seiner Thronbesteigung, den Pharao Necho. Dieses Ereignisses gedenkt auch die Bibel; zum Propheten Jeremias geschah das Wort des Herrn: „Wider Ägypten. Wider das Heer Pharao Nechos, des Königs in Ägypten, welches lag am Wasser Euphrat zu Karchemis, das der König zu Babel, Nebukadnezar, schlug im vierten Jahr Jojakims, des Sohnes Josias, des Königs in Juda."

Als Sachau in Dscherablus eintraf, hatte der englische Konsul Henderson in Aleppo gerade seine Ausgrabungen begonnen. Sie deckten zwei Kulturperioden auf: die uralte hethitische mit künstlerisch ausgeführten Reliefs, breiten Treppen und massiven Häusern, und die römische. Noch bei Ausbruch des Weltkrieges waren englische Archäologen hier an der Arbeit gewesen. Jetzt stand ihr Wohnhaus leer, ihre Betten waren requiriert. Funde und Sammlungen hatte die türkische Regierung versiegeln lassen, damit sich niemand daran vergreife. Durch einen Spalt in der Holztüre sah ich Skulpturen, Vasen usw. auf Regalen und auf dem Boden aufgestellt. Von den größeren Skulpturen draußen auf dem Hof sind, fürchte ich, einige durch die Beduinen beschädigt worden. Seit Dscherablus ein so wichtiger Punkt auf der Etappenstraße nach Bagdad geworden ist, haben Türken und Deutsche die strengsten Maßnahmen zum Schutz der ausgegrabenen Altertümer getroffen. Das Ruinenfeld war auch in bestem Zustand. Da standen in langen Reihen die aus der Erde gegrabenen mächtigen Steinplatten, geschmückt mit Löwen und Greifen und den Bildern assyrischer Könige. Ein etwa einen Meter langer geflügelter Löwe trug außer seinem eigenen Kopf noch den eines Mannes mit eigentümlicher Zipfelmütze oder Krone. Die Grundmauern alter Häuser traten deutlich hervor, oft auch die Einteilung der Räume.

Oberhalb dieses Ruinenfeldes erhebt sich ein Hügel mit Spuren einer Akropolis, und von hier aus bietet sich eine herrliche Fernsicht. Flußabwärts verliert man den Euphrat zwischen seinen ziemlich hohen Ufern bald aus den Augen. Unmittelbar unter uns springt die Brücke

der Bagdadbahn von Ufer zu Ufer, und weiterhin liegt eine Flottille von Kähnen, die mit dem erwarteten Schneewaſſer in wärmere Gegenden fahren ſoll.

Als die Dunkelheit unſern Studien im Freien ein Ziel ſetzte, verſammelten wir uns an Kapitänleutnant von Mückes Tiſch in der Offiziersmeſſe. Hier berichtete nun der Held der „Ayeſha", ein glänzender Vertreter des Offizierkorps der deutſchen Marine, ſelbſt über ſeine märchenhaften Abenteuer, wie er auf der nördlichſten Kokosinſel von der „Emden" an Land ging, mit ſeinem kleinen Schoner über den Indiſchen Ozean das Rote Meer erreichte und ſich in blutigen Kämpfen mit Araberſtämmen durchſchlug, bis der Weg nach Konſtantinopel frei war.

Auch hier in Dſcherablus gingen allerhand Etappengerüchte um, die befürchten ließen, daß ſich die Ruſſen von Norden her näherten. Teile einer türkiſchen Diviſion waren auf dem Marſch nach Moſul, alſo auf dem Wege, den wir morgen mit dem Auto einſchlagen ſollten, überfallen worden; offenbar hatten die Ruſſen die Eingeborenen aufgewiegelt, um den Verkehr auf der Etappenſtraße zu ſtören. Die Türken hatten natürlich die Kurden in die Flucht gejagt. Aber war die Straße nun wieder frei?

Die Antwort auf dieſe Frage gab ein Telegramm aus Kut-el-Amara, das mir in dieſem Augenblick ein Matroſe überbrachte: „Habe bereits Großes Hauptquartier benachrichtigt, daß keinerlei Bedenken gegen Ihre Herreiſe vorliegen. Freue mich ſehr, Sie wiederzuſehen. Goltz."

Wenn der Feldmarſchall „keinerlei Bedenken" hatte, mußten mir auch die bedrohlichſten Etappengerüchte gleichgültig ſein.

Spät am Abend begleitete uns Kapitänleutnant von Mücke zum Bahnhof. Unſere Automobile waren ſchon nach Ras-el-Ain vorausbefördert, um ſich dort reiſefertig zu machen; am andern Morgen ſollten wir wieder zu ihnen ſtoßen.

Gegen Mitternacht rollte unſer Zug langſam nach Oſten der 950 Meter langen Euphratbrücke zu, die mit zehn eiſernen Bogen auf neun Steinpfeilern das gewaltige Flußbett überſpannt. Die Nacht war ſternenhell. Vor ihren Blockhäuſern ſtanden die Bahnwärter mit bunten Laternen unbeweglich wie Statuen. Bald begannen Räder und Schienen zu ſingen und zu donnern, die Brücke war erreicht, und im matten Schein der

Sterne breitete der majestätische Strom seinen weiten Spiegel zu unsern Füßen aus. Dann stieg die Geschwindigkeit; die Bahn lief am Fuß von Anhöhen entlang und kletterte zwischen ihnen mit merkbarer Steigung auf das öde, einförmige Flachland zwischen Euphrat und Tigris hinauf.

Als ich am Morgen erwachte, waren wir schon fast am Ziel. Weit bis zum Horizont dehnte sich das Land eben wie eine Tischplatte oder doch nur ganz schwach gewellt. Hier und da verstreut zeigten sich schwarze Nomadenzelte und trieben Hirten ihre Herden auf die grüne Steppe. Der Himmel strahlte in sonniger Klarheit, der Tag versprach heiß zu werden; nur im Norden schwebten über den Bergen weiße Wolken, und weit im Süden stand der Dschebel (Bergrücken) Abd-el-Asis da wie ein hellblauer Schild. Wir überschritten einen kleinen Flußarm und waren im nächsten Augenblick in Ras-el-Ain.

Die fünf Autos warteten in Ras-el-Ain schon auf uns, und Major Reith brannte darauf, seinen Auftrag so schnell wie möglich auszuführen. In der türkischen Etappenkommandantur versicherte man uns obendrein, die Wege seien gut und trocken und die beiden Arme des Dschirdschib, die wir einige Kilometer östlich von Ras-el-Ain zu passieren hatten, jetzt ganz schmal. Also los!

Das ganze elende Dorf war auf den Beinen, als unsre Kolonne zur Abfahrt bereit stand. Vorauf die beiden Personenwagen, der erste ein Benz, von Major Reith selbst gelenkt, mit Dr. Reith, einem Chauffeur und mir als Passagieren; hinterdrein die drei Lastautos. $^3/_4$10 Uhr setzten wir uns in Bewegung. Die Straße hätte nicht besser sein können, das Gelände war eben oder ging in sehr flachen Wellen, und nach 17 Minuten waren wir schon am ersten Arm des Dschirdschib. Die Furt war ein paar hundert Meter nördlich von der Straße. Die Personenwagen brausten schäumend durch das Wasser und waren bald wieder auf dem Trockuen, aber die Lastautos fuhren auf der steilen, linken Uferterrasse fest, und es kostete unsere vereinten Anstrengungen, sie wieder freizumachen.

Nun bogen wir vom Damm der Bagdadbahn allmählich nach links ab, den Telegraphenstangen nach, die unsere einsame Straße verfolgten. Wir überholten einen Wanderer, einen Jaile und eine Karawane von

Mauleſeln. Sonſt ſahen wir an Lebeweſen nur in einiger Entfernung einen Wolf, dem der Major vergeblich ein paar Kugeln nachſchickte.

Schon nach 22 Minuten hatten wir auch den zweiten Flußarm des Dſchirdſchib erreicht. Er führte kaum drei Kubikmeter Waſſer, ſein Bett war hart und voller Kies, und die Uferböſchung flach. Dieſes Hindernis wurde alſo ohne Schwierigkeit genommen. Als wir dann aber in einen Hohlweg mit weichem Boden gerieten, fuhr ein Laſtauto ſo gründlich feſt, daß wir mit Spaten und Hebeln drei Stunden ſchwer zu arbeiten hatten.

In nordöſtlicher Richtung ging es weiter, dem Gebirge von Mardin entgegen. Wie ein breites gelbrotes Band zog ſich die Straße in leichten Krümmungen durch die grüne Steppe. Lerchen, Wildgänſe, Falken und Geier beherrſchten die Luft; auf der Erde ſah man nur zahlloſe Löcher von Feldmäuſen und hier und da die Reſte eines gefallenen Kamels oder Mauleſels. Ein türkiſcher Offizier, der uns auf ſeinem Jaile begegnete, berichtete uns, der Weg vor uns ſei gut; zwei ſchwierige Stellen habe man ausgebeſſert, da Enver Paſcha in Bagdad erwartet werde. Bei dem Dorfe Arade raſteten drei deutſche Soldaten, die vor einem Monat aus Bagdad aufgebrochen waren; dort ſei es, verſicherten ſie, ſchon damals bedeutend wärmer geweſen als jetzt hier bei Arade.

Beim nächſten Dorf — Bunas mit Namen — ſtanden mehrere Zelte, deren Bewohner ihre Rinder- und Schafherden zuſammentrieben. Hier lebten Fellachen, Ackerbauer, und Beduinen, Nomaden, durcheinander, die eintönige Steppe wurde daher nicht ſelten durch beſtelltes Feld unterbrochen. Die Dörfler ſtarrten verwundert unſren vorbeiſauſenden Autos nach, von denen das erſte die türkiſche — weißer Halbmond und Stern in rotem Feld —, das zweite die deutſche, ſchwarzweißrote Flagge führte.

Schon legte ſich Abendſtimmung über die Landſchaft. Die Sonne verbarg ſich hinter den Wolken. Einige Araber zu Pferde zeigten uns den Weg, der faſt geradeaus nach Norden führte, wo die Berge von Mardin immer ſchärfer hervortraten. In dem Dorf Abd-el-Imam zeigten ſich prächtige Geſtalten, beſonders Frauen in roten Trachten, zwiſchen den Hütten. Schließlich kamen wir über eine kleine neuerbaute Steinbrücke, eine ſeltſame Erſcheinung in dieſer Gegend, und an einem Tell ohne Dorf vorüber und bogen $^1/_4$7 Uhr etwa 50 Meter ſeitwärts

von der Straße ab. Hier sollte unser erstes Nachtquartier auf dem Wege nach Mosul sein.

In militärischer Ordnung wurde unser Lager aufgeschlagen. Unsere Wagen- und Zeltburg — links die drei Lastautos, rechts die Personenwagen, vorn zwei Zelte und hinten die offene vierte Seite nach der Wüste zu — bildete einen kleinen Hof, in dessen Mitte bald ein Feuer brannte. Mit dem Dolmetsch Gabes waren wir insgesamt zwölf Mann. Im Handumdrehen waren die beiden Offizierzelte aufgerichtet, die Betten fertiggemacht, die Zeltstühle um eine Kiste gestellt, Büchsenkonserven, Suppe, Fleisch und Gemüse, gekocht, und bald saßen wir beim Schein einer Karbidlampe um unsern Abendbrottisch, während die Mannschaft es sich in malerischen Gruppen am Lagerfeuer bequem machte. Dann wurde die Lampe ausgelöscht, die Zigaretten angezündet, und wir lauschten noch eine Weile den frischen Gesängen der Chauffeure.

Am 30. März waren wir schon um ½6 Uhr zum Aufbruch fertig. Da erhob sich plötzlich aus Nordwest ein rasender Sturm, und kalter Regen peitschte die Steppe. Heraus mit den Regenmänteln! Und nun vorwärts zum Aufmarsch der Kolonne auf der Straße! Das erste Lastauto zog an, aber der Erdboden war bereits so feucht, daß die Räder nicht recht faßten. Noch einmal losgekurbelt! Man hörte ein betäubendes Knattern und Schleifen — und plötzlich stand die Maschinerie still. Die Chauffeure sprangen herunter, und eine kurze Untersuchung ergab als Resultat: das Auto ist ein Wrack, die nötigen Ersatzteile können nur aus Scham-allan-han am Taurus beschafft werden — und das kann ein paar Wochen dauern!

Nun kam das zweite an die Reihe. Es fuhr an, ratterte und krachte — und dann stopp! Genau derselbe Schaden wie beim ersten! Auch dieser Wagen war also erledigt. Der Major biß die Zähne zusammen über dies Mißgeschick; aber nur nicht den Mut verlieren! Umladen, und dann mit dem Rest der Kolonne weiter!

Das dritte Lastauto wurde bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit, die drei Tonnen betrug, beladen; genügenden Vorrat an Benzin, Proviant, Öl und Wasser mußten wir mitnehmen, außerdem Betten, Kleider, Zelte und anderes. Die beiden Wracks blieben fast mit ihrer ganzen Last zurück. Darunter befanden sich mein Zelt, meine Proviant-

kiſte und mein Primuskocher mit Keſſel. Drei Chauffeure, Conrad, Buge und Lopata, und der türkiſche Dolmetſch Gabes ſollten das unfreiwillige Depot bewachen und auf Erſatzteile warten. Waffen, Geld und Proviant hatten ſie genug.

Gegen 1 Uhr war endlich alles fertig, und nachdem wir noch eine gründliche Regenduſche von Nordweſten her erhalten hatten, fuhren wir los. Bei Tell-Ermen, einem großen Dorf mit Trümmern von Kirchen und Moſcheen, kamen wir auf die alte Straße von Urfa nach Neſibin, den Heerweg Alexanders des Großen. Nordwärts führte ein anderer Weg über Mardin nach Diarbekr und Bitlis. Schon trat Mardin auf dem Gipfel eines Bergrückens immer deutlicher hervor. Aber wir kamen nur langſam vorwärts. Der naſſe Erdboden klebte an den Rädern und bildete weiche Ringe von rotem, plaſtiſchem Lehm. Bei dem Dorfe Deguk am Weſtufer eines kleinen Flußbettes mußten wir die ganze männliche Bevölkerung aufbieten, um die Wagen das ziemlich ſteile Oſtufer hinaufzuſchieben.

Es regnete nicht mehr. Wenn wir nur erſt an Neſibin vorüber und von dem Gebirge fort wären, wo die Niederſchläge am ſtärkſten ſind! Dann wird ſich das Wetter wahrſcheinlich aufhellen. Aber bis dahin geht es noch entſetzlich langſam! Das Benzauto fährt voraus, muß aber immer wieder auf das Laſtauto warten, das ſchnaufend herankommt; man hört, wie der Motor ſich aufs äußerſte anſtrengt. Wir laſſen es ein Stück voranfahren, folgen ihm, haben es bald überholt und warten wieder. So geht es in einem fort, bis wir endlich das kleine Dorf Bir-dava erreicht haben.

Einige Dorfbewohner laufen herbei und winken eifrig. Mein mangelhaftes Türkiſch muß nun zur Verſtändigung dienen.

„Halt!“ rufen die Leute, „ihr könnt nicht weiterfahren. Gleich öſtlich vom Dorf iſt eine Senkung, die der Regen in einen Sumpf verwandelt hat. Da ſinken eure Wagen bis zu den Achſen ein, und ihr kriegt ſie nie wieder los.“

„Wie weit geht der Moorboden?“ frage ich.

„Etwa drei Stunden nach Oſten. Weiter kennen wir die Gegend nicht. Aber bis Neſibin wird es wohl nicht anders ſein.“

„Gibt es weiter nördlich oder ſüdlich keinen Weg?“

„Nein, die Senkung erſtreckt ſich ſehr weit nach Norden und Süden.“

„Hat es in der letzten Zeit viel geregnet?“

„Nein, noch geſtern war der Weg bis Neſibin ganz trocken. Heute aber iſt er durch Regen unmöglich geworden.“

„Wie lange dauert es gewöhnlich, bis der Boden trocken wird?“

„Einen oder zwei Tage, wenn die Sonne ſcheint.“

„Glaubt ihr, daß es noch mehr Regen geben wird?“

„Das weiß Gott allein. Auf alle Fälle müßt ihr hier warten; denn eure ſchweren Wagen würden im Schlamm verſinken.“

Dorfbewohner ſchleppen unſer Auto durch den Schlamm.

Einen Verſuch wollten wir dennoch wenigſtens mit dem kräftigen Benzauto machen. Die Straße führte unmittelbar nördlich an den kleinen elenden Lehmhütten von Bir-dava vorüber, dann ſenkte ſich das Land zu einer flachen Mulde, an deren tiefſter Stelle ein gemauerter Brunnen ſtand; er war jetzt von einer Waſſerlache umgeben. Hinab kamen wir ganz gut. Als es aber wieder aufwärts ging, blieben wir rettungslos in dem zähen Lehm ſtecken. Unſere Chauffeure und einige Männer aus dem Dorf mußten aus Leibeskräften arbeiten, um uns wieder nach Bir-dava hinaufzubringen. Für heute blieb uns nichts anderes übrig, als hier auf ein beſſeres Morgen zu warten.

Die drei Wagen wurden nebeneinandergestellt, daneben das schwarze Zelt des Majors, das kaum unsre Betten faßte. Darüber brach die Nacht herein. Die Mannschaft hatte ihr Lager im Lastauto hergerichtet, und ihr Teekocher brannte lustig zwischen den Benzinfässern. Aber heute sangen die Chauffeure nicht, die Anstrengungen des Tages hatten sie übermüdet. Einer von ihnen, namens Lundgren, war schwedischer Abkunft, aus Umeå, aber in Deutschland geboren; die andern hießen Hofmeister, Buschkötter, Ludwig und Bodak — lauter tüchtige, prächtige Männer, die für solch eine Reise wie geschaffen waren.

Der Himmel sah bedenklich aus, nur ein einziger Stern blitzte zwischen den zerfetzten Wolken. Ich lag noch eine Weile wach und lauschte der wunderbaren Stille der Wüste, die nur hier und da von Hundegebell in der Ferne oder von den Lauten eines Nachtvogels unterbrochen wurde. Ich hörte meine Uhr unter dem Kopfkissen ticken und die langen, tiefen Atemzüge meiner beiden Reisekameraden. Dann schlief auch ich ein.

Gegen 11 Uhr aber erwachte ich durch einen furchtbaren Sturzregen. Schwere Tropfen platschten draußen in neu entstandene Wasserlachen und trommelten auf die Zeltbahnen. Und das Trommeln dauerte die ganze Nacht mit unverminderter Heftigkeit! So oft ich erwachte, hörte ich dieses trostlose Rauschen, das uns mindestens auch für den nächsten Tag den Weg nach Osten versperren mußte.

Am Morgen spannten wir bei immerfort strömendem Regen die Zelttür zu einem Dach auf, das von zwei Stangen getragen wurde, und frühstückten auf dieser luftigen Veranda Eier und Schinken, die wir auf einem Primuskocher gebacken hatten. Nach Norden zu lag die freie Steppe vor uns, aber von den nahen Bergen war keine Spur mehr zu sehen. Schwere Wolken schwebten über der Erde, und wer das Zelt verließ, sank fußtief in den roten Schlamm ein.

Gegen Mittag hörte der Regen eine Weile auf. Da kamen auch schon die Dorfleute neugierig heran, und ein altes runzliges Weib bat um Medizin für ihren Sohn, den seit einigen Tagen starker Kopfschmerz und Fieber plagten. Dr. Reith gab ihr etwas für den Kranken. Vor kurzem war in Bir-dava der Fleckthphus ausgebrochen und hatte von den fünfunddreißig Einwohnern sieben weggerafft. Für Geld und

gute Worte brachte man uns etwas armseliges Reisig zu einem Feuer, dessen Glut wir in einem eisernen Kessel ins Zelt trugen, um in der feuchten Kälte nur ein gewisses Gefühl von Wärme und Trockenheit zu gewinnen. Kleine zerlumpte Kinder sammelten Konservenbüchsen und leere Flaschen, und die Dorfhunde wurden immer frecher auf der Suche nach Abfällen. Sogar eine Maus quartierte sich unter unsern Kisten und Säcken ein und entwischte uns immer wieder, so oft wir auch Jagd auf sie machten.

Schließlich begann es wieder zu regnen. Man hörte und sah, wie ein Regenschauer nach dem andern wolkenbruchartig über die Steppe daherkam. Sogar in unserm Zelt waren wir nicht mehr sicher. Die Chauffeure mußten ringsherum einen Kanal graben und einen Erdwall aufwerfen, um uns vor Überschwemmung zu schützen. Vor dem Eingang bauten sie eine Brücke aus Planken des Lastautomobils. Das ganze Feld war ein einziger Sumpf, denn es dauerte lange, bis das Regenwasser den Lehm durchdrang, dessen Oberfläche glatt war wie Seife. Ein tragikomisches Schauspiel bot eine vorüberziehende kleine Karawane von Maulesel: die auf den schwer beladenen Saumsätteln sitzenden Araber hatten ihre schwarz- und braungeränderten Mäntel über den Kopf gezogen, und der Regen floß nur so von ihnen und ihren Tieren herunter. Die endlich hereinbrechende Dämmerung wirkte fast wie eine Erlösung. Wir bereiteten mit möglichster Langsamkeit unser Abendessen und überließen uns einer neuen Nacht.

Gegen Mitternacht weckte mich wiederum ein fast tropischer Regenguß aus dem Schlaf. Feine Wassertropfen sprühten durch das Zelttuch auf uns herab, und einige Stunden später regnete es so kräftig herein, daß Dr. Reith in das Unwetter hinaus mußte, um den Schutzlappen des Zeltfensters an der Windseite wieder festzubinden, der aufgegangen war.

Am Tage wurde es nicht besser. Die Zelttür mußte geschlossen bleiben, denn der Wind stand gerade gegen sie; wir frühstückten auf meinem Bett und saßen da wie Schiffbrüchige auf kleiner Klippe in einem Meer von Schlamm; der Zeltgraben stand ebenfalls bis an die Ränder voll Wasser. Die schmutzigen Hunde wurden immer kecker, da wir sie nicht verfolgen konnten. Dazu kam die erschreckende Nachricht,

daß der Kranke von gestern über Nacht gestorben sei — wir hatten also den Flecktyphus als nächsten Nachbarn!

Später am Tage sahen wir denn auch, wie sich ein kleiner Leichenzug nach dem Friedhof bewegte, der in einiger Entfernung südöstlich von unserm Zeltplatz lag. Auf einer Bahre trug man den Toten langsam dahin. Am Grabe sprachen die Begleiter Totengebete; bald reckten sie die Hände in der Richtung nach Mekka empor, bald sanken sie in dem fürchterlichen Schlamm neben der Leiche nieder. Endlich wurde der Tote in die Erde gesenkt, abermals Gebete gesprochen und das Grab zugeschaufelt. Ich glaube, die Zeremonie dauerte ein paar Stunden. Dabei regnete es unaufhörlich, und die groben Mäntel der Fellachen glänzten von Wasser. Nach vollbrachter Arbeit ging das Trauergefolge ebenso langsam nach Haus, wie es gekommen war.

Während der Flecktyphus-Epidemie in Aleppo haben deutsche Ärzte die Beobachtung gemacht, daß Europäer für Ansteckung weit empfänglicher sind als Eingeborene. Auch hat sich während des Krieges gezeigt, daß die Krankheit bei russischen Soldaten und Kosaken einen milden Verlauf nimmt, weil sie an Ungeziefer gewöhnt sind. Je älter der Patient ist, um so schwerer kommt er durch.

Einem türkischen Soldaten, der gen Westen ritt, gab der Major einen Brief mit, worin er die zurückgelassenen Chauffeure über unsre Lage unterrichtete. Sonst zeigte sich kein Reisender, der kühn genug gewesen wäre, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen.

Bei Dunkelwerden hörte der Regen auf. Da brachte „Lohengrin" — wie Lundgren von den Kameraden genannt wurde — das Teewasser ins Zelt und meldete, im Norden sei eine Reihe Feuer sichtbar. Was mochte das sein? Biwakfeuer? Doch nicht etwa russische? Aber das war unmöglich, dann hätten wir etwas von einem Rückzug der Türken merken müssen. Diese waren aber im Vormarsch. Nach der Karte lag in jener Richtung, nur 10 Kilometer entfernt, Mardin, das sich seit gestern hartnäckig hinter dem Regenschleier verborgen hatte; die Feuer waren nichts anderes als die Lampen in den Häusern dieser Stadt. Wir konnten uns also ohne Sorge in unserm Gefängnis zur Ruhe begeben und den Regenschauern lauschen, die am Abend mit vermehrter Heftigkeit einsetzten.

Am nächsten Tag dasselbe Bild! Man steht auf, wäscht sich, kleidet sich an, öffnet einen Spalt der Zelttür, frühstückt und hat den ewig langen Tag vor sich. Ich habe Bezolds „Ninive und Babylon“ und „Moltkes Briefe aus der Türkei 1835—39“ bei mir, aber die Ruhe zum Lesen fehlt. Man wartet in sehnsüchtiger Qual, daß irgendetwas geschehe, uns aus dieser hoffnungslosen Lage zu befreien. Volkstypen zu zeichnen ist auch unmöglich; Leute mit Flecktyphus bringenden Läusen ins Zelt hereinlassen — das fehlte noch! Im Dorfe geht das Leben seinen alltäglichen Gang. Frauen treiben von den Feldern Schafe und Ziegen herein oder holen in Lehmkrügen Wasser am Brunnen. Der Himmel ist blauschwarz. Zuweilen grollt unglückverheißend und dumpf der Donner in den Bergen. Und das ist Mesopotamien im April, wo ich Frühlingswärme erwartet hatte, Trockenheit und Skorpione! Aber wir waren ja freilich in einer Höhe von 550 Meter und am Fuß eines Gebirges, wo der Winter noch nicht gewichen war. Nachmittags um 5 Uhr zeigte das Thermometer nur 10 Grad, eine Temperatur, die wir nach den warmen Sonnentagen in Aleppo als Kälte empfanden.

Drei Soldaten kamen von Ras-el-Ain zu Fuß; sie hatten unsre verunglückten Automobile und das Zelt der Chauffeure gesehen. Ein paar andere zogen in entgegengesetzter Richtung. Sie waren schon 20 bis 30 Kilometer östlich von Nesibin in das Moorbad geraten, das bis hierher reichte, und sie gaben uns die tröstliche Versicherung, daß mindestens zwei Tage warmer Sonnenschein nötig seien, um das Land wieder zu trocknen.

Am Nachmittag trat einen Augenblick die Sonne heroor, und mit ihr in Nordnordwest die alte Festung von Mardin auf dem Gipfel des Bergkammes; unmittelbar darunter die Häuser wie Schwalbennester an den Böschungen, dazwischen die armenischen und syrischen Kirchen und weißen Minarette. Aber bald verschwand wieder alles unter schwarzen Wolkenmassen und neuen Regenschauern.

Eine verzweifelte Lage! Wären wir nur einen Tag früher aufgebrochen, so wären wir bereits in Mosul! Die ganze Strecke ist nur 320 Kilometer lang, für ein Auto zwei Tage Fahrt. Nun saßen wir in diesem elenden Gefängnis und konnten weder vor- noch rückwärts. Proviant hatten wir ja noch für acht Tage, nur Brot und Wasser gingen

zu Ende. Aber an letzterem war ja kein Mangel — wir brauchten nur ein Stück Segeltuch aufzuspannen, um die Kannen gefüllt zu erhalten.

Am Morgen des 3. April weckte uns die Meldung, die Sonne scheine. Wirklich! Der halbe Himmel blau und hell, und über die andere Hälfte segelten freundliche weiße Frühlingswolken. Wir kleideten uns in aller Eile an und rasierten uns sogar aus lauter Feststimmung. Für vier Soldaten, die von Ras-el-Ain dahergewandert kamen, kauften wir bei der Dorfbevölkerung einige Brote, denn sie hatten nichts mehr zu essen, da sie während der Regentage hatten liegen bleiben müssen.

Mardin von Südosten gesehen.

Dann beobachteten wir mit zunehmender Spannung, wie die Regenlachen zusammenschrumpften und die Ackerschollen rings um unsern Lagerplatz immer deutlicher hervortraten. Kurz nach Mittag war alles Wasser auf der Erdoberfläche verschwunden. Nur um Zelt und Autos herum war der von uns und den Chauffeuren zerstapfte Lehmschlamm noch fußtief. Die Mistkäfer aber schienen dem guten Wetter noch kein Vertrauen zu schenken, so eilig rollten sie ihre Erdklümpchen daher.

Nun zeigte sich auch wieder Leben auf der Straße. Eine Karawane von fünfzig mit Munition beladenen Kamelen zog nach Nesibin, und ein türkischer Offizier kam mit seinem Diener von Westen geritten. Wir luden ihn in unser Zelt ein und bewirteten ihn mit Kakao und

Keks. Der Türke war Leutnant Ahmed Dschemal, von kurdischer Abkunft, als Kompagnieführer auf dem Marsch nach dem Irak; morgen sollte er in Nesibin sein. Der Major bat ihn, eine Depesche nach Schamallan-han mitzunehmen, die Ersatzteile für die verunglückten Automobile bestellte, und vom Kaimakam von Nesibin acht Jailewagen zu verlangen, die schleunigst hierhin kommen sollten, um unser schweres Gepäck zu holen. Jeder dieser Wagen konnte bei schlechtem Weg 200 Kilogramm fassen und so das Auto mit seiner Last von 3000 Kilogramm um die Hälfte erleichtern. Als der Leutnant hörte, daß unser Brot zu Ende sei, schenkte er uns aus seinem reichen Vorrat einige herrliche türkische Kommißbrote. Bald kam auch seine Kompagnie dahermarschiert, gegen 100 Mann, leicht bepackt und in vortrefflicher Verfassung. Ihnen folgten eine Stunde später Packpferde mit Waffen, Munition usw., und zuletzt zwei Gepäckwagen. Die Leute waren die vier Tage im Platzregen marschiert und bis auf die Haut durchnäßt; aber bis Bagdad wurden sie wohl wieder trocken!

Ahmed Dschemal war mit seiner Truppe kaum abmarschiert, als sich über den Bergen neue Wolkenmassen sammelten. Wir hatten zu früh gejubelt. Die blauen Flecke am Himmel verschwanden, und es wurde dunkler und dunkler, und plötzlich stürzte ein neuer Platzregen, zur Abwechslung mit Hagel vermischt, auf uns herab. In wenigen Minuten waren Ackerfurchen und Zeltgraben wieder mit Wasser gefüllt und das ganze Land ein unermeßlicher Sumpf. Es wurde 3 Uhr, 5 Uhr, 6 Uhr — der Regen rauschte mit Erbitterung herunter. Als er um 7 endlich aufhörte, hatte sich eine neue Nacht auf die Erde gesenkt und unsre Hoffnungen auf baldige Befreiung begraben.

Obgleich es am andern Morgen nicht mehr regnete, war die Straße hoffnungslos. Ein vorüberreitender türkischer Soldat versicherte, ein fester Kiesweg am Fuß des Gebirges entlang verbinde Mardin mit Nesibin; auf diesem Wege hätten die Türken noch vor fünf Tagen Geschütze nach Osten transportiert; diese Richtung sollten wir einschlagen. Ehe der südliche Weg trocken werde, könnten wir noch einen Monat oder länger hier liegen bleiben! Sofort schickten wir die Chauffeure aus, um den nördlichen Weg zu untersuchen. Sie fanden ihn — noch schlechter als den unsrigen!

Da der Schlamm um uns her lebensgefährlich wurde, verlegten wir unſer Zelt etwa 20 Meter nordwärts von der Straße, zogen neue Kanäle und Wälle, bauten zwiſchen Zelt und Wagen eine Brücke und luden die Benzinfäſſer aus, um ſie beim erſten Sonnenſchein über die gefährliche Senkung zu rollen, am liebſten gleich 6 Kilometer weit, damit das Auto ſchneller vorwärts komme.

Vergebliches Bemühen! Um 5 Uhr goß es wieder in Strömen. Man ſah, wie ſich die Regenzentren am Gebirgsrand im Oſten und weiter ſüdlich bildeten, nach Weſten zogen, über unſerem Lager haltmachten und ihre Wolkenmaſſen über uns ausbreiteten. Es war, als beeile ſich jedes einzelne Waſſermolekül, das aus dem Mittelmeer und dem Perſiſchen Meerbuſen aufſtieg, ausgerechnet nach der Gegend zwiſchen Ras-el-Ain und Neſibin zu kommen und dort niederzugehen, wo wir in dem roten Lehm, dem vorzüglichſten Terrakottamaterial, ſo elend geſtrandet waren!

Nachdem wir noch einen Tag im Sumpf gelegen hatten, war die Geduld des Majors erſchöpft. Am Morgen des 6. Aprils fragte er mich plötzlich, ob ich Luſt hätte, mit ihm allein nach Ras-el-Ain zurückzukehren.

„Ja, mit Wonne, wenn wir nur von Bir-dava fortkommen!“

„Dann fahren wir jetzt gleich mit dem Benz und nehmen nur das Unentbehrlichſte mit. Was zurückbleibt, laſſe ich nach Moſul und Bagdad ſchaffen, ſobald die Straßen beſſer ſind.“

„Aber glauben Sie, daß das Auto in dem Schlamm und Regen vorwärtskommt?“

„Wir mobiliſieren jedes Dorf bis zur Eiſenbahn!“

Und ſo geſchah es. Wir ließen die Chauffeure bis auf Hofmeiſter bei Dr. Reith zurück, der wohl oder übel ſich in das Schickſal ergeben mußte, auf unſrer Schlamminſel bei dem zurückgelaſſenen Gepäck auszuharren. Vor unſern Benz ſpannten wir zunächſt die männliche Bevölkerung von Bir-dava, ſoweit ſie ſich anwerben ließ, und mit vereinten Kräften zogen und ſtießen wir unſern Wagen bis zum nächſten Dorf, wo eine neue Abteilung Fellachen requiriert wurde. So ging es zum Verzweifeln langſam, aber ſicher, von Ort zu Ort; denn Zugtiere waren nirgends aufzutreiben. Wo die Bevölkerung phantaſtiſchen Kriegslohn forderte, halfen uns türkiſche Soldaten aus der Verlegenheit.

Das Auto wird an Bord einer Fähre geholt.

Bis zu den beiden verunglückten Laſtautos blieb der Regen unſer treuer Begleiter. Am 8. April endlich klärte ſich das Wetter auf, die Wege wurden wieder fahrbar, und wir durften unſern Wagen endlich wieder ſeiner eigenen Motorkraft überlaſſen. Schwierigkeiten machten nur noch die beiden Arme des Dſchirdſchib, die durch den tagelangen Platzregen zu reißenden Strömen angeſchwollen waren. Über den erſten brachte uns eine Fähre, die zum Truppentransport zur Stelle war; und durch den zweiten zog uns eine Koppel Ochſen von einer türkiſchen Trainkolonne. Motor, Ochſen und Chauffeur hatten dabei aber ein ſo gründliches Bad genommen, daß wenigſtens die erſteren ſtreikten. Wir mußten daher noch einmal militäriſchen Vorſpann nehmen, diesmal von Pferden, und ſo fuhren wir ſechsſpännig in pechfinſtrer Nacht endlich wieder am Bahnhof von Ras-el-Ain vor.

„Kapitän" Mohammed am Steuerruder

Viertes Kapitel.

Mein neuer Feldzugsplan.

Ein Feldzugsplan im wörtlichen Sinne war es nun eigentlich nicht, denn daran war mir auf den grundlosen Feldwegen nach Bir-dava und zurück die Lust vergangen. Aus den zwei Tagen, in denen ich Mosul hatte erreichen sollen, waren zwei Wochen Ungemach geworden. Wenn doch einmal alles zu Wasser werden sollte — warum sich dann nicht lieber diesem Element ganz anvertrauen und noch einmal solch eine fröhliche Stromfahrt versuchen, wie ich sie schon zweimal vor Jahr und Tag im Innern Asiens auf den Fluten des Tarim und des Brahmaputra unternommen hatte?

Der Euphrat war mir noch so gut wie fremd. Im Mai 1886 hatte ich ihn zum erstenmal gesehen. Damals war ich auf dem englischen Dampfer „Assyria" vom Persischen Meerbusen in den Schatte-l-Arab hineingefahren und einige Tage später nach Korna gekommen, wo

am Zuſammenfluß des Euphrat und Tigris das Paradies gelegen haben ſoll. Dann war ich im November 1905 bei einem kurzen Aufenthalt in Erſerum bis in die Nähe der Quelle des Frat-ſu oder Euphrat geritten. Jetzt hatte mich mein Schickſal zum drittenmale an dieſen gewaltigen Strom geführt, der in der Geſchichte der Menſchheit älter iſt als Nil und Brahmaputra. Ließ ich dieſe Gelegenheit, ihn gründlich kennen zu lernen, ungenutzt vorübergehen — wer weiß, ob ſie jemals wiederkehrte!

Am 9. April ſaß ich wieder in der Bahn, die mich von Aleppo nach Ras-el-Ain gebracht hatte, und ich fühlte mich wie befreit aus langer Gefangenſchaft, als ich endlich wieder die mächtig wogende Waſſerſtraße vor mir ſah, die mich jetzt — dazu war ich feſt entſchloſſen — meinem Ziel, der Stadt der Kalifen, entgegenführen ſollte. In Dſcherablus verabſchiedete ich mich von Major Reith und war bald wieder in der deutſchen Marineſtation am Euphrat. Kapitänleutnant von Mücke war vor einigen Tagen nach Konſtantinopel gefahren, ſtatt ſeiner empfingen mich nun ſein Vertreter, Schiffsbaumeiſter Schneider, und acht deutſche Flieger und Artillerie-Offiziere, die ſich in den nächſten Tagen zur 6. Armee nach Bagdad begeben ſollten.

Sofort machte ich mich an die Vorbereitung meiner Euphratfahrt. Etappeninſpektor Oberſt Nuri Bei überließ mir einen einheimiſchen Doppelſchahtur, und bald fanden ſich zwei Schahturtſchis, Ruderer, bei mir ein, um die Löhnung für die Reiſe zu vereinbaren. Dem Uſtad oder Kapitän bewilligte ich zwei türkiſche Pfund, die anderen Schiffer erhielten je ein Pfund und zwar für die Strecke bis Der-es-Sor, wo die türkiſche Beſatzung von Arabern abgelöſt werden ſollte. Als Sicherheitswache ſollte mich ein Gendarm begleiten; gegen einen Überfall durch Beduinen hätte der aber wohl ſchwerlich viel ausgerichtet.

Auf der Werft war alles in lebhafter Tätigkeit. Kräftige deutſche Matroſenfäuſte ſchwangen die Äxte, Türken und Araber ſägten und hämmerten. Ein Boot nach dem andern wurde fertiggeſtellt, auf einen Wagen geladen, zum Ufer hinabgerollt und dem Strom übergeben. Jedes erhielt einen Namen nach irgendeinem berühmten Ereignis des Weltkriegs. Auf einer Flottille ſolcher Boote oder Fähren verſtaute gerade eine Fliegerabteilung ihre Tauben und Doppeldecker; bald ſah ich ſie den

Strom hinab ſchwimmen und bei der erſten Biegung verſchwinden. Man hatte mich freundlichſt eingeladen mitzufahren; aber mir lag jetzt vor allem daran, meine völlige Unabhängigkeit zu bewahren.

Auf andere Fähren ſchob eine bayeriſche Batterie unter Major von Schrenk, deren Train wir am Dſchirdſchib begegnet waren, ihre 15-cm-Haubitzen und Munitionswagen. Jedes dieſer plumpen, aber praktiſchen Fahrzeuge trug 25 Tonnen, wurde aber nur bis zu 18 beladen und faßte vier volle Munitionswagen und eine bedeutende Menge loſer Munition. Mehrere Tage noch ſollte die Verladung dauern, und der Batterieführer wollte warten, bis auch ſein letzter Schahtur reiſefertig war.

Für meine Fahrt den Euphrat abwärts hatte ich einen ſtarken türkiſchen Doppelſchahtur, deſſen beide Hälften mit Stricken feſt zuſammengekoppelt wurden. Seine Länge betrug 6,58 Meter, ſeine Breite 5. Hinten wurde ein Steuer angebracht, vorn an jeder Seite ein Ruder. Reſerveruder durften natürlich auch nicht fehlen. Gewöhnlich rechnet man auf die Fahrt bis Feludſcha zwei Wochen. Ich brauchte aber längere Zeit, da ich die Reiſe dazu benutzen wollte, eine Karte des Stromes aufzunehmen; die Nächte über mußte ich alſo vor Anker gehen. Deshalb wollte ich an Bord einigermaßen bequem wohnen, und der Zimmermann Murat mußte mir nach einem Papiermodell das Fahrzeug entſprechend einrichten. Die linke Fähre erhielt ein Holzdeck, das vorn und hinten für Kapitän und Ruderer Raum ließ. Auf Deck wurde eine 3 Meter lange und 2 Meter breite Hütte aufgeſchlagen, deren ſchmale Vorderwand in Angeln ging und ſich nach oben aufklappen ließ. Tagsüber diente dieſe als Sonnendach für meinen Arbeitstiſch; nachts wurde ſie herabgelaſſen. Das übrige Mobiliar beſtand aus Feldbett und zwei Kiſten. Proviant, den ich in Dſcherablus gekauft hatte, wurde unter Deck verſtaut. Ein Fenſter in der Steuerbordſeite ermöglichte mir im Stehen den freien Ausblick auf den Strom, ein zweites kleineres Fenſter wurde gegenüber ſo angebracht, daß ich auch im Liegen hinausſehen konnte. Beide wurden mit Gardinen verſehen. Ein niedriges Regal unter dem Fenſter des Steuerbords enthielt Waſchgeſchirr, Seife und alles das, was zur Pflege des äußeren Menſchen unentbehrlich iſt. Ein Querbrett an der ſchmalen Wand trug Fernrohr, Thermometer, elektriſche Lampe, Metermaß, Stearinkerzen, Zigaretten, Zündhölzer und

meine kleine Bibliothek. Letztere bestand nur aus drei Büchern, die aber zur Not für ein ganzes Menschenleben ausreichten: der „Assyrischen und Babylonischen Geschichte" von Bezold, einer „Praktischen Grammatik der osmanisch-türkischen Sprache" von Wahrmund und dem Buch der Bücher, der Bibel, die ich noch nie mit solchem Interesse gelesen habe als auf dieser Fahrt in das Land der babylonischen Gefangenschaft.

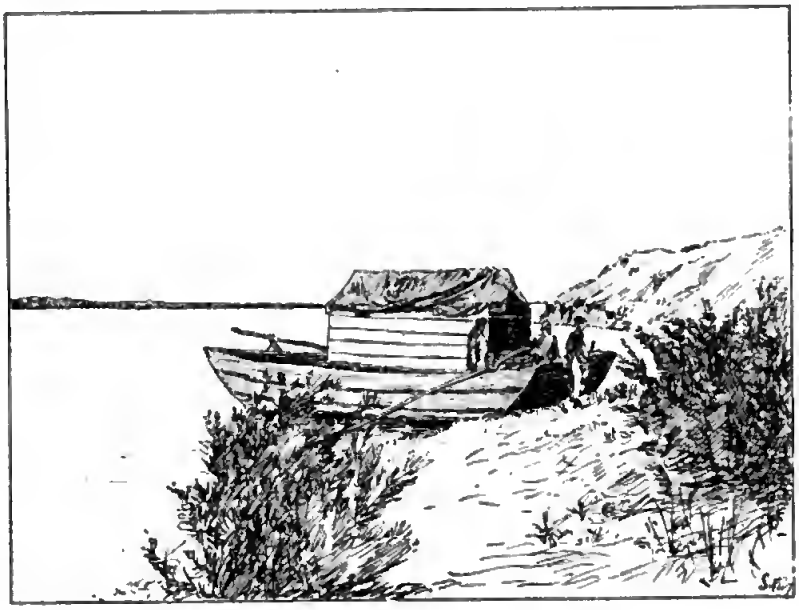
Hussein am Steuerbordruder.

Meine greisen Eltern hatten sie mir bei meinem letzten Abschied von Stockholm mit auf die Reise gegeben.

Ich hatte den 12. April als Tag der Abreise bestimmt, nicht etwa um dem 13. auszuweichen, denn diese Zahl hat mir auf meinen Reisen in Asien immer Glück gebracht, nur weil ich vor Ungeduld brannte, endlich fortzukommen. Schon früh am Morgen erklangen die Hammerschläge und rasselte die Säge; die Wände der Hütte wuchsen an ihren Pfosten hinauf; etliche kurze Bretter fügten sich zu einem Tisch zusammen,

und ein bodenfester Stuhl baute sich daneben. Als alles fertig war, schien vom hellen, wolkenfreien Himmel die untergehende Sonne auf den Euphrat herab. Der Strom war nach den heftigen Regenfällen der letzten Wochen und infolge der Schneeschmelze, die jetzt Tag für Tag zunahm, noch immer im Steigen. Die Wassermasse, die sich unter der Brücke hindurchwälzte, berechnete man auf 1200 Kubikmeter in der Sekunde; das konnte noch ganz anders kommen, denn einmal in den letzten Jahren hatte man 2000 Sekundenkubikmeter gemessen. Die Reise war also nicht ohne Gefahr, auch wenn mein tapferer Gendarm alle Beduinen und sonstigen Wegelagerer in die Flucht trieb, und von den mancherlei Abenteuern auf den Wellen und an den Ufern des Euphrat darf ich dem Leser in den folgenden Kapiteln einiges berichten.

Nur noch ein paar Worte über die Besatzung meiner Fähre. Mein „Kapitän" Mohammed war ein Türke aus Biredschik im stattlichen Alter von achtzehn Jahren. Seit acht Jahren hatte er, erst als Gehilfe seines Vaters, dann als eigener Herr, gegen hundert Reisen nach Der-es-Sor gemacht, und Arabisch sprach er so geläufig wie Türkisch. Hussein am Steuerbordruder war noch drei Jahre jünger, aber trotz seiner Jugend schon zwanzigmal zu Schiff in Der-es-Sor gewesen; der sechzehnjährige Kerif am Backbordruder nur siebenmal. Diese Stadt bezeichnete die Grenze der Ortskenntnis der türkischen Schiffer. Beide Jungen waren ebenfalls Osmanen aus Biredschik und radebrechten wenigstens etwas Arabisch. Der vierte im Bunde war der Gendarm Mahmud, ein Türke aus Urfa von zweiundvierzig Jahren, der zwanzig Jahre im Heer des Großsultans gedient hatte, seit Beginn des Weltkrieges in Biredschik stand und mit seinem grau gesprenkelten Bart wie ein Greis aussah. In seinem grauen, groben Soldatenmantel, das Gewehr über der Schulter, präsidierte er in martialischer Haltung auf der Steuerbordfähre, wo sich die kleine Mannschaft einzurichten hatte. Was mir fehlte, war nur ein Dolmetscher, um mich mit meinen eignen Leuten leicht zu verständigen — ein heilsamer Zwang, mein mangelhaftes Türkisch durch eifrigstes Studium zu vervollkommnen.



Meine Fähre am Ufer der Silman-Araber.

Fünftes Kapitel.

Auf den Wellen des Euphrat.

Es war $^1/_2$6 Uhr nachmittags, als ich mich von meinen deutſchen Freunden in Dſcherablus, von Rittmeiſter von Abel, der dienſtlich dorthin gekommen war, von Major von Schrenk und ſeinen Offizieren, und von Nuri Bei verabſchiedete.

„Jallah! Bismillah rahman errahim!“

Auf dieſes Kommando ſtieß meine Fähre vom Ufer ab, wurde ſogleich vom Strom erfaßt, und bald waren Dſcherablus und die deutſche Marineſtation außer Sehweite. Ich war, wie ſo oft auf meinen Entdeckungsfahrten, allein mit meiner Arbeit unter wenigen eingeborenen Begleitern.

Unaufhaltſam trägt die ſtarke Strömung meine Fähre gen Süden. Die ſchmale Vorderwand meiner Hütte iſt als Sonnendach hochgeklappt; Kartenblatt, Kompaß und Uhr vor mir, ſitze ich an meinem Schreibtiſch und zeichne unſere Fahrtrichtung und die Formen der Ufer ein. Die ſteilen Bergfronten, die Klippen und Sandbänke, die grasbewachſenen

Inseln, die Wiesen, Dörfer und Zelte, Lehmhäuser und Hügel, die Ergebnisse der Tiefen- und Geschwindigkeitsmessungen, sogar die weidenden Herden, alles wird in die Karte eingetragen. Selten ist die Richtung fünf Minuten lang die gleiche; gewöhnlich muß ich nach zwei, drei Minuten neue Peilungen machen, und ich habe kaum Zeit, zwischen den einzelnen Beobachtungen eine Zigarette anzubrennen. Ein Fernrohr ermöglicht mir, das Leben der Nomaden an den Ufern zu beobachten und die Eigentümlichkeit des beständig wechselnden Landschaftsbildes genauer zu studieren. Kleine Entenscharen flattern dicht über der Oberfläche des Flusses vor uns her. In der Ferne schreit der Kuckuck, und von den Ufern her klingen die Glocken der Schafherden. Wenn es ganz ruhig ist, hört man an der Oberfläche des Wassers ein Brodeln und Zischen, wie wenn Wasser eben zu kochen beginnt. Dieser Laut begleitete mich mehrere Tage und verschwand erst, als Luft und Wasser wärmer geworden waren. Tag und Nacht bin ich auf dem Flusse; ich bin eins mit ihm, lebe sein Leben und fühle, wie er arbeitet und sich rührt, um weit im Süden bis zur Küste vorzudringen und im Meere seine Freiheit zu gewinnen.

Das Land ringsum ist eine ungeheure Miozänkalksteinplatte, die bis unterhalb Hit am Euphrat und bis Samarra am Tigris reicht und nicht nur Nordsyrien bedeckt, sondern auch el-Dschesire, die Insel, oder das Land zwischen den beiden Brüderströmen, das ungefähr dem alten Assyrien entspricht. Ihre Höhe beträgt bis 500 Meter, so daß man von einer Hochebene sprechen kann. Wo im Süden die tertiäre Kalksteinschale aufhört, beginnt reines Schwemmland, dessen alluviale Ablagerungen eine bedeutende Tiefe erreichen. Vermehrt durch den Schlamm, den beide Ströme mit sich führen, schieben sich diese Ablagerungen immer weiter in den Persischen Meerbusen vor. 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung lag die chaldäische Stadt Suripak an der Küste, jetzt sind ihre Ruinen 210 Kilometer von ihr entfernt! Noch zur Zeit Sardanapals mündeten Euphrat und Tigris jeder für sich in den Persischen Golf. Der Schatt-el-Arab, zu dem sich beide jetzt vereinen, ist also einer der jüngsten Ströme der Welt. Dies Alluvialland entspricht dem alten Babylonien, dem Irak-Arabi der Gegenwart. In seinem subtropischen Klima gedeihen Zuckerrohr, Reis und Datteln, und in naher Zukunft sollen hier reiche Baumwollernten eingebracht werden.

Durch dieſe Kalkſteinplatte arbeitet ſich der Euphrat in zahlloſen kleinen Windungen nach Südoſten. Wo das Geſtein dem Anſturm des Stromes getrotzt hat, und dieſer ſich daher auf etwa 100 Meter Breite zuſammendrängt, fallen die Ufer ſchroff ab; in den oft alabaſterweißen Wänden hat das Waſſer in jahrtauſendelanger Arbeit ſchalenförmige Vertiefungen und gigantiſche Felſentore, Grotten und Höhlen, Löcher und Klüfte ausgewaſchen, in denen Raubvögel und Dohlen horſten. Hier und da ſcheint die Natur mit der Überlegung des Menſchengeiſtes geſchaffen zu haben; ſteile Treppen mit gewaltigen Stufen führen die Uferwände empor, oder man glaubt mächtige Kais zu erkennen, die das Waſſer eindämmen ſollen. Meiſt iſt die Eroſionsterraſſe bei konkaven Uferſtrecken ein oder mehrere Meter hoch, ſenkrecht und ſogar überhängend; Wurzelfaſern von Kräutern und Sträuchern reichen ins Waſſer herunter, und ab und zu ſtürzen Erdklumpen klatſchend ab. Man hört und ſieht, wie der Fluß ſein Bett unabläſſig formt, am konkaven Ufer bricht er ab und reißt er nieder, und die Wellen ſchäumen um Felsblöcke, die herabgeſtürzt und an ſeichten Stellen liegen geblieben ſind; am konvexen Ufer baut er auf, manche flachen, unfruchtbaren Anſchwemmungen können erſt geſtern oder vorgeſtern entſtanden ſein. Auf dieſen Strecken laſſen ſich nur hier und da ſchmale Uferſtreifen bewäſſern und bebauen.

Dann wieder ſchiebt ſich die Kalkſteinſchale rechts und links mehrere hundert Meter zurück, ſo daß der Strom bei Hochwaſſer eine Breite bis zu 800 Metern gewinnt und ſich wie eine Meeresbucht vor uns ausdehnt, deren Weite und Richtung kaum erkennbar iſt. Die Gipfel der Höhen ſchimmern grün, hier und da iſt Lava drübergebreitet. Oft tragen die beherrſchenden Höhen auch Ruinen von Feſtungen und Türmen, von denen aus die Völker des Altertums wahrſcheinlich herannahende Kriegsgefahr meldeten. Auf dem weiten Uferland weiden Ziegen, Schafe und Rinder, der Reichtum der Nomaden; Klippen und Landzungen ſpringen als ſchaumumwirbelte Wellenbrecher in den Strom vor, auf breiten Schlammbänken ſitzen Möwen und Meerſchwalben wie Perlenreihen und ſteigen bei unſerem Nahen mit gellenden Schreien in die Luft. Oft teilt ſich auch der Strom durch langgeſtreckte Inſeln, die das Hochwaſſer jetzt überſpült; Sträucher und Steinhütten, die über die Oberfläche

hervorragen, verraten dem Steuermann der Fähre ihre Nähe. Erſt wenn das Waſſer fällt, werden ſie wieder zu richtigen Inſeln.

Während der ganzen Stromfahrt bietet der Durchbruch des Euphrat durch dieſe Kalkſteinplatte eine Fülle charakteriſtiſcher Formen, und ich habe das großartigſte Naturtheater vor mir, das ſich denken läßt; in wechſelnden Szenerien kommt mir die Landſchaft entgegen, während ich ſelbſt in tiefſter Ruhe das köſtliche Schauſpiel genieße. Kletterte ich die Uferwände hinan, ſo ſähe ich nur eine öde, endloſe Steppe; man braucht ſich nur wenige Kilometer vom Euphrat zu entfernen und ſieht keine Spur mehr von der Nähe dieſes prächtigen Flußtals.

In den erſten Tagen ging meine Stromfahrt ſo langſam vor ſich, daß ich ſchon daran verzweifelte, auf dieſem Weg überhaupt Bagdad zu erreichen. Ein oder zwei, höchſtens drei Meter in der Sekunde war bei ruhigem Wetter die Durchſchnittsgeſchwindigkeit meiner Fähre; das machte in der Stunde 4 bis 7 Kilometer, an ſich ein ganz erfreuliches Tempo. Da aber meine Arbeit an Bord Tageslicht erforderte, mußten wir die ruhigen Nächte über ſtill liegen; außerdem machten uns Nebel und die Frühlingsboten, Regen und Sturm, ſo viel zu ſchaffen, daß wir immer wieder in den Schutz der ſteilen Uferwände flüchten und halbe Tage lang vor Anker gehen mußten. Bei 13 und 14 Grad Luftwärme fror ich im Schatten meines Sonnendachs. Der Wind pfiff quer durch meine Hütte, und durch die Dachritzen tropfte der Regen auf Bett und Schreibtiſch, bis ich ein kleines, grünes Zelt darüber nagelte, das ich auf meiner unglücklichen Autoreiſe von Major Reith erhalten hatte; mein eigenes großes, weißes Zelt hatte bei dem übrigen Gepäck in Bir-dava bleiben müſſen. Erſt am 17. April machte ſich der Frühlingsanfang mit 24 Grad Wärme bemerkbar. Trotzten wir dem Wind, ſo trieb die Fähre regellos von einem Ufer zum andern, drehte ſich wie eine Nußſchale, ſo daß Ruderer und Steuermann machtlos waren, trieb auch wohl auf erſt in der Nähe erkennbare Schlammbänke, und einmal mußten wir ſie ſogar wieder in ihre beiden Hälften zerteilen, um nur wieder flott zu werden. Wenig aber fehlte, und ſie hätte mitſamt ihrer Beſatzung ein vorſchnelles Ende in den ſtrudelnden Waſſern des Euphrat gefunden.

Das war am 18. April, als wir Rakka hinter uns hatten und eine Strecke weit unterhalb das Dorf Säbcha am Fuße der Kalkwand

in Sicht kam. Säbcha iſt eine Poſtſtation auf dem Wege von Aleppo nach Bagdad.

Der Strom war in den letzten Tagen über einen Meter geſtiegen. Seit einer Weile wehte Oſtwind. Die Sonne verſchwand hinter undurchdringlichem Gewölk, und über uns begann der Donner zu grollen in immer kürzeren Zwiſchenräumen und immer lauter. Die Luft war drückend ſchwül, und alle Anzeichen deuteten daraufhin, daß eine raſende Entladung bevorſtand. Die Arbeiter an den Schöpfwerken blickten prüfend zum Himmel, ſpannten die Ochſen aus und trieben ſie zu den Zelten. Schon begann auch der Regen auf das Dach meiner Hütte und das ölgetränkte grüne Zelt niederzuprafſeln.

Es fehlten gerade noch vier Minuten an $^1/_2 6$. Ich hatte eine neue Peilung genommen, die zeigte, daß wir S 40 W fuhren. Langſam glitten wir am rechten Ufer hin und ſtreiften eine kleine, grasbewachſene Inſel, die ſich bei niedrigem Waſſerſtand mit dem Feſtland vereinigen mußte. In einer Viertelſtunde hoffte ich am Han, dem Poſtwirtshaus, von Säbcha zu ſein.

Da hörte ganz plötzlich der Regen auf. Der Donner verſtummte, und einen Augenblick herrſchte unheimliche Stille. Nur einen Augenblick! Die nun folgenden zwanzig Minuten aber werde ich niemals vergeſſen. Sie brachten das fürchterlichſte, wildeſte Naturſchauſpiel, das ich jemals erlebt habe, und ich habe doch ziemlich viel dergleichen mitgemacht. Erſt fielen vereinzelte, ſchwere Tropfen, dann ſchmetterte ein Platzregen herunter, wie ihn nur die Tropen kennen. Gleichzeitig brauſte ein betäubender Orkan über den Strom. Die Fähre ſtutzte wie vor Schreck, ſtand einen Augenblick ſtill, dann drehte ſie ſich ſo, daß die Backbordhälfte mit der Hütte leewärts lag und ſomit als Windfang und Segel wirkte. Und ſofort trieben wir in reißender Schnelligkeit quer durch die Strömung zum linken Ufer hin. Der Euphrat mochte hier etwa vierhundert Meter breit ſein, und dieſe weite Fläche hatte ſich in wenigen Minuten mit gewaltigen, ſchaumgekrönten Wogen bedeckt, deren Kämme immer höher emporſpritzten und über die Reling der leeren Luvfähre ſtürzten. In dieſer Hälfte unſres Fahrzeuges ſtieg das Waſſer beunruhigend an, und ich berechnete ſchon mit Entſetzen den Augenblick, da ſie unterſinken und die andere Hälfte nebſt Hütte und allem mit ſich in die Tiefe reißen mußte.

Der furchtbare Druck des Sturms auf die Hütte trieb außerdem die Backbordfähre so hart leewärts, daß die Reling ganz auf die Wasseroberfläche zu liegen kam. Nur noch ein paar Finger breit tiefer, und wir waren verloren! Es knackte und knallte in dem dünnen Holzwerk der Hütte, als wollte sie jeden Augenblick bersten und in die Luft fliegen, und zwischen den Planken der Luvwand spritzte der sturmgepeitschte Regen in wagerechten Strahlen herein. Ich raffte Karten, Bücher usw. zusammen aufs Bett und barg sie unter Decke und Regenmantel. Dann stemmte ich mich mit aller Kraft gegen die Luvwand, um ihren Widerstand gegen den Wind zu verstärken. Ein heftiger Knall — das Zelttuch draußen ist losgerissen! Eben flattert ein Zipfel am Fenster vorüber; ich greife zu und habe ihn fest. Naß bis auf die Haut halte ich nun das wie ein Notsignal hin und her klatschende Zelt, stemme dabei die Schultern immerfort gegen die Wand, obgleich ich unter dem Luftdruck kaum atmen kann, und jage so mit der Fähre in rasendem Tempo — ja, wohin? Keine Möglichkeit einer Orientierung! Durchs Fenster sah ich nur in ein graues Chaos von Wogen und Schaumkämmen, die mit erbitterter Wut gegen die Hütte hämmerten und die Luvfähre mit Wasser zu füllen drohten. Ob wir wohl noch ein Ufer erreichten, ehe die Fähre bis zum Rande voll war und sank oder von den Wogen zerschmettert wurde? Trieben wir parallel mit der Hauptrichtung des Stromes, dann mußte sie untergehen, ehe wir an Land waren. Der Sturm war aus Südwest gekommen, und in derselben Richtung strömte dieser Teil des Flusses. Später zeigte sich glücklicherweise, daß die Gleitkraft der Wassermasse eine Ablenkung hervorrief, wodurch unsere Richtung genau östlich wurde.

Betäubendes Donnern und Tosen ringsum; der Regen geht in Hagel über, Eisklumpen knallen gegen die dünne Wand der Hütte, als würden wir von einer Menschenmenge mit Steinwürfen bombardiert. Die Hagelkörner zischen ins Wasser wie Flintenkugeln und ballen sich auf der Fähre zu kleinen weißen Inseln zusammen; einige, die ich später maß, hatten einen Durchmesser von achtzehn bis zwanzig Millimeter. Der Aufenthalt im Freien mußte lebensgefährlich sein. Meine Leute waren schon bei den ersten Vorboten des Sturms unter Deck gekrochen; ging die Fähre unter, so mußten alle vier Mann wie in einer Mausefalle ertrinken.

Araber mit ſeiner jungen Frau.

Endlich trat etwas Dunkles aus dem Nebel hervor: Tamariskenbüſche am linken Ufer. Wir waren alſo quer über den Euphrat gejagt, nicht aufwärts gegen den Strom. Eben kroch mein Kapitän Mohammed aus ſeinem Verſteck hervor und brachte durch ſein Schreien auch die anderen auf die Beine. Es war auch die höchſte Zeit! In wenigen Sekunden mußten wir an Land geſchleudert werden — das Vorderteil der Fähre zerriß ſchon die Wurzeln der Tamarisken, die wie Vorhänge von der zwei Meter hohen, ſenkrechten Eroſionsterraſſe herabhingen und das Dach der Hütte fegten. Mahmud ſchwang ſich an einer Tamariske aufs Ufer hinauf, Kerit folgte ihm, rutſchte aber aus und bis an die Schultern ins Waſſer hinein. Im ſelben Moment prallte die Fähre heftig auf, der Stoß wurde aber von dem Wurzelwerk aufgefangen. Schon war auch Huſſein an Land und ſchlang ein Seil um einen feſten Aſt. Die Fähre ſchaukelte und ſchlingerte, riß ſich aber nicht mehr los. Schnell war das Zelt gerettet und zuſammengepackt.

Nun ließ die Heftigkeit des Sturmes bald nach. Regen und Hagel hörten ebenſo plötzlich auf, wie ſie gekommen waren. Das Zentrum des Unwetters zog in nordweſtlicher Richtung weiter. Es war dreizehn Minuten vor 6; die ganze Geſchichte hatte nur zwanzig Minuten gedauert. Das Thermometer zeigte 22 Grad. Die Erde war noch weiß von Hagelkörnern, die jedoch bald wegſchmolzen.

Es dauerte eine Weile, bis wir uns von dem Schreck erholt hatten. Nach und nach wurde die Luft ganz ruhig, glättete ſich die eben noch ſo aufgeregte Waſſerfläche, und man hörte nur das ſtille Brauſen der erſterbenden Wogen. Mahmud begab ſich nach dem nächſten Nomadenzelt, um Holz, Brot und Joghurt zu holen. Die anderen ſammelten Tamariskenzweige und machten mit vieler Mühe ein Feuer an; dann entkleideten ſie ſich und trockneten ihre Sachen. Auch in meiner Hütte war alles ſo durchnäßt, daß Bettzeug und Decken an Stangen ums Feuer zum Trocknen aufgehängt werden mußten. Schließlich ſchöpften meine Leute das Waſſer aus der Steuerbordfähre. Welch ein Glück, daß ich zwei zuſammengebundene Schahtur hatte! Einer allein mit freier Hütte wäre ohne Zweifel gekentert. Die leere Steuerbordfähre hatte meinem Fahrzeug die nötige Feſtigkeit gegeben, um einen ſolchen Sturm auszuhalten.

Es dunkelte. Am nordöſtlichen Himmel flammten unter einer pechſchwarzen, am Hinterrand ſcharf begrenzten Wolkenbank blaue Blitze und erhellten den Strom und die Tamarisken am Ufer, daß ſie wie friedloſe Geiſter mit bittend ausgeſtreckten Armen erſchienen. Nach dem Lärm, der eben noch unſere Ohren erfüllt hatte, lag mir die friedvolle Stille der Nacht geradezu beklemmend auf der Bruſt. Ich atmete auf, als endlich die Schakale ihr übliches Abendlied anſtimmten, das auf dem einen Ufer mit langgezogenem Geheul begann, gleichſam im Bogen auf das andere überſprang und bald wie Hohngelächter, bald wie der Hilferuf bangender Kinder klang, und dazwiſchen der traurige Schrei eines Eſels vom anderen Ufer herübertönte.

Dieſe zyklonartigen Stürme, die von Zeit zu Zeit über Meſopotamien hinziehen, ſind der Schiffahrt auf dem Euphrat äußerſt gefährlich, und wenn ich weiterhin an wracken Booten vorüberkam, begriff ich nur zu gut, wie ſolche Schiffbrüche vor ſich gegangen waren. Noch vor einigen Wochen wurde Kapitän Pfeffer, einer meiner Bekannten aus Dſcherablus, als er mit ſeiner Flottille von großen, mit Munition und Gewehren beladenen Fähren bei Rakka vor Anker lag, von einem Zyklon überraſcht. Der Sturm kam ohne jedes warnende Vorzeichen wie ein Dieb in der Nacht, meterhohe Wellen füllten die Fahrzeuge mit Waſſer, und drei davon ſanken; ein Deutſcher, ein Photograph aus Metz, ertrank dabei. Ein ähnliches Schickſal konnte auch der Fliegerabteilung, die zwei Tage vor mir Rakka verlaſſen hatte, oder der bayriſchen Batterie des Majors von Schrenk, die ungefähr am 15. April von Dſcherablus hatte aufbrechen ſollen, beſchieden ſein. Wie ich aber ſpäter hörte, erreichte ſie der Sturm, der meine Fähre faſt zum Kentern gebracht hatte, nicht; ſein Zentrum war alſo ganz ſcharf begrenzt geweſen.

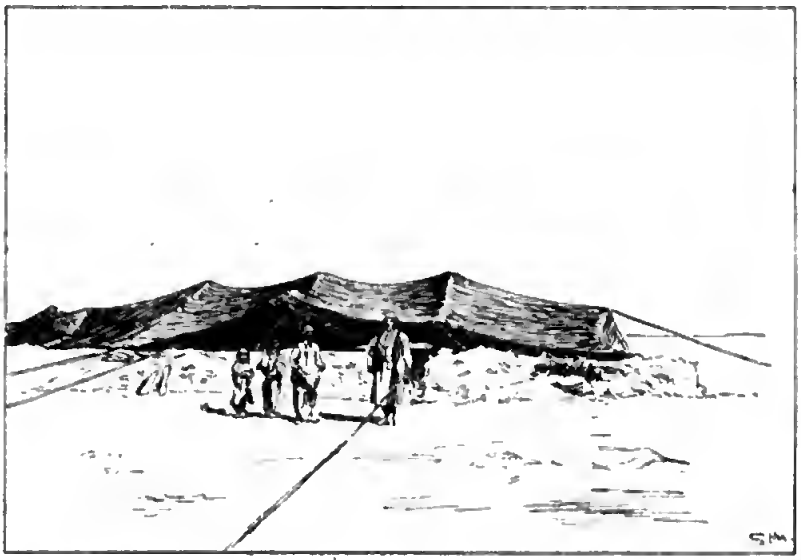
Auch aus älterer Zeit finde ich ſolch ein Ereignis beſchrieben, das mit meinem Erlebnis die größte Ähnlichkeit hat. In den Jahren 1835/37 unterſuchte Oberſt Francis Rawdon Chesney im Auftrag der engliſchen Regierung die Schiffahrtsverhältniſſe auf dem Euphrat und Tigris. Am 21. Mai 1836, mittags $^1/_2$2 Uhr, wurde ſeine Expedition von einem Zyklon überfallen, der ebenſo plötzlich daherbrauſte, wie der von mir erlebte, ebenſo mit plötzlicher Finſternis einſetzte, nur fünfundzwanzig Minuten dauerte und einen der beiden Dampfer Chesneys, den „Tigris", verſenkte, wobei vier Offiziere, elf Artilleriſten und Matroſen

Chesney's Fähre auf dem Euphrat.
(Aus: „Narrative of the Euphrates Expedition".)

und fünf Eingeborene ums Leben kamen. Der Sturm preßte den Dampfer so ſtark nieder, daß die offenen Kajütenfenſter unter Waſſer gerieten. Schon war der Befehl gegeben: Rette ſich wer kann! als ſich für einen Augenblick die Dunkelheit erhellte und das Ufer ganz nahe ſchien. Sofort hieß es wieder: Jeder auf ſeinen Poſten! Aber im nächſten Augenblick herrſchte wieder ſchwarze Nacht, und eine Minute ſpäter war das Schiff geſunken. Ebenſo ſchnell wie er kam, war der Zyklon wieder vorüber, und ſeine Spur war ebenſo ſchmal geweſen, wie ich es beobachtet hatte. Chesney, der ſich mit zwanzig Mann von dem ſinkenden Schiffe hatte retten können, will Hagelkörner von anderthalb Zoll Dicke gemeſſen haben; das erſcheint mir etwas übertrieben, und ſeine Meinung, ſolche Zyklone über dem Euphrat ſeien „äußerſt ſelten“, widerlegt ſich wohl durch meine Erfahrungen.

Chesneys Schilderungen lieſt man noch heute mit größtem Intereſſe. Daß damals an den Ufern des Euphrat noch Löwen vorkamen, hört man mit einigem Erſtaunen; im übrigen iſt noch alles ſo, wie er es beſchrieb; man erkennt die Orte Der-es-Sor, Ana und Hit deutlich wieder, ſogar den Hügel von Babel, wo damals noch keinerlei Ausgrabungen begonnen waren, und die Karte des Euphrat, die ſich in ſeinem Werk „Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris in the years 1835—1837“ (London, 1850—68) findet, iſt ſo gewiſſenhaft ausgeführt, daß ſie noch während dieſes Weltkrieges benutzbar war; man brauchte nur in die vergrößerte Kopie die Änderungen des Stromlaufs während der letzten achtzig Jahre einzuzeichnen. Die von ihm angegebenen Namen der Berge, Hügel, Ruinen, Landzungen uſw. ſtimmten alle, nur die Ortsnamen waren andere; denn man nennt die Orte am Ufer nach dem Scheich des Stammes, der dort zeltet. Die Namen wechſeln daher alle Menſchenalter.

Chesneys Expedition hatte die Aufgabe, die Möglichkeit einer ſchnelleren Überlandverbindung mit Indien zu unterſuchen. Der Euphrat wurde bis Meskene ſchiffbar gefunden, für nicht zu tief gehende Dampfer ſogar bis Biredſchik; bis zum Golf von Alexandrette wäre dann nur noch eine kurze Strecke zu überwinden geweſen. Chesney verſichert, die Araber an den Ufern des Euphrat und ebenſo die türkiſche Regierung hätten die geplante Eröffnung eines neuen Handelsweges zwiſchen Indien und Europa freudig begrüßt. Aber ein Menſchenalter blieb das Projekt unausgeführt, und dann machte der Bau des Suezkanals die Euphratſtraße für England überflüſſig.



Beduinenzelt am Euphratufer.

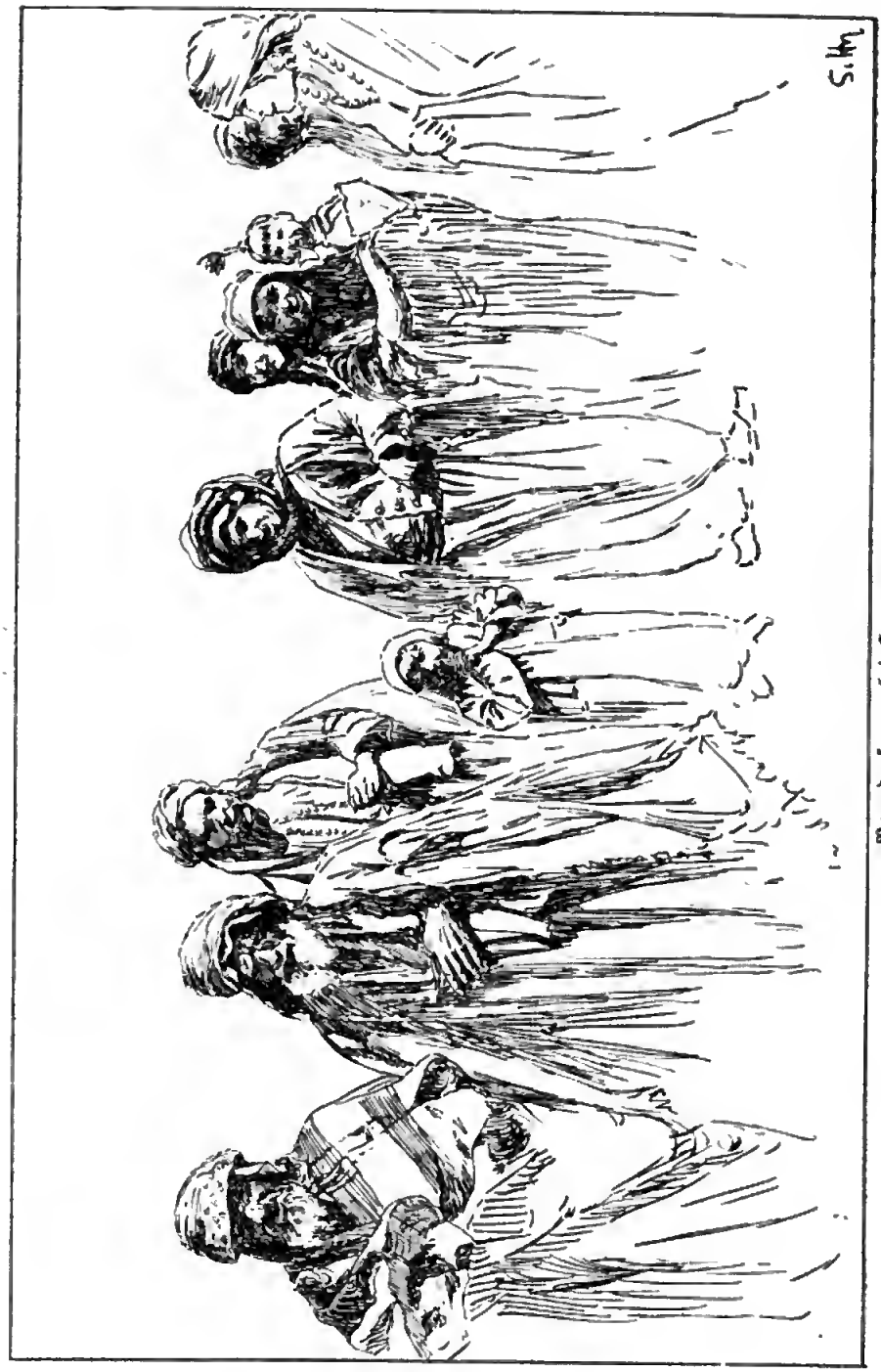
Sechſtes Kapitel.

Unter Nomaden und armeniſchen Flüchtlingen.

Wenn Sturm oder Gegenwind mich zwangen, auch am Tage den Schutz ſteiler Uferwände aufzuſuchen oder am Lande feſtzumachen, gaben mir dieſe meiſt unfreiwilligen Aufenthalte, die meine Geduld auf harte Proben ſtellten, gleichwohl willkommene Gelegenheit, meinen Proviant zu vervollſtändigen und dabei das Leben der Nomaden an den Ufern des Euphrat aus nächſter Nähe kennen zu lernen.

Gleich am zweiten Tage der Stromfahrt mußten wir bei dem Zeltdorf Hammam längere Zeit liegen bleiben, und in Begleitung Kerits, der als arabiſcher Dolmetſch diente, und des Gendarmen Mahmud begab ich mich zu den zwanzig ſchwarzen Zelten am Fuß der Uferhöhe, die das Dorf bildeten. Drei halbwilde Hunde empfingen uns, die Einwohner ſelbſt aber verſchwanden wie Ratten in ihren Zelten. Fürchteten ſie ſich vor uns? Ja, erklärte Mahmud, „ſie halten uns für Werber, die Rekruten ſammeln“. Und mit dieſer Vermutung ſchien er recht zu haben. Denn als ich auf das vornehmſte Zelt, das des Häuptlings, zuging, traten mir zwei Araber in offenbarer Beſtürzung entgegen, und dieſe

Beni-Said-Araber.



Nomadenfrauen bei Hammam.

wich erſt, als ſie hörten, daß wir nichts anderes im Schilde führten, als Eßwaren zu kaufen. Sie waren vom Stamm der Beni-Said-Araber, die in dieſer Gegend ſechzehn Dörfer hatten. Die Männer trugen weiße, weite Beinkleider, über den Schultern bunte Mäntel und auf den Köpfen ſchwarze Lappen, die von zwei weichen Ringen auf dem Scheitel feſtgeklemmt wurden. Auf Kiſſen und zerlumpten Matten ſaßen fünf würdige Weißbärte inmitten des großen länglichen Zeltes und rauchten Nargileh und Zigaretten, die ſie ſelber drehten. Mit vornehmer Läſſigkeit erhoben ſie ſich und luden mich ein, unter ihnen Platz zu nehmen. Nachdem wir uns eine Weile unterhalten und uns gegenſeitig mit gleichem Intereſſe angeſtaunt hatten, brachte ich mein Anliegen vor: ob ſie uns Eier und ſaure Milch verkaufen wollten? Erſt machten ſie Schwierigkeiten und verſicherten, ſie brauchten ihren kärglichen Vorrat ſelber; die verführeriſchen Töne einiger türkiſcher Silbermünzen lockten aber bald die Frauen aus ihrem Verſteck hervor. Ich tat natürlich ſo, als ſähe ich ſie gar nicht, ſondern widmete meine ganze Aufmerkſamkeit dem, was ſie herbeiſchafften. Hier kam eine mit zwei, dort eine mit fünf, eine dritte mit einem ganzen Haufen Eier; ich kaufte fünfzig und bezahlte für je drei den verlangten Preis von zwei Metalliks. Andere brachten Milch und Joghurt in Büchſen, und es zeigte ſich bald, daß die Leute viel mehr entbehren konnten, als wir brauchten.

Der Frauen anfängliche Scheu war nach Abſchluß des Handels ſpurlos verſchwunden, und ich konnte nun ſie und ihre grellfarbige, maleriſche Kleidung mit Muße betrachten. Ihre dunkelblauen Mäntel, die gewöhnlich ein bauſchiger Stoffgürtel um den Leib hielt, waren nach vorn zu offen und ließen ein rotes oder weißes weſtenartiges Unterkleid vorſchimmern. Füße und Arme waren frei. Die Armgelenke zierten hübſche Silber- oder Meſſingringe, den Hals wertloſe Perlenſchnüre. Ihr Haar war in ſtarke Zöpfe geflochten, und um den Scheitel ſchlangen ſich ſchwarze Turbanſchleier. Alle Frauen hatten die Unterlippe blaugrün bemalt, ebenſo das Kinn. Dieſe Bemalung entſtellte ſie keineswegs, im Gegenteil vermittelte das kräftige Blaugrün vortrefflich das Dunkelblau der Mäntel mit dem bronzenen Braun der Geſichter. Woher dieſe Sitte? Auf dieſe Frage antworteten ſie nur: „Das iſt bei uns von altersher ſo Brauch.“ Einige Frauen trugen kleine

braungebrannte Kinder auf dem Rücken oder an der Bruſt. Unter den jüngeren fielen mehrere durch echte, ungepflegte Wüſtenſchönheit auf.

An den weiten Ufern des Euphrat genießen dieſe Nomaden eine unbegrenzte Freiheit. Wenn die Steppe rings um das Dorf abgegraſt iſt, ziehen ſie mit Zelten und Herden zu neuen Weidegründen. Sie ſtarren von Schmutz und Ungeziefer, Frauen wie Männer, und ihre buntſcheckige Kleidung iſt verſchliſſen und zerlumpt, voller Flecken von Fett und Schafblut und vom Ruß des Lagerfeuers geſchwärzt. Das kümmert ſie nicht. Abgehärtet von Wind und Wetter fühlen ſie ſich ſtark und geſund; ihre Bedürfnisloſigkeit macht ſie leichten und frohen Sinnes; doch der Neugier huldigten ſie mit naiver Unbefangenheit, und ſelbſt die Kinder waren uns wildfremden Gäſten gegenüber gar nicht blöde; Knaben und Mädchen ſprangen übermütig aus und ein und trieben ihren Scherz mit uns. Fähren wie die meinige ſahen ſie ja alle Tage vorbeitreiben; höchſtens daß ihnen ſolch eine Hütte darauf neu war. Mehrfach ſchon hatte ſie ſpielenden Knaben als Zielſcheibe für ihre Schleuder gedient, und die kleinen barfüßigen Mädchen am Strande pflegten ohne Schüchternheit nach dem Woher und Wohin unſerer Fahrt zu fragen. Nur einmal, bei dem Dorf Sedſchere, am 15. April, machten wir Aufſehen und ſtörten ſogar ein Leichenbegängnis: das ganze Gefolge überließ den Toten ſich ſelbſt und eilte ans Ufer, um uns vorüberfahren zu ſehen.

Die Zelttücher der Nomaden ſind aus grober, ſchwarzer Ziegenwolle; ſie ruhen auf mehreren in einer Reihe aufgeſtellten, ſenkrechten Stangen, fallen nach beiden Seiten ab und ſind mit Stricken feſtgemacht. Ringsum iſt das Zelt mit Reiſigbündeln umgeben, die als Brennmaterial benutzt und immer erneuert werden. Das Innere iſt durch Wände von Schilfmatten in verſchiedene Räume eingeteilt. Der vornehmſte, das Empfangs- und Konverſationszimmer, liegt in der Mitte, links der Stall für Schafe und Kälber, rechts Vorratsraum und Küche. Dort bereitete eine alte Frau in einem Topf über dem Feuer das erfriſchende Getränk „Airan" aus Waſſer und gegorener Milch. Die Milch wird in Ziegenfellen aufbewahrt, die an den Zeltſtangen hingen. Milch und Brot iſt die Hauptnahrung dieſer Nomaden; ſeltener wird ein Schaf aus der Herde geopfert. Mit dieſem ihrem Reichtum ſind ſie ſehr ſparſam, wie ich am nächſten Tage erfahren ſollte.

Die Abenddämmerung hatte meiner Arbeit ein Ziel geſetzt, und ich ließ meine Fähre bei drei ſchwarzen Zelten am linken Ufer halten. Ihre Bewohner kamen uns entgegen und begrüßten uns auf europäiſche Art durch Handſchlag. Wir folgten ihrer Einladung und ließen uns in einem der Zelte im Kreiſe um das Feuer nieder, das mit ſtachligen Raſenſtücken genährt wurde, die draußen aufgehäuft waren. So oft ein neuer Arm voll in die Glut geworfen wurde, flammte die Lohe hoch empor und beleuchtete prächtig dieſe Kinder der Wüſte, die wettergebräunten Hirten, die dunkelblauen Trachten der Weiber und das zerlumpte Durcheinander der lärmenden Kinder. Sie waren vom Stamme al-Murat; ihre Nachbarn auf dem anderen Ufer gehörten zum Stamm der Bobani. Der Winter 1915/16, erzählten ſie, ſei ſehr hart geweſen, und es ſei reichlich Schnee gefallen; vor fünf Jahren habe das Flußeis ſogar Menſchen und Tiere getragen. Unſere neugierigen Wirte wurden nicht müde, ſich über unſeren Beſuch zu wundern, uns anzuſtarren und auszufragen, und als ich am Abend in meiner Hütte Tee trank, leiſteten ſie mir vom Ufer aus Geſellſchaft. Ich kaufte von ihnen weiches Brot und Joghurt,

Sale, ein Lamm an der Bruſt haltend.

aber ein Fettſchwanzſchaf wollten ſie nicht herausrücken, d. h. ſie verlangten dafür 150 Grütſch oder anderthalb türkiſche Pfund (faſt 30 Mark), einen drei- oder viermal zu hohen Preis, der jeden Handel unmöglich machte.

Zwei Tage ſpäter hatte ich damit mehr Glück. Wir waren beim Dorfe Dibſe vorübergefahren, deſſen Ruine auch unter dem Namen El-Burdſchi, d. h. die Burg, bekannt iſt. Hier lag in alter Zeit die berühmte Stadt Thapſacus, die ehemals die Oſtgrenze des Salomoniſchen Reiches bezeichnete (1. Buch der Könige, 4, 24). Gleich oberhalb des

Araberinnen vor einem Zelt.

Ortes iſt noch heute eine Kamelfurt, durch die ſeinerzeit der jüngere Cyrus und Alexander der Große den Euphrat überſchritten. Hinter Dibſe waren wir an einer Stelle gelandet, die den Namen Oaſta führte. Hier wohnten die Araber des Oäldäſtammes. Ihnen gegenüber ſollen die Hamidije-Araber ihre Weideplätze haben, und weiter abwärts am rechten Ufer folgt der Stamm Hamed-el-Feratſch. Hochgewachſene Männer in braun- und weißgeränderten, ſackähnlichen Mänteln empfingen uns mit dem Gruße „Salam". Sie erwarteten das diesjährige Hochwaſſer erſt in vierzehn Tagen; nach zwei Monaten ſchrumpfe dann der Fluß zur Bedeutungsloſigkeit zuſammen. Ihre Schafherden ſcheren ſie Mitte Mai; dann kommen die Händler von Aleppo hierher, um die Wolle aufzukaufen.

Araber am Euphrat.

Für klingendes türkiſches Silber erſtand ich hier ein prächtiges Fettſchwanzſchaf; einer der Araber zog ſofort blank und ſchnitt mit einem Hieb die Weichteile bis zu den Halswirbeln durch, daß das Blut über das Gras ſpritzte. Kerit tauchte die Hand in das rauchende Blut und malte ein paar breite, rote Streifen über das Vorderteil der Fähre — jedenfalls ein uralter Opferbrauch, der die unheimlichen Mächte des Waſſers beſänftigen und den Schiffern eine glückliche Fahrt ſchenken ſoll. Mit ſicherer Hand zog der Araber das Schaf ab, entfernte die Eingeweide und zerſchnitt kunſtvoll das Fleiſch; Fett, Niere, Herz und Leber wurden für ſich gelegt. Die Fleiſchſtücke ließ ich an der Hinterwand meiner Hütte aufhängen, mit Ausnahme derer, die zum abendlichen Gaſtmahl meiner Beſatzung beſtimmt waren.

Nachdem die uns begleitenden Araber zu ihren Zelten zurückgekehrt waren, machten meine Leute am Ufer Feuer, und nun begann ein emſiges Kochen und Schmoren. Für mich wurden die Schafsnieren am Spieß über der Glut gebraten. Jede Schafſchlachtung iſt in Aſien ein feſtliches Ereignis. Die Männer bleiben länger als gewöhnlich ſitzen, verzehren unglaubliche Mengen Fleiſch, plaudern und ſingen und ſchweigen bloß, ſo lange ſie eſſen. —

Neben den ſchwarzen Zelten der Araber zeigten ſich an den Ufern des Euphrat oft Hunderte weißer Zelte. Das waren die Lager der armeniſchen Flüchtlinge. Mehrfach war ich dieſen Unglücklichen ſchon begegnet, wenn ich tagsüber oder am Abend an Land ging. Einmal, in der Nähe der Feſtung Dſchabar, hatte ich eine Schar von ihnen, meiſt Frauen und Kinder, die auf dem Wege nach Der-es-Sor und Moſul waren, mit allem bewirtet, was ſich an Brot, Eiern und Fleiſch an Bord meiner Fähre fand. Genauer lernte ich ihr Elend erſt kennen, als ich am 18. April das Städtchen Rakka erreichte, das am Fuß einer iſolierten, fünfgipfligen Gebirgspartie liegt.

Zwiſchen Inſeln hindurch, die bald aus Schlamm beſtanden, bald mit Gras bewachſen oder mit Flugſanddünen bedeckt waren, näherten wir uns dem größten Ort, den ich bisher am Euphrat angetroffen hatte. Bei Rakka erreicht eine Karawanenſtraße von Urfa her den Strom, der hier ſehr breit iſt und ſo gerade läuft, daß die Ufer keine Eroſionsterraſſen haben. Dieſe entſtehen nur bei Windungen, wo der beſtändige ſeitliche

Druck des Waſſers ſie bildet. Auf dem rechten Ufer weidete eine Herde von etwa hundert Kamelen; wahrſcheinlich war ſie für die Transportkolonnen beſtimmt, die die Verbindung mit der meſopotamiſchen Front aufrechterhielten.

Am linken Ufer waren zahlreiche Frauen bei der Wäſche beſchäftigt, während Kinder im Waſſer planſchten, und Sakkas, Waſſerträger, ihre Lederſäcke füllten und auf Eſeln nach der Stadt beförderten, die einzige Waſſerleitung, die Rakka beſitzt.

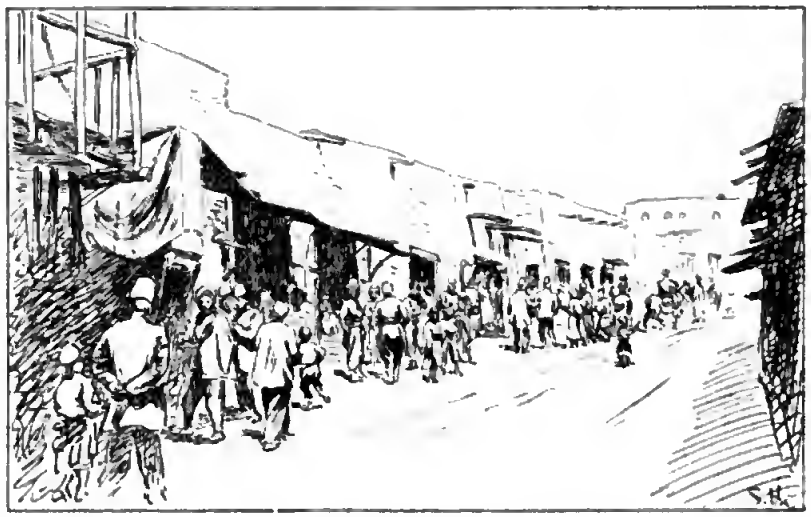
Armeniſche Flüchtlinge bei meiner Fähre.

Mohammed und Huſſein blieben bei der Fähre als Wache, während Mahmud, das Gewehr am Riemen über der Schulter, und Kerit mich nach der Stadt begleiteten. Sie liegt zwölf Minuten vom Ufer entfernt, damit das Hochwaſſer, dem das flache Land ausgeſetzt iſt, nicht bis zu den Häuſern dringt.

Mein Ziel war das Amtszimmer des Kaimakam. Gendarmen empfingen uns am Tor und führten uns über den inneren, viereckigen Hof die Treppe hinauf zu einer Galerie oder Veranda und von dort in das Empfangszimmer des Gouverneurs. Es war mit einfachen Matten belegt und mit Sofas und Stühlen möbliert. Viele Beſucher warteten, Militärs und Ziviliſten. Der Kaimakam, ein alter Mann mit weißem

Vollbart, klobiger Naſe, freundlich träumeriſchen Augen und rotem Fes, ſaß vor einem mit Bergen von Briefen und Akten beladenen Schreibtiſch. Sein Dolmetſch ſtand daneben wie ein angezündetes Licht.

Nachdem der Kaimakam meinen türkiſchen Paß durchgeſehen, ſich über meine Reiſepläne unterrichtet und mir die neueſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatz mitgeteilt hatte, bat ich um die Erlaubnis, Antiquitäten von Rakka kaufen zu dürfen. Die kleine Stadt, die jetzt zum großen Teil von ihrem Handel mit den in der Umgegend wohnenden Aneſe-Arabern lebt, liegt auf dem Platz, wo ehemals die alte Feſtung Nicephorium ſtand.



Hauptſtraße in Rakka.

Als Avidius Caſſius im Jahre 164 n. Chr. gegen das Partherreich vorrückte, fand er an der Euphratlinie hartnäckigen Widerſtand, doch konnten Europus, Neſibin, ſelbſt die Hauptſtadt der Parther, Kteſiphon, und viele andere Städte, darunter die Feſte Nicephorium, der überlegenen Kriegskunſt der Römer nicht widerſtehen. Rakka iſt auch dadurch berühmt, daß der Kalif Harun-er-Raſchid hier den Sommer zu verbringen pflegte. Meinem Wunſch nach Altertümern durfte übrigens der Gouverneur nicht ſtattgeben, da die Ausfuhr verboten iſt.

Während ein alter Offizier mit dem Kaimakam eilige Geſchäfte erledigte, unterhielt ich mich mit dem franzöſiſchen Dolmetſcher. Er war ein Armenier aus Konſtantinopel und mit einer großen Schar von

Landsleuten über Aleppo und Meskene nach Rakka gekommen, wo ſie ſeit ſechsunddreißig Tagen feſtgehalten wurden. Wir ſahen ihre Zelte am rechten Stromufer, das von Frauen und Kindern wimmelte. Man ſchätzte ihre Zahl auf 5000; ſie waren aus Gegenden an der kaukaſiſchen Front ausgewieſen worden. Der Dolmetſch, der ein treffliches Franzöſiſch ſprach, hatte dem Kaimakam ſeine Dienſte angeboten und war ſofort angeſtellt worden.

Vor zwanzig Tagen, erzählte er mir, ſei ein deutſcher Offizier auf einem Schahtur angekommen und habe um die Erlaubnis gebeten, an die ärmſten Armenier 30 Pfund in Silber austeilen zu dürfen; der Kaimakam ſei ſelber bei der Verteilung zugegen geweſen. Auf meine Bitte, dem Beiſpiel des Deutſchen folgen zu dürfen, erwiderte aber der Kaimakam, er ſei für das Angebot herzlich dankbar und habe an ſich nichts dagegen. Aber er habe vom Wali in Urfa gerade ein Telegramm erhalten, das verbiete, ohne deſſen Erlaubnis Gaben an die Ausgewieſenen zu verteilen.

Ich ſuchte nun den Baſar auf, um meinen Proviant mit Brot, Käſe, Apfelſinen und Salz zu bereichern. Ein armeniſcher Arzt aus Eriwan, der ſeit vielen Jahren in Rakka anſäſſig war, begleitete mich durch die ſtaubigen Straßen der langweiligen Kleinſtadt. Nach ſeiner Verſicherung zählte die armeniſche Kolonie von Rakka gegen anderthalb Tauſend Perſonen.

Auf unſerem Wege folgte uns ein Heer armer Kinder und Frauen auf den Ferſen, lauter Armenier, und als ich an einem Bäckerladen vorüberkam, auf deſſen Tiſchen große Haufen friſcher, runder Brote aufgeſtapelt lagen, konnte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, den ganzen Ladeninhalt aufzukaufen und an die Hungernden zu verteilen. Sie ſtürmten von allen Seiten auf mich ein, ſtießen ſich, ſchrieen, fielen zu Boden, traten aufeinander und zerrten an meinen Kleidern, um nur ihres Anteils nicht verluſtig zu gehen, dann zerſtreuten ſie ſich, jeder mit ſeinem Fang zufrieden. Es war eine Herzensfreude ſie eſſen zu ſehen, und mit ſchmerzlicher Teilnahme dachte ich an die Fünftauſend, die auf dem anderen Ufer verſchmachteten. Aber wenn ich auch alles, was ich hatte, an die Ärmſten verteilte — für ſo viele hätte es doch nicht entfernt gereicht.

* * *

Die Verfolgungen der Armenier, vor allem die Grauſamkeiten gegen unſchuldige Frauen und Kinder, gehören zu den dunkelſten Kapiteln des Weltkrieges. Sie übertrifft nur die Grauſamkeit, mit der zwei Millionen in Rußland anſäſſiger Deutſchen bei Kriegsausbruch in die Peſthöhlen Sibiriens verſchleppt wurden, um dort das Schickſal der unglücklichen Opfer aus Oſtpreußen zu teilen. Was aber die Engländer über die armeniſchen Maſſaker in die Welt hinausposaunen, iſt ungeheuer übertrieben und fordert den Widerſpruch heraus. In ſeiner Oberhausrede vom 6. Oktober 1915 behauptet Lord Bryce, die Türkei wolle ihre nichtmohammedaniſche Bevölkerung ausrotten, weil ſie die Einheit des Staates ſtöre und ſich nicht immer der Unterdrückung füge. Die Türkei zählt über 21 Millionen Einwohner; mehr als ein Viertel davon ſind Chriſten und Juden. Die Juden, die faſt eine Million zählen, haben von den Türken nichts auszuſtehen gehabt, im Gegenſatz zu Rußland, wo ſie der empörendſten Verfolgung ausgeſetzt waren, und die Chriſten in Syrien und anderen Teilen der Türkei leben mit den Herren des Landes in gutem Einvernehmen, ſind wenigſtens während dieſes Krieges in keiner Weiſe von ihnen behelligt worden. Die Armenier bilden nur etwa den vierten Teil der geſamten Chriſtenheit des türkiſchen Reichs.

Holoß Bachmakdjan, 14jährige Armenierin aus Erſerum.

Lord Bryce leugnet, daß sich die Armenier jemals ungesetzlich gegen ihre Regierung gezeigt hätten. Aber eine Broschüre von Arnold J. Toynbee in Oxford, die eben jene Rede des Lords enthält, versichert, daß 250000 Armenier über die russische Grenze desertiert seien, die jetzt „die einzige Hoffnung und Stütze der armenischen Rasse" bildeten! Die 750000 Armenier, die (nach einer andern Stelle derselben Broschüre!) in Transkaukasien leben und russische Untertanen sind, gehören wohl nicht zur armenischen Rasse? Nach der zuverlässigsten Bevölkerungsstatistik von Armenien in „Petermanns Mitteilungen" (42. Bd. 1896) sind es sogar 958000. Lord Bryce will nur von „vereinzelten" Deserteuren gehört haben und behauptet, das Freiwilligenkorps, das zu Anfang des Krieges dem russischen Heer so wertvolle Dienste leistete, habe nur aus russischen, im Kaukasus wohnenden Armeniern bestanden. Darüber können nur die türkischen Behörden zuverlässige Aufklärung geben. So harmlos, wie der Lord sie schildert, haben sich die Armenier bei früheren Gelegenheiten nicht erwiesen, weder im türkischen noch im russischen Asien. Die Massaker des Jahres 1896 verursachte der wahnsinnige Versuch der Armenier, die Ottomanische Bank in Konstantinopel zu stürmen, und das Blutbad, das 1903 die Tataren in Baku unter den Armeniern anrichteten, war die Folge der politischen Morde, die letztere an russischen Beamten verübt hatten. Die Tataren glaubten, sich durch Hinschlachtung der Armenier einen Dank von Rußland verdienen zu können; dieses ließ sie auch gewähren, und als es endlich eingriff, waren die Greuel schon vorüber. Als ich Ende November 1905 in Nachitschewan weilte, hatten die Armenier, wie ich in meinem Buche „Zu Land nach Indien" (1. Bd., S. 95 f.) berichtet habe, im Tatarendorf Ikran vierzig Männer, Frauen und Kinder niedergemacht, und in Nachitschewan selbst war ein Tatar von ihnen erschossen worden, als er unter freiem Himmel sein Abendgebet verrichtete. Darauf töteten die dortigen Tataren einen Armenier, und nun ging die Blutrache weiter.

Lord Bryce ist zweifellos ein Ehrenmann — so are they all, all honourable men! Aber was er von den schrecklichen Grausamkeiten bei Räumung des kaukasischen Kriegsgebiets vor der Besetzung durch die Russen erzählt, stimmt schlecht zu den übrigen Angaben der genannten Broschüre. 800000 Armenier, sagt Lord Bryce, hätten bei dem Transport

nach ſüdlicheren Gegenden den Tod gefunden. In der Broſchüre aber heißt es (S. 15 der däniſchen Überſetzung) von den 1200000 Armeniern des türkiſchen Reichs ſei gut wie die Hälfte „ſyſtematiſch niedergemetzelt“ worden. Wenn nun wirklich 250000 nach Rußland flohen und die Hälfte der Zurückbleibenden getötet wurde, ſo ergäbe das etwa 475000, aber keineswegs 800000! Ganz abgeſehen davon, daß 5000 ſich nach Port Said retteten und zahlreiche in türkiſchen Dienſten blieben. Allein aus der Stadt Merſina ſollen nach Lord Bryces Brief an die Preſſe vom 26. November 1915 25000 Armenier nach Süden verſchickt worden ſein! Nur ſchade, daß dieſe Stadt bei Kriegsausbruch bloß 22000 Einwohner zählte, unter denen — nach Baedeker und „Petermanns Mitteilungen“ — überhaupt keine Armenier waren!

Ebenſo leichtfertig iſt die Statiſtik, die das armeniſche Patriarchat der Kollektivnote der europäiſchen Geſandten beifügte, um nach Artikel 61 des Berliner Vertrags die Durchführung von Reformen in den von Armeniern bewohnten Wilajets zu erzielen. Darnach ſollten in den betreffenden Gebieten ebenſoviele Armenier (780700) wie Mohammedaner (776500) wohnen. Tatſächlich bildeten die erſteren nur den ſechſten Teil der Bevölkerung.

Der Zweck dieſer Falſchmeldungen iſt ja klar: die Deutſchen ſollen die Schuldigen ſein! Sie haben ja niemals etwas gegen dieſe Grauſamkeiten getan, obgleich ſich die Türkei der Autorität Deutſchlands ohne weiteres gefügt hätte! Woher weiß der Verfaſſer jener Broſchüre, daß Deutſchland niemals einen ſolchen Schritt getan hat? Ich kann ihm verſichern, daß er in einem fürchterlichen Irrtum befangen iſt, und ebenſo falſch iſt ſein Glaube, als ob Deutſchland in der Türkei nur ſo zu befehlen habe! Die Türkei iſt aus eigenem Entſchluß, ihrer eigenen Sicherheit wegen in den Krieg eingetreten, nicht Deutſchland zu Gefallen. Die ſchändliche Behandlung Griechenlands beweiſt ja, daß ſie beim beſten Willen nicht einmal neutral hätte bleiben können!

Von gleichen Widerſprüchen wimmelt eine Denkſchrift von 700 Seiten, die im Oktober 1916 dem engliſchen Parlament zuging: „The Treatment of Armenians in the Ottoman Empire 1915—1916. Documents presented to Viscount Grey of Fallodon by Viscount Bryce“. Hier hören wir plötzlich aus dem Munde des amerikaniſchen Zeitungs-

Hirten von Kal'at Rebi.

korreſpondenten Henry Wood — was Lord Bryce bei ſeiner Rede vom 6. Oktober 1915 keineswegs noch unbekannt war —, daß die Armenier in offenem Aufruhr gegen die Türken ſtanden, Wan und mehrere andere Städte beſetzt hatten und eine ſelbſtändige Regierung zu bilden beabſichtigten! Mit vollem Recht hatte die türkiſche Regierung die Kriegsgeſetze gegen die Empörer angewandt, die ſie obendrein noch vorher gewarnt hatte! Aus Erſerum, Trapeſunt, Siwas, Charput, Bitlis und Diarbekr ſind nach jener Denkſchrift (S. 12) etwa eine Million Armenier deportiert worden. Aber dieſe Wilajets hatten vor dem Kriege überhaupt nur gegen 600000 armeniſche Bewohner! Die Wilajets Erſerum, Bitlis und Wan, die jetzt im Bereich der ruſſiſchen Linien liegen, ſollen nach den Unterſuchungen des Patriarchats im Jahre 1912 580000 Armenier gezählt haben; tatſächlich waren es nur 331000! Im Mai 1916 ſoll es (nach S. 664 des Blaubuchs von Bryce) nur noch 1150000 überlebende Armenier gegeben und die Zahl der Hingeſchlachteten mindeſtens 600000 betragen haben, alſo nicht mehr 800000, wie er ein Jahr vorher behauptete! Das armeniſche Patriarchat zählt insgeſamt 2100000 Armenier im türkiſchen Reich, die türkiſche Regierung nur 1100000! Lord Bryce nimmt alſo einen Mittelwert von etwa 1600000 an, neigt aber mehr zu 2000000, weil er ſie für ſeine obige Rechnung braucht! Nach der Schätzung von Lynch gab es aber in ganz Aſien nur 2100000 Armenier; und nach der von Selenoy-Seydlitz aus dem Jahre 1896 2600000. Das ergäbe einen Mittelwert von 2350000. Davon müſſen aber die 958000 Armenier, die in Rußland, und die 50000, die in Perſien wohnen, abgezogen werden. Bleiben alſo für die Türkei nur 1350000 übrig. 150000 Armenier wohnen außerdem in Konſtantinopel und Smyrna; dieſe Annahme Lord Bryces ſtimmt mit ſicheren Quellen überein. Das ergäbe zuſammen 1500000 Armenier im ganzen türkiſchen Reich, eine Ziffer, die auch in der Denkſchrift von Lord Bryce (S. 11) angeführt wird und ganz mit der Berechnung Profeſſor Philippſons im Jahre 1915 übereinſtimmt.

Zieht man von dieſer Geſamtzahl die der überlebenden 1150000 ab, ſo können nicht 6 oder 800000 oder gar über eine Million Armenier umgekommen ſein, ſondern nur etwa 350000. Die von den Engländern behaupteten Zahlen beſtehen alſo in keiner Weiſe zu Recht. Nur das wollte ich damit bewieſen haben.

Schuschanik Pambuchian,
20jährige Armenierin aus Erzerum.

Grauſamkeiten ſind verabſcheuenswert, wo, von wem und warum ſie auch verübt werden, und kein Ehrenmann kann ſie billigen. Aber wenn man zu ihrer Beleuchtung die Statiſtik heranzieht, iſt das wenigſte, was man verlangen muß, deren Richtigkeit!

Und haben obendrein nicht gerade die Engländer das Recht verwirkt, die Armenier vor der Welt zu vertreten? Lord Kitchener berichtete mir einſt, wie er die Ruhe im Sudan nur dadurch herſtellte, daß er die ganze waffenfähige Bevölkerung des Landes ausrottete, und franzöſiſche Quellen enthalten haarſträubende Bilder von den Konzentrationslagern in Transvaal, wo Burenfrauen und -kinder zu Zehntauſenden verhungerten! Und ſchreit nicht das Schickſal Irlands zum Himmel? In einem unbarmherzigen Krieg, der 150 Jahre lang dauerte, wurden zwei Drittel der iriſchen Bevölkerung ausgerottet. Nur ihre große Fruchtbarkeit rettete die iriſche Raſſe vor völligem Untergang. „Als die Engländer", ſagte kürzlich der Ire Georges Chatterton-Hill in der Zeitſchrift „Ord och Bild" (1916, S. 561 ff.) „ſie nicht durch direkten Mord vernichten konnten oder durch Geſetze, die die ganze Nation außer Landes treiben ſollten, verſuchten ſie eine andere Methode, die ſie auch in Indien erprobt haben: den organiſierten Hunger. Und dieſe Methode erwies ſich als ſehr wirkſam. In ſiebzig Jahren, von 1841—1911, ſank die Bevölkerungsziffer Irlands von 8196597 auf 4381951! Während der drei Jahre der ſogenannten großen Hungersnot (1846—1848) ſtarben über eine Million Menſchen in Irland an Hunger inmitten lachender Getreidefelder! In dieſen drei Jahren wurde aus Irland an Nahrungsmitteln (Getreide und Rindvieh) für nicht weniger als 50 Millionen Pfund unter dem Schutz engliſcher Bajonette nach England ausgeführt, um Steuern für den engliſchen Staat und Pacht für die abweſenden engliſchen Grundbeſitzer zu bezahlen. Die folgenden drei Jahre (1849—1851) ſtarben weiterhin etwa 400000 Menſchen an Entbehrungen."

Wenn die angeblichen „Beſchützer der kleinen Nationen" unter den 380 Millionen Menſchen, die durch die Laune des Geſchicks unter ihren „Schutz" gekommen ſind, nicht genügend Spielraum für ihre menſchenfreundliche Betätigung finden, ſo ſollten ſie doch wenigſtens, ſtatt bei den Mittelmächten, zuerſt bei ihren nächſten Verbündeten anklopfen! In Rußland iſt weit mehr zu beſſern als in der Türkei! Das Telegramm,

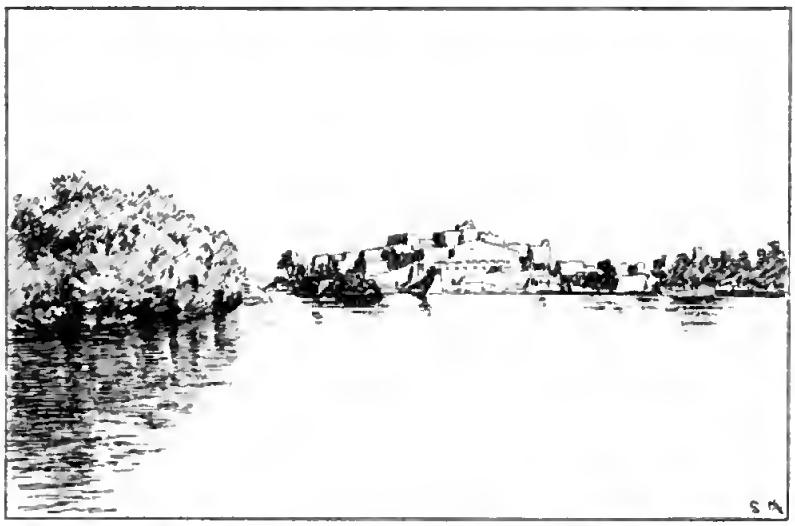
das der Generalſekretär des Verbandes der unterdrückten Völker Rußlands, Baron Friedrich Ropp, am 21. Dezember 1916 an Lloyd George richtete, fand dieſen offenbar zu ſehr mit anderen Dingen beſchäftigt! Vielleicht wird die revolutionäre Regierung Rußlands ſelbſt auf dieſen erſchütternden Notſchrei hören?

Vartiter Pambuchian, 18jährige Armenierin aus Erſerum.

Auch in neutralen Ländern hat man Broſchüren und Bücher über die Leiden der Armenier geſchrieben und die Regierungen interpelliert. Ich zweifle nur, ob hier die reine, unverfälſchte Menſchenliebe am Werke iſt. Denn dieſe macht keinen Unterſchied zwiſchen Armeniern und Belgiern einerſeits und — Oſtpreußen, Polen und ruſſiſchen Juden andrerſeits! Neben der Religionsheuchelei iſt nichts ſo verabſcheuenswert wie der

Schwindel, der unter der Maske der Barmherzigkeit nichts anderes als politiſche Geſchäfte treibt und die Leiden anderer ruchlos ausbeutet, um politiſche Gegner, die Türken und ihre Verbündeten, verhaßt zu machen!

Die kriegeriſchen Vorgänge an der kaukaſiſchen Front haben dazu gezwungen, die Zivilbevölkerung zu entfernen, beſonders weil dieſe ſich offen mit dem Feinde verbündete und gegen die eigene Regierung aufſtand. Brutaler Eifer untergeordneter Behörden iſt zu Grauſamkeiten ausgeartet, zu denen — daran zweifle ich nicht — die Regierung in Konſtantinopel keine Befehle gegeben hatte. Die gebildete Welt darf aber erwarten, daß die türkiſche Regierung weiterem Blutvergießen ein Ende macht, durch nachdrücklichen Schutz des unglücklichen armeniſchen Volkes ſich unvergänglichen Ruhm erwirbt, ihre Feinde dadurch entwaffnet und ihre Freunde mit noch ſtärkeren Banden an ſich knüpft. Sie muß dafür ſorgen, daß die Klagen in den Bergen Armeniens verſtummen.



Einfahrt nach Der-es-Sor.

Siebentes Kapitel.

Deutſche Artillerie auf dem Wege nach Bagdad.

In der Nacht nach dem im fünften Kapitel geſchilderten Abenteuer hatte ſich der Sturm nochmals aufgerafft, und er blies auch den folgenden Tag, den 19. April, ſo ungeſtüm und regellos, daß mir nichts übrig blieb, als bei Säbcha im Schutz der Tamariskengebüſche zu verweilen und mir und meinen übermüdeten Leuten Ruhe zu gönnen.

Unter dichten Weißdornbüſchen, geſchützt vor dem Wind, hatten ſie ſich am Ufer hingeſtreckt und freuten ſich in der Morgenfriſche der Wärme, die ein kniſterndes Feuer ausſtrömte. Ich fühlte mich an Bord am wohlſten, hatte es mir mit Hilfe dicker Winterkleider einigermaßen behaglich gemacht und lag leſend auf meinem Bett, als ich auf einmal Schritte auf der Laufplanke hörte und ein junger Europäer vor meiner Hütte erſchien. Zu meiner größten Überraſchung war der Ankömmling ein Landsmann von mir, Nils de Maré, Major in perſiſchen Dienſten. Am Abend vorher war er mit Major Pouſette und ſechzehn Öſterreichern, die aus ruſſiſcher Gefangenſchaft in Taſchkent entflohen waren und ſich

durch Perſien hatten durchſchlagen können, in Säbcha angelangt. Sie hatten meine Fähre ankommen ſehen, und da de Maré überzeugt war, daß ich mich darauf befände, hatte er ſeine Begleiter nach Meskene und Aleppo vorausfahren laſſen. Dann brach der Orkan aus, und meine Fähre war im Sturmnebel verſchwunden. Mit einem perſiſchen Diener hatte ſich der Major in einem gebrechlichen Fahrzeug aufgemacht, um meine letzte Spur zu ſuchen, und er war jetzt nicht wenig erſtaunt, mich völlig wohlbehalten in meiner Hütte zu finden, die er höchſtens als ein trauriges Wrack anzutreffen gefürchtet hatte.

Ich ließ dem willkommenen Gaſt auftiſchen, was das Haus vermochte. Das war nun leider wenig, und Apfelſinen und Zigarren mußten die Dürftigkeit unſeres Mahles vergolden. De Maré war auf der Heimreiſe nach Schweden; er hatte den Rückzug über Kirmanſchah nach Chanikin mitgemacht und in den Kämpfen mit den nachdrängenden Ruſſen ſo viel erlebt, daß die Stunden unſeres Beiſammenſeins nur ſo verflogen.

Um 4 Uhr nachmittags ſaßen wir noch immer über ſeine perſiſchen Kartenſkizzen gebeugt, als plötzlich Mahmud herbeigeſprungen kam mit der Meldung, eine große deutſche Fähre ſei im Anzug. Und richtig! Nur wenige hundert Meter flußaufwärts kam ein großer, ſchwerer Prahm im heftigen Wind gerade auf uns zu, als ob er mein leichtes Fahrzeug in den Grund bohren wollte. Aber er ſteuerte mit tadelloſer Sicherheit nahe vorbei und landete unter dichtem Tamariskengebüſch ein Stück weiter abwärts. Auf der Längsſeite der Fähre ſtand in großen Buchſtaben ihr Name „Möve“. Sie war alſo die Vorhut der bayriſchen Batterie, die einige Tage nach mir Dſcherablus verlaſſen hatte. Bald kam auch die ganze Flottille an der letzten Biegung des Stromes vor, die „Emden“ mit ihren verdeckten Munitionswagen, die „Hella“ unter Geſang ihrer Beſatzung, „Mohammed Reſchid V.“ mit ſtarkem Tiefgang infolge ſeiner ſchweren Laſt an Geſchützen und Granaten, und ſchließlich ein türkiſcher Doppelſchahtur von der Größe des meinigen, das Admiralſchiff des Majors von Schrenk, das unter Flaggengruß, Winken und Hurrarufen der Offiziere an mir vorüberfuhr. Wenige Minuten ſpäter durfte ich den Major und ſeine Kameraden vor meiner Hütte begrüßen, und am Abend führte Leutnant Schmidt mich und meinen Landsmann mit einer Laterne durch ſtachliges Tamariskengebüſch zum

Lagerplatz der Deutschen, wo wir uns beim Licht des Mondes und einer Karbidlampe zum gemeinsamen Abendbrot niederließen und im Austausch unsrer Erlebnisse während der letzten Woche reizende Stunden verbrachten. De Maré verabschiedete sich um 9 Uhr, um mit seinem persischen Diener nach Säbcha zurückzukehren; er konnte aber sein Boot im Dunkeln nicht finden und verbrachte daher die Nacht, in meinen Mantel gehüllt, am Lagerfeuer, um am frühen Morgen endgültig aufzubrechen.

Vier von den neunzehn deutschen Fahrzeugen fehlten noch; sie waren in der Nähe von Rakka auf Sandbänke getrieben, und der Major wollte nun hier warten, bis er alle wieder beisammen hatte. Da am andern Morgen der Wind noch ebenso heftig wehte, der Euphrat in weißbraunen Wogen rollte und das Wetter so rauh war, daß man sich seiner Winterkleider und des Ledermantels aufrichtig freute, beschloß auch ich den Tag in Gesellschaft meiner deutschen Freunde zuzubringen.

Am Vormittag wurden auf einer Anhöhe in der Nähe des Lagers zwei Masten aufgestellt, um den Nachzüglern Signale zu geben, und ein Rundblickfernrohr schaute nach ihnen aus. Zwei türkische Doppelfähren kamen bald in Sicht und erhielten ihre Plätze am Ufer angewiesen. Von den zwei übrigen deutschen machte die „Bavaria" am meisten Sorge. Sie war schwer befrachtet, und da der Euphrat in der Nacht bedeutend gesunken war, saß sie wahrscheinlich auf ihrer Sandbank um so fester und mußte entladen werden, um nur wieder loszukommen. Nach stundenlangem Ausspähen meldete endlich Leutnant Max Kirchmair, daß über der Zeile von Tamarisken und Wasserwerken, die in dem flachen Lande die Windungen des Euphrat kenntlich machten, eine deutsche Flagge langsam vorrückend zu sehen sei. Sie kam näher und näher, und endlich wurde das Fahrzeug selbst sichtbar: es war „Kaiser Wilhelm II." Ein Seil flog ans Land, und mit starken Tauen wurde das schwere Fahrzeug festgemacht.

Nach einer weiteren Stunde kam endlich auch die „Bavaria" in Sicht. Von dem starken Strom getrieben, schien sie auf ihren Vorgänger anrennen zu wollen. Da sprang ein Mann der Besatzung, ein Seil in der Hand, in das mehrere Meter tiefe Wasser, verschwand einen Augenblick unter der Oberfläche, tauchte dann wieder auf und schwamm flugs ans Land, um die „Bavaria" oberhalb des „Kaiser Wilhelm" zu vertäuen.

So hatten ſich die neunzehn deutſchen Fahrzeuge wie Schildkröten am Lande feſtgebiſſen, und in dem Tamarisken- und Hagedorngebüſch des Ufers entwickelte ſich ein Lagerleben, deſſengleichen die Station Säbcha wohl ſchwerlich vorher geſehen hatte. Deutſche Artilleriſten lagen gruppenweiſe um die Feuer, plauderten und ſangen bei ſiedenden Keſſeln und ſchöpften mit großen Kellen Suppe in ihre Eßſchüſſeln. Dazwiſchen bildeten türkiſche Soldaten und Ruderer, die lebhaft über die bevorſtehende Fahrt nach Der-es-Sor berieten, mit ihrer orientaliſchen Kleidung bunte Farbenkleckſe. Unteroffiziere gingen hin und her und erteilten Befehle für den Abend, die Nacht und den Aufbruch am andern Morgen. Bei den Fahrzeugen, wo mancherlei inſtand zu ſetzen war, erklang der Schlag der Hämmer und das Ziſchen der Sägen, und Äxte zerſplitterten die Tamariskenſtämme, die den himmelan lodernden Flammen der Lagerfeuer verfallen waren.

Major von Schrenks Schahtur war überaus praktiſch eingerichtet. In ſeiner Mitte ſtanden zwei türkiſche Zelte mit je drei Betten; am Tage wurden die Betten zuſammengepackt, die Zelte abgenommen, nur das Stangengerippe blieb ſtehen. Auf leichten Tiſchen lagen Bücher, Karten und Fernſtecher, und Zeltſtühle ſorgten für ausreichende Bequemlichkeit.

Am nächſten Morgen wollten wir zuſammen aufbrechen. Es war Karfreitag, der 21. April. Der Fluß war am Tage wieder 20, in der Nacht 42 Zentimeter geſtiegen. Schon kurz vor ½5 Uhr ließ ich die Haltetaue meiner Fähre löſen und fuhr voraus. Kurz vor 5 Uhr ging die Sonne in ſtrahlender Klarheit auf und beleuchtete auf den Waſſern des Euphrat das ungewöhnliche Schauſpiel, wie ſich die Fahrzeuge der deutſchen Artilleriſten eins nach dem andern vom Ufer löſten, ſtromabwärts zogen und bei der nächſten Biegung verſchwanden; das Admiralſchiff bildete wieder den Schluß.

Auf den Rat vorüberfahrender Araber war ich in einen ſchmalen Sund eingebogen, der die erſte Stromwindung abſchnitt. So überholte ich die deutſchen Boote bis auf zwei. Bei einer ſcharfen Biegung nach Südoſten trieb mich aber der hartnäckige Wind in einem Dickicht überſchwemmter Tamarisken am linken Ufer auf Grund, und bei der nächſten Windung nach Nordweſten preßte er meine Fähre gegen eine Landzunge

am rechten Ufer. Huſſein verſuchte krampfhaft mit dem Ruder abzuſtoßen; mit gewaltigem Krach zerbrach es, und das ſchnell gefaßte Reſerveruder blieb im zähen Grundſchlamm ſtecken. Während dieſes Aufenthalts ſchwamm die ganze deutſche Flottille an mir vorüber; als wir dann aber den Wind im Rücken hatten, überholte ich wieder zwei Gruppen meiner deutſchen Reiſegeſellſchaft, die auf der ſonſt eintönigen Fahrt eine angenehme, ſpannende Abwechſlung brachte. Die am ſchwerſten beladenen Fahrzeuge fuhren am ſchnellſten, denn ſie hatten bedeutenden Tiefgang und wurden von Waſſerſchichten getragen, die der Wind nicht beeinflußte. Meine leichte Fähre ſchwamm wie eine Nußſchale auf der Oberfläche, ein Spielzeug jedes Windes; oft wenn ich am Schreibtiſch ſaß, drehte ſich die Landſchaft um mich herum wie eine Scheibe um ihre Achſe. Außerdem hatten die Deutſchen ſtämmige Kanoniere an Bord, die den eingeborenen Ruderern fleißig halfen. So mußte ich es bald aufgeben, mit den Voraufeilenden gleichen Schritt zu halten. Dafür konnte aber mein kleineres Fahrzeug ſchmale Seitenarme benutzen und ſeinen Weg mehrfach abkürzen.

Mein neuer „Kapitän" Sale Abdul Mohammed (in der Sonne das Geſicht verziehend).

Aus den Gebüſchen am Ufer erhoben ſich zahlreiche Krähenſchwärme mit heiſerem Geſchrei; Schafherden und viele Zeltdörfer bedeckten das Uferland. Eine zeitlang ſchwamm eine Gruppe ſtolzer Pelikane vor uns her; die Tiere ließen uns nicht aus den Augen; ſobald wir ihnen aber

näherkamen, erhoben sie sich mit klatschenden Flügelschlägen und streuten einen Regen von Wassertropfen herab. An diesem Tag sahen wir auch die erste Heuschrecke; sie ließ sich auf den Rand der Fähre nieder, Kerit schlug sie tot und schalt wie ein Rohrspatz auf das Ungeziefer, das das Brot des Volkes auffresse; dann aber kamen sie zu Hunderten, und Kerit mußte sie wohl oder übel sitzen lassen.

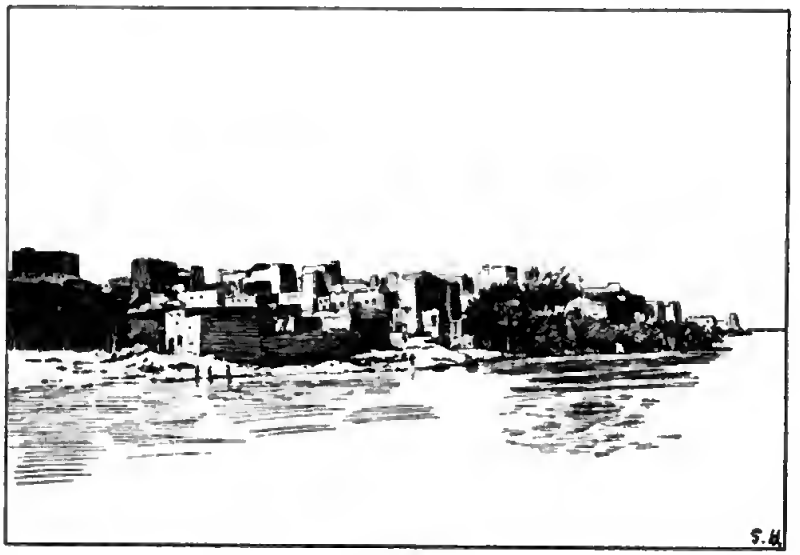
In der Gegend El-Hamma durchschneidet der Euphrat den kleinen Bergrücken il-Bischri, und die jäh abfallenden Bergwände rücken erst auf dem rechten, dann auch auf dem linken Ufer wieder eng an den Fluß heran, nur schmale Streifen Wiese oder bebautes Feld an ihrem Fuße freilassend. In diesem wunderschönen Hohlweg drängt sich der Euphrat auf etwa 100 Meter Breite zusammen. Rechts auf der Höhe stehen die alten Doppelmauern und Türme der Feste Halebije, und auf dem Berggipfel drüben die stolzen Ruinen des Kastells Selebije. Der Grundriß von Halebije ist ein Dreieck, dessen eine Seite direkt am Ufer liegt; die beiden andern treffen in einem Turm zusammen, dessen Zinnen sich hoch über die ganze Festung erheben.

Allzu schnell treten die Kalksteinwände wieder zurück, und der Fluß verbreitert sich. Rechts liegt die Poststation Tibni, über ihr auf einem Hügel die Ruine gleichen Namens; der Ort ist ein „Kischla", eine Garnison mit geringer Besatzung. Auf einer kleinen Insel prangen die Weiden in frischem Frühlingsgrün, und bei dem Dorf Issyf Pascha am linken Ufer stehen wieder Zelte armenischer Flüchtlinge.

So wechseln die Landschaftsbilder unaufhörlich. Der Tag geht zur Neige, und die Berge breiten tiefe Schatten über das Tal. Heute aber denke ich noch nicht an Landung; die „Aleman", versichert mir ein Araber am Ufer, meine deutschen Reisegefährten, seien weit voraus. Fern in Ostsüdost blitzt ein helles Licht; jedenfalls der Scheinwerfer der deutschen Schiffe, der uns den Weg zeigen soll. Er gibt mir die Möglichkeit, sichere Peilungen zu machen, und von Stunde zu Stunde kommen wir dem Lichtzeichen näher. Es ist ½9 Uhr. Da donnert das Megaphon uns die Warnung vor einer Sandbank entgegen, wir sollten den Kurs direkt auf eine schwimmende Laterne zu halten. Die Ruder knirschen, als die Fähre über den Strom hinübergezwungen wird. Aber es gelingt, und wir landen glücklich unter den deutschen Fahrzeugen, von

denen nur zwei noch fehlen. Der Küchenwagen an Bord der „Möve" brodelt noch und bewirtet mich mit trefflicher Erbſenſuppe.

Am andern Morgen waren die Deutſchen vor Sonnenaufgang aufgebrochen. Ich wartete noch auf Windſtille, als das kleine Aviſoboot „Blitz" mit zwei Artilleriſten an Bord heranſauſte, um Erkundigungen über die Weiterfahrt der Flottille einzuziehen. Es kam von der „Bavaria", die in einem ſchmalen Flußarm feſtgelaufen war, wo der Wind auch meine Fähre im Kreiſe gedreht hatte. Während die beiden Gäſte mit mir frühſtückten, kam die „Bavaria" mit dem noch vermißten



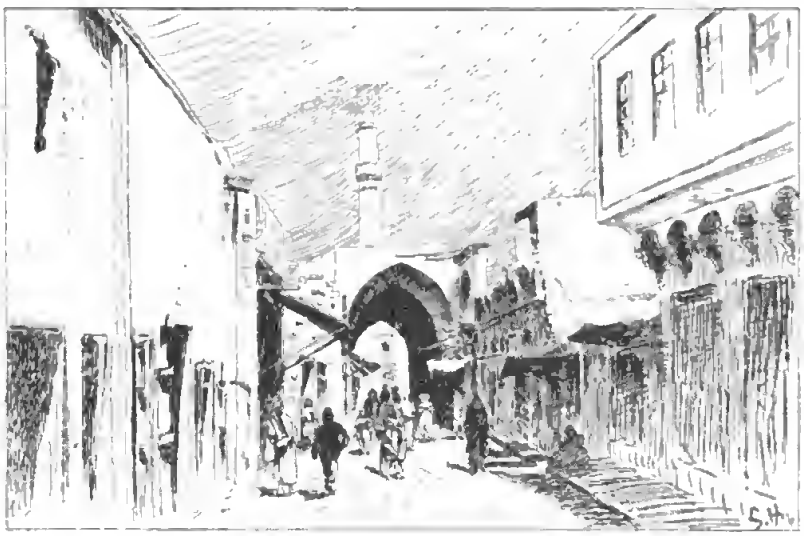
Der-es-Sor.

Doppelſchahtur ſchon vorübergefahren und verſchwand hinter dem nahen Dorf El-Buſera. „Blitz" machte ſogleich wieder fertig und jagte ihr nach. Um 9 Uhr ſtießen auch wir vom Lande ab. Die deutſchen Kameraden ſah ich aber erſt am Abend wieder bei den hellbraunen Lehmhäuſern und den fünf weißen Minaretts der kleinen arabiſchen Stadt Der-es-Sor, die ſich in dem üppigen Grün von Weiden und Platanen, Kaſtanien und Walnußbäumen mit ihren zahlreichen Waſſerſchöpfwerken und ihrer auf Steinpfeilern ruhenden, verkehrsreichen Holzbrücke überaus ſchmuck ausnimmt.

Dieſem Ziel der heutigen Tagereiſe hatte ich mit Spannung entgegengeſehen. Denn hier war eine Telegraphenſtation. Welche Nachrichten aus der lärmvollen Welt mochten dort vorliegen?

Keine Siegeskunde empfing mich zum Oſterfeſt 1916, wohl aber eine erſchütternde Trauerbotſchaft: Vor drei Tagen, am 19. April, war Feldmarſchall von der Goltz, nach der Rückkehr von einer Inſpektionsreiſe nach Kut-el-Amara, in Bagdad am Flecktyphus geſtorben! —

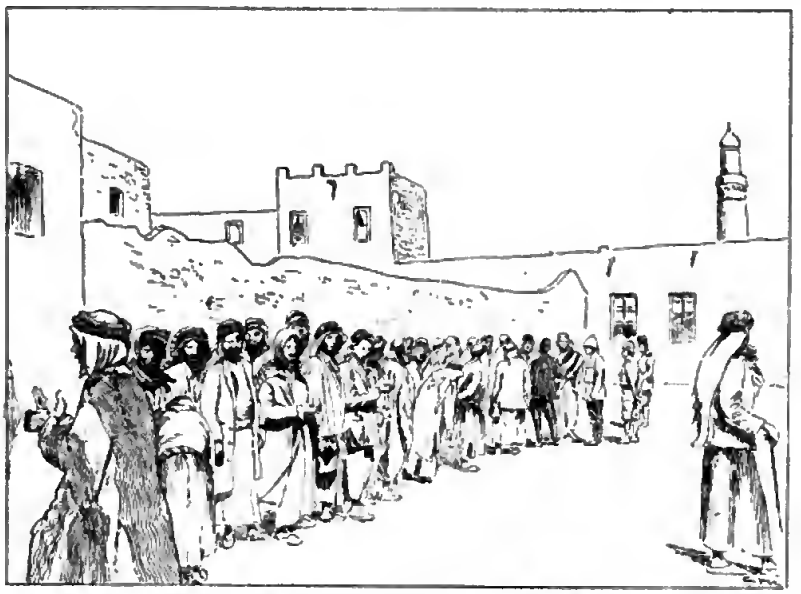
Der-es-Sor iſt der offizielle türkiſche Name der Stadt; gewöhnlich ſagt man nur Ed-Der, d. h. das Kloſter. Sor bezeichnet das Land zwiſchen Palmyra, Ed-Der, Chabur, Sindſchar, Neſibin und Ratka. Nach Sachau beträgt die Einwohnerzahl gegen 5 bis 6000, nach M. von Oppenheim gegen 6 oder 7000 Mohammedaner und 700 Chriſten. Die Stadt,



Straße in Der-es-Sor.

deren Straßen in beſſerem Zuſtand waren als die Bagdads, und das ganze Gebiet zwiſchen Ratka und Ana wird von einem Muteſſarrif, einem Gouverneur, regiert, der unmittelbar dem Miniſterium des Innern in Konſtantinopel unterſteht. In Friedenszeiten lagen in Der-es-Sor ein Bataillon regulärer, auf Mauleſeln berittener Infanterie und eine größere Abteilung Saptije zu Pferd; dieſe Truppen mußten die Aneſe-Beduinen in der ſyriſchen Wüſte und den Schammarſtamm in Meſopotamien im Zaume halten. Das hinderte nicht, daß mit dieſen ein lebhafter Handel getrieben wurde, und Der-es-Sor iſt ein wichtiger Knotenpunkt auf den Karawanenſtraßen zwiſchen Aleppo und Bagdad, Damaskus und Moſul.

Nachdem ich ein Telegramm und einen Brief nach Hause auf die Post gegeben hatte, suchte ich einen der größeren Hans der Stadt auf, wo, wie ich erfahren hatte, eine Landsmännin, Frau Major Erikson, wohnte. Ich fand die junge, liebenswürdige Dame in Gesellschaft von vier deutschen Herren aus Persien, die sie von Bagdad auf der üblichen Karawanenstraße den Euphrat entlang nach Konstantinopel begleiteten. Die Reise bis Der-es-Sor war sehr beschwerlich und langwierig gewesen. Überschwemmungen hatten zu weiten Umwegen auf ungebahntem



Major von Schrenk wirbt in Der-es-Sor Ruderer.

Gelände gezwungen, und an einigen Stellen hatte man die Pferde, Maulesel und Wagen auf Fähren über hindernde Wasserläufe befördern müssen. Frau Erikson pflegte die Nächte in ihrem wohlverschlossenen Wagen zuzubringen, auf dessen Kutscherbock ein großer kluger Rattenfänger grimmig Wache hielt.

Den Abend dieses ereignisvollen Tages verbrachten wir in einem türkischen Wirtshaus in Gesellschaft des Majors von Schrenk und seiner Offiziere, sowie der der Fliegerabteilung, die ich ebenfalls hier getroffen hatte. Beim Abschied übergab mir Frau Erikson einen Brief an ihren Gatten, der in deutschen Diensten damals in Kasr-i-Schirin stand; beim Vorrücken der Russen kam er allmählich nach Chanikin an der persisch-

türkiſchen Grenze. Da ich ihn nicht traf, ſchickte ich ihm den Brief durch einen deutſchen Offizier. Erſt nach meiner Abreiſe kam auch Major Eriſſon nach Bagdad — doch nur um zu ſterben. Er liegt auf dem chriſtlichen Friedhof vor der Kalifenſtadt begraben, ſeine irdiſche Hülle ſoll aber ſeinerzeit nach Schweden gebracht werden.

In Der-es-Sor wechſelten die Deutſchen und ich die türkiſche Begleitung. Ich mietete drei junge, kaum zwanzigjährige Araber, alle drei ſtattliche, gut gekleidete, ſonnenverbrannte Kerle von kräftigem Körperbau. So zuverläſſig wie die Türken waren ſie nicht, aber — wenn ſie wollten — in ihrem Handwerk überaus gewandt, voll Heiterkeit, ja Übermut und zu allerhand Streichen aufgelegt, die mancherlei Kurzweil gaben. Mein neuer „Kapitän" Sale Abdul Mohammed trug ſeinen ſchönen Kopf mit dem roten, gelbgepunkteten Turban ſtolz wie ein Königsſohn, ſang den ganzen Tag und hielt unter ſeinen Kameraden Mannszucht wie ein Alter. Wenn ſeine Eitelkeit mit im Spiele war, arbeitete er muſterhaft. Die beiden Ruderer, Said Ahmed und Huſſein Ali, erſchienen in langen, dünnen Kaftans, bauſchigen weißen Beinkleidern, Leibgürteln aus Tuch und ſpitzen Pantoffeln. Ihr ganzes Gepäck beſtand aus einem Bündel mit Brot, Eiern und Gurken. Der neue Gendarm hieß Huſſein Ben Mohammed, und ein Freipaſſagier namens Aſis Ben Ibrahim fand ſich auch noch hinzu; er mußte ſich natürlich verpflichten, mit zuzugreifen, wenn Not an Mann war. Die einheimiſche Beſatzung der deutſchen Kriegsfähre erhielt keine Löhnung, ſondern genügte an Bord ihrer militäriſchen Dienſtpflicht. Die Türken als Angehörige einer kriegeriſchen Nation fügten ſich dem ohne weiteres; die Araber aber kniffen mit Vorliebe aus, und es machte nicht geringe Mühe, die nötige Anzahl kundiger Schiffer aufzutreiben. Und als wir am Oſterſonntag die Anker lichteten, gab es für die kurze Reiſe nach Ana, das zweite Drittel der Flußfahrt, ein tränenreiches Abſchiednehmen von den Angehörigen, als ginge es direkt in den Schützengraben und ins Granatfeuer.

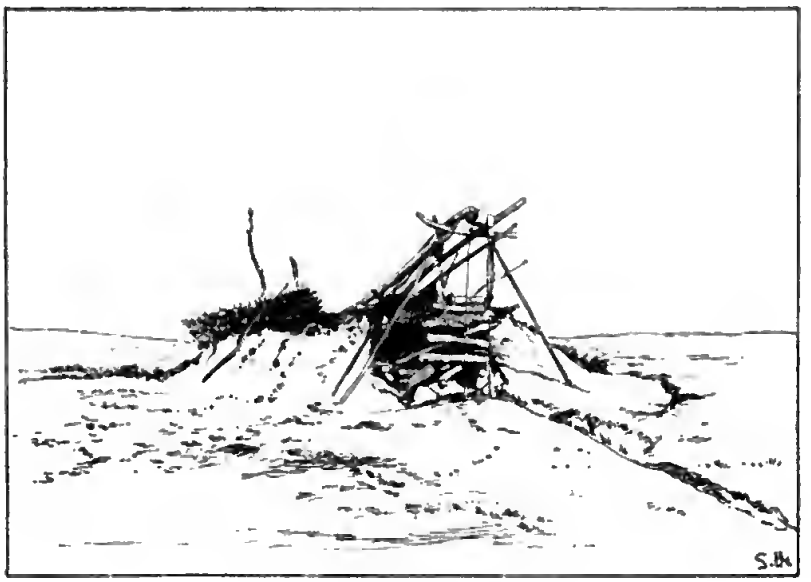
Unter Palmen am Euphratufer.

Achtes Kapitel.

Im Reich der Palmen.

Noch zwei Tage hielt ich mit dem deutſchen Geſchwader gleichen Schritt, dann aber gab ich das Rennen auf und ließ die ſo angenehme Reiſegeſellſchaft im Stich. Ihr lag daran, ſo ſchnell wie möglich flußabwärts zu kommen, und ſie konnte die geſelligen Abendſtunden durch Schlafen am Tage einbringen. Meine Arbeit aber erforderte angeſtrengte Aufmerkſamkeit über Tag und Ruhe bei Nacht. Bei dem Dorf Do-er verabſchiedeten wir uns, und am Morgen des 25. Aprils lag meine Fähre wieder einſam am Ufer. Als die Sonne über dem Horizont heraufſtieg, ſtand ich auf dem Gipfel des nächſten Kalkſteinfelſens. Vor mir breitete ſich die Wüſte aus, flach, öde und unfruchtbar. Kleine Stücke hübſch geſchliffenen Feuerſteins lagen überall umher. Kein lebendes Weſen war zu ſehen. Bald trieb mich die zunehmende Hitze wieder hinab zu dem kühlen Strom unter den Schatten meines Zeltdaches. Der Frühling hatte endlich geſiegt; geſtern Mittag zeigte das Thermometer über 25 Grad im Schatten, und bei der kleinen Stadt Mejadin hatten

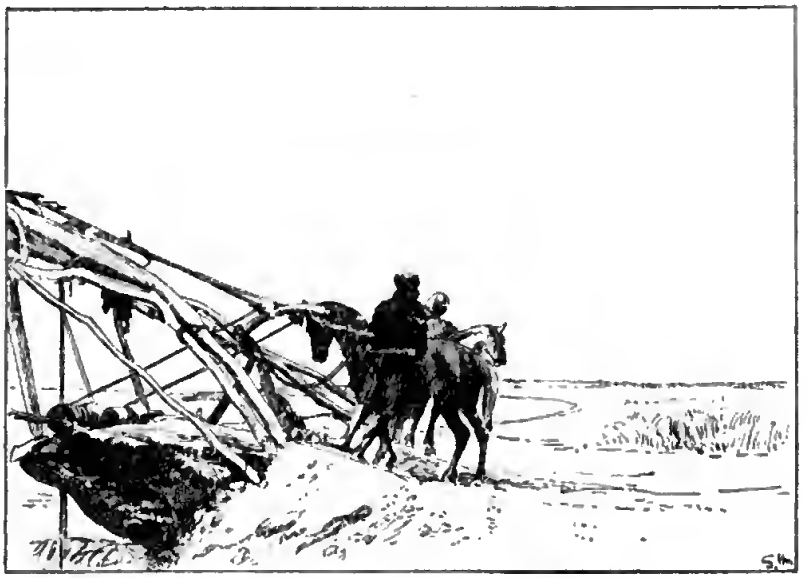
uns die erſten Palmen daran erinnert, daß wir uns wärmeren Gegenden näherten. Noch ſtanden ſie vereinzelt, aber am folgenden Tage zeigten ſich bei dem Dorfe Rawa die erſten Palmenhaine, und abwärts von Ana, das ich am 27. April erreichte, bilden dieſe köſtlichen Oaſen den herrlichen, das Auge immer wieder entzückenden Schmuck des Euphratufers. Mit ihrem Auftreten wird zugleich die Schiffahrt gefährlicher, denn die Bewäſſerung der Palmengärten erfordert umfangreiche, oft weit in den Strom vorſtoßende, die Fahrſtraße einengende Waſſerſchöpfwerke.



Das erſte Waſſerſchöpfwerk.

Schon am fünften Tag meiner Euphratfahrt, dann am 18. April kurz vor dem Dorfe Säbcha, war ich an den erſten, noch primitiven Schöpfwerken, Denkmälern einer tauſendjährigen Tradition, vorübergekommen. Damit ſich das Berieſelungswaſſer über das Ufer verbreiten kann, muß es ziemlich hoch hinaufbefördert werden; dazu eignet ſich nur ein Ufer, das ſich etwa drei Meter über den Waſſerſpiegel erhebt und ſenkrecht ausgewaſchen iſt. Wo es fehlt, muß es künſtlich geſchaffen werden. Die Schöpfeinrichtung beſteht aus einem kunſtloſen Holzgerüſt, in deſſen Oberteil ein Seil über eine Rolle läuft. Nach dem Waſſer zu hängt daran ein großer Lederſack; das innere Seilende wird von einem Zugtier — Ochſe oder Pferd — oder durch Menſchenkraft landeinwärts

gezogen und ſo der Waſſerſack emporgewunden. Seine Öffnung iſt durch ein Holzkreuz aufgeſpannt, damit er ſich ordentlich füllen kann, und wenn er oben ankommt, ergießt er durch einen rüſſelartigen, durch eine zweite Rolle und ein dünneres Seil regulierten Fortſatz ſeinen Inhalt in den Anfang des Bewäſſerungskanals, ein kleines, aus Weidenruten geflochtenes, mit Lehm gedichtetes Becken. Nach fünfzehn oder zwanzig Schritt kehrt das Zugtier um, der Sack ſinkt durch ſeine Schwere wieder hinab und füllt ſich aufs neue. So geht das den ganzen Tag.

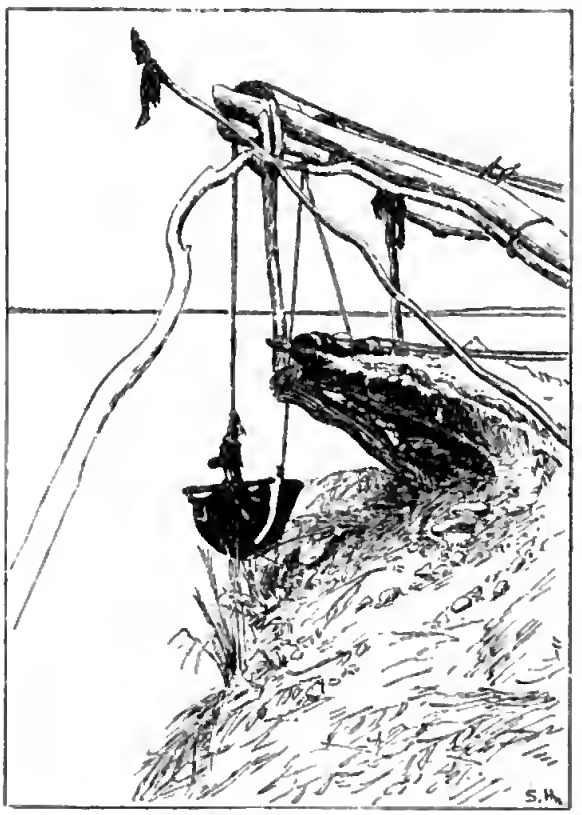


Das Waſſer wird mit Hilfe von Ochſen oder Pferden gehoben.

Häufig zwingt die Laune des Fluſſes dazu, die Schöpfmaſchine zu verlegen. Steigt der Strom und überſchwemmt er die Ufer, ſo können Tiere und Menſchen ruhen; die befruchtende Flut findet von ſelbſt ihren Weg zu den Äckern, und die eigentlichen Bewäſſerungskanäle ſtehen dann wie ſchmale Hafendämme über der weiten Waſſerfläche.

Die knarrende Muſik dieſer Waſſerhebewerke hatte mich von Tag zu Tag begleitet, und ihre derben Holzgerüſte glichen beſonders bei Nacht den Skeletten vorweltlicher Tiere. Bald ſah ich auch zwei, drei Säcke an jedem Holzgeſtell auf- und abwärts ſteigen; jeder Sack hatte ſein Zugtier und ſeine menſchliche Bedienung, und jede Rolle knirſchte ihre eigene Melodie.

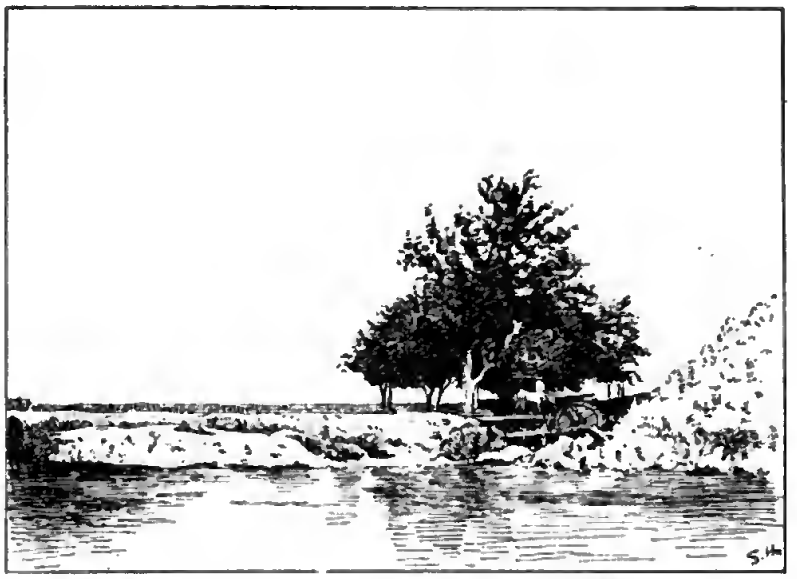
Im Bezirk Chreta ſah ich das erſte Paternoſterwerk. Pferde mit verbundenen Augen drehen ein wagerechtes Rad; deſſen Zähne greifen in ein ſenkrechtes Rad, über das die Kette mit den Waſſereimern läuft. Solch eine Einrichtung heißt Näura oder Dolab, während die einfachere mit den Lederſäcken Dſchird genannt wird. Nicht weit hinter Do-er ſtand mitten in der Strömung ein einſamer Pfeiler aus gebrannten Ziegeln. Sale behauptete, das ſei der Reſt eines alten Turmes; wahrſcheinlicher aber war es das Überbleibſel eines der großen Waſſerſchöpfwerke, wie ich ſie bald in vollem Betrieb zu ſehen bekam.



Waſſerſchöpfwerk.

Am Morgen des 26. Aprils war der Fluß wieder um 20 Zentimeter geſtiegen, und von den überſchwemmten Weizenfeldern waren am Abend feuchte Nebel und Myriaden von Mücken aufgeſtiegen, ſo daß ich zum erſtenmal mein Moskitonetz hatte gebrauchen müſſen. Wir glitten in ruhiger Fahrt an der ſchroffen Bergwand Baghus vorüber und kamen dann an eine große, mit Gras und Gebüſch bewachſene Inſel, die den Euphrat in zwei Arme teilte. Wir bogen links ein und ſahen hier zum erſtenmal die Waſſerkraft ſelbſt zum Heben des Waſſers ausgenutzt. Eine Steinmauer war in den Fluß hineingebaut; ihre Spitze bildete ein großes Rad von etwa acht Meter Durchmeſſer. In der Peripherie des Rades hingen längliche Tontöpfe, die bei der Umdrehung das Waſſer ſchöpften und in eine Rinne entleerten, die rechtwinklig von dem über

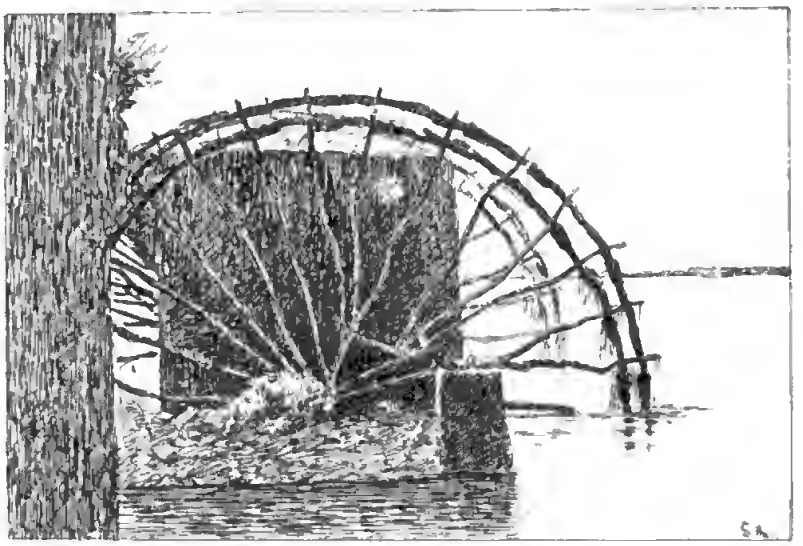
den Kamm der Mauer laufenden Kanal ausging. Jetzt ſtand das Rad ſtill, weil das Waſſer über ſeine Achſe geſtiegen war; fließt es unter der Achſe, dann dreht der Strom das Rad Tag und Nacht, und unermüdlich ergießen die Schöpfeimer ihren koſtbaren Inhalt in die Kanalrinne, wenn auch immer etwas daneben fließt, ſobald ſich der Schöpfeimer bei der Umdrehung zu neigen beginnt. Das Rad iſt aus rohem Treibholz zuſammengezimmert, die Speichen ſind krumm und ſchief, aber wenn es nur halbwegs rund iſt, erfüllt es ſeine Aufgabe.



Ein Paternoſterwerk unter einem Maulbeerbaum am Euphratufer.

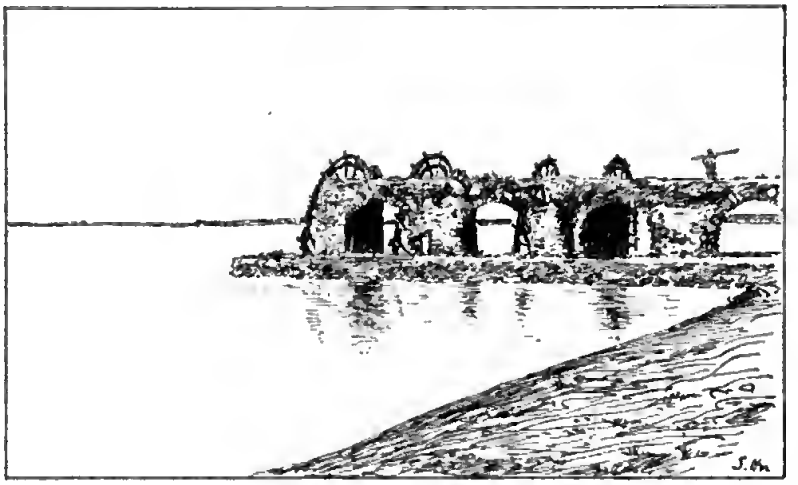
Solcher Waſſerſchöpfwerke oder Dolabs ſah ich auf meiner Weiterfahrt im Reich der Palmen eine Unzahl. Je nach ihrer Länge ſind die Mauern durch Bogenwölbungen unterbrochen, damit ſie dem ungeheuren Druck beſonders bei Hochwaſſer ſtandhalten und der Strom ungehindert hindurch kann. Ich zählte bis zu ſiebzehn ſolcher Mauerbogen und bis zu vier an kleineren Mauerarmen untergebrachten Rädern an einem Dolab. Mauern und Räder ſind im Laufe der Zeit grünſchwarz geworden von Flechten und Mooſen. Oft ſind ſie auch nur noch Ruinen; der Strom hat die Räder, manchmal auch nur die Töpfe zerbrochen oder mit ſich geführt, die Mauern zerſtört, und nur einzelne Pfeiler halten ſich noch inmitten der brauſenden Strudel. Auf einem ſolchen

einſamen, vor Raubtieren ſichern Pfeiler niſtete ein Storchenpaar. Am Anfang der Mauer am Ufer ſteht meiſt eine Palme oder mehrere wie eine Schildwache.



Waſſerrad eines Dolabs im Gang.

Sind mehrere Räder am ſelben Mauerrahmen im Gang, ſo entſteht ein fürchterliches Konzert wie von Ferkeln, Katzen und Hyänen.



Ein Dolab mit vier Rädern.

Aber den Fellachen iſt dieſer ohrenbetäubende Lärm die liebſte Muſik; da ſtrömt Leben auf die Acker, da gibt es üppige Weizenernten und

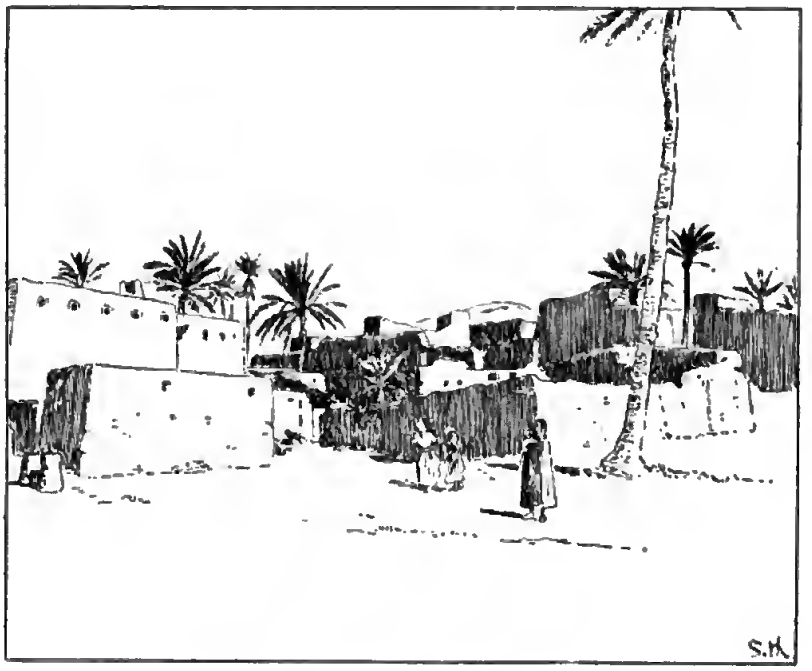
Brot für die Familie, und ſie legen ihr Worte unter und ſingen mit. Die Eingeborenen könnten mit verbundenen Augen eine Strecke den Fluß hinabfahren, die ihnen vertraute Muſik der einzelnen Dolabs verriete ihnen, wo ſie ſich befänden. Wo die Schöpfwerke zerfallen ſind, kann der Ackerbau am Ufer nicht gedeihen.

Die Dolabs werden möglichſt bis in die ſtärkſte Strömung hineingeführt und treten gern paarweiſe auf, gleichzeitig auf beiden Ufern. Das verſchmälert die Fahrſtraße oft bedeutend, ſteigert die Stromſchnelle, die Geſchwindigkeit der Räder und damit die Maſſe des hinaufbeförderten Waſſers; man merkt deutlich, wie zwiſchen zwei ſolchen Mauerſpitzen der Strudel zunimmt und der Euphrat in ſtärkeren Schlagwellen geht, und ich konnte noch von Glück ſagen, daß wir bei der häufigen Unaufmerkſamkeit Sales ohne ernſtlichen Schiffbruch das Dorf Ana erreichten, das ſich am Fuß der rechten Uferfelſen, von Palmen beſchattet, unendlich lang ausdehnte. Es waren ſpannende Augenblicke, bis es Sale und den Ruderern endlich gelang, zwiſchen zwei Dolabs, die hier dicht hintereinander die Fahrſtraße einengten, aus der reißenden Strömung herauszukommen und, ohne gegen die nächſte Mauer getrieben zu werden, am Ufer zu landen.

Sale mit einem Ruder auf der „Kommandobrücke". Links die Hütte mit dem Arbeitstiſch.

Solange wir mit den Deutſchen zuſammengefahren waren, hatte

Sale seinen Stolz darein gesetzt, durch Geschicklichkeit und Dienstfertigkeit seine Kameraden aus Der-es-Sor zu überstrahlen. Jetzt, als niemand mehr da war, vor dem er paradieren konnte, hatte sein Eifer merklich nachgelassen. Nur seine allzeit frohe Laune und seine Sangeslust waren auf gleicher Höhe geblieben. Den ganzen Tag schallten die gutturalen Laute und klingenden Vokale seiner Muttersprache nur so über den Euphrat. Wenn er aber gerade nicht sang, sein helles Lachen nicht von den Felsen widerhallte oder er seine Gefährten nicht durch Märchen



Straße in Ana.

und Geschichten erheiterte, mußte ich Obacht geben, denn dann schlief mein Kapitän gewiß in aller Gemütsruhe am Steuerruder und ließ die Fähre treiben, wohin der Strom sie führte. Saßen wir dann auf einer Schlammbank oder in dem dichten Tamariskengebüsch eines schmalen Seitenarmes fest, oder drehte sich die Fähre über einem saugenden Strudel, so tobte und fluchte er im schönsten Arabisch auf die armen Kameraden, die seinen Schlaf mit doppelter Arbeit bezahlen mußten. Kamen wir aber glücklich los, sofort war er wieder eitel Sonnenschein und sang unverdrossen seine Lieder. Machte ich ihm dann Vorwürfe,

er ſei ein ſchlechter Kapitän und ſo etwas wäre ſeinem Vorgänger, dem Türken Mohammed, nie widerfahren, ſo lachte er voll glücklichen Übermuts und bewies mir mit ſprudelnder Beredſamkeit, ſeine Kurven ſeien Muſter von Geſchicklichkeit und Eleganz.

Eines Tages begann er die Leute am Ufer anzurufen: „Habt Ihr etwas von Ben Murat gehört?“ oder „Habt Ihr Ben Murat geſehen? Sagt ihm, daß ich in acht Tagen zurückkomme!“ Niemand kannte Ben Murat, und Sales Kameraden wollten ſich jedesmal totlachen. Schließlich fragte ich, wer denn der vielberufene Ben Murat ſei. Da mußte er ſelbſt ſo lachen, daß er das Steuer fahren ließ und in einer Ecke zuſammenſank. Als er endlich wieder zu Atem kam, vertraute er mir an: ſeines Wiſſens gebe es in der ganzen Gegend keinen Ben Murat; er treibe nur mit den Uferleuten Spaß. Mehrere Tage ſpukte Ben Murat an Bord und beruhigte ſich erſt, als wir Ana erreichten. Denn hier wechſelte ich zum letztenmal meine Beſatzung für die Strecke bis Feludſcha.

Ahmed Apti.

Der neue Kapitän war ein Greis von ſiebzig Jahren, ſehr wortkarg und ernſt, aber er hatte ſein Leben lang den Euphrat befahren, kannte, wie die neuen Ruderer Ismail Ben Halil und Dſchemi Ben Omar verſicherten, jede Biegung, jede Inſel, jede Sandbank im Strom, ja jede Palme am Ufer, ſo daß es in ganz Meſopotamien keinen Schiffer gebe, der mit ihm zu vergleichen ſei. Sale hatte mich gebeten, ihm den Traum ſeines Lebens zu erfüllen und ihn nach der berühmten Stadt Bagdad mitzunehmen; auch könne ich, meinte er, einen Koch gut gebrauchen, hütete ſich aber einzugeſtehen, daß er von Kochkunſt keine Ahnung hatte.

Ich ließ ihn gewähren, und da meine neue Beſatzung kein Wort Türkiſch verſtand, leiſtete er mir als Dolmetſcher wertvolle Dienſte. Außer dem neuen Gendarmen namens Saalman, einem Araber aus Moſul, der ſeine Mutter in Bagdad beſuchen wollte, erhielten wir aber noch einen Paſſagier, und zwar diesmal einen Soldaten von Major von Schrenks Batterie, die, wie ich jetzt erfuhr, nur zwölf Stunden voraus war. Ahmed Apti, ſo hieß er, war auf unerklärliche Weiſe zurückgeblieben und bat mich himmelhoch, ihn doch ja mitzunehmen, damit er noch rechtzeitig ſeine Kameraden einholen könne.

Kapitän Ali am Steuerruder.

Kapitän Alis Ruhm bewährte ſich denn auch glänzend ſchon in dem ſchwierigen Moment, als wir Ana verließen und um die nächſten Dolabmauern herum die Fähre mit einer kurzen, aber gewaltigen Anſtrengung wieder in den Strom hineinbugſieren mußten. Ruhig und ſeiner Sache ſicher ſtand er am Steuerruder, und ſeine braunen Falkenaugen bemerkten jede Tücke des Stromes und jede Läſſigkeit oder Dummheit der Mannſchaft. Der Euphrat ſtand jetzt 3,23 Meter über dem normalen Niederwaſſerſtand, und unſer leichtes Fahrzeug wurde von der brauſenden Flut ſo pfeilſchnell entführt, daß die wunderbare Schönheit der Ufer bei Ana mit ihrer Palmenpracht wie ein Traum an mir vorüberflog. Nicht minder maleriſch waren kleine Inſeln, die zum Schutz gegen das Hochwaſſer rundherum mit Steinmauern umzäunt waren; bei tiefem Waſſer-

ſtand mußten ſie wie kleine Feſtungen ausſehen. Direkt an Ana ſchloß ſich das Dorf Dſchemile, und die ununterbrochenen Palmengärten ſchienen kein Ende zu nehmen. Erſt bei Wadi Gaſer hörten ſie wieder auf. Der Reichtum an Zelten, der oberhalb Der-es-Sor die Ufer belebte, war jetzt völlig verſchwunden, hier gab es nur feſte Dörfer mit Palmenhainen und Feldern und Waſſerwerken oder wüſtenſtille Ufer. Nomaden, die zeitweiſe am Fluſſe hauſten, hatten ſich, wie ich in Ana hörte, in die Steppe zurückbegeben. Auf einer jähen Felſenſpitze des linken Ufers lag das Heiligengrab Habibi Nedſchar. Dort liege der Baumeiſter der Arche Noah begraben, erklärte mir Ali, der in der Tat jede Einzelheit an den Ufern kannte, und Sale fügte hinzu, die Arche ſei ein Schahtur geweſen ganz wie der unſrige, aber wohl ein paar Kilometer lang. „Wann war das?“ fragte ich. „Das iſt mindeſtens ſchon zweihundert Jahre her“, antwortete Sale in tiefſtem Ernſt.

Mehrfach bemerkte ich auf der Waſſerfläche lange, dunkle Streifen, die ſich teilten und wieder vereinten, über Waſſerſtrudel hinzogen und Inſeln bildeten. Erſt glaubte ich, es ſeien verweſte Pflanzen. Dann aber zeigte ſich, daß es lauter Heuſchrecken waren, tote und lebende, die in verſchiedenen Stadien der Ermattung hilflos im Waſſer zappelten und ſchwammen. Auf ihren Raub- und Freßfahrten hatten ſie ſich verflogen und waren ein Opfer des Stromes geworden. Auch meiner Fähre hatte ſich das Geſindel bald bemächtigt; in Bataillonen ſaß es auf den Relingen und dem Zeltdach; es war nicht durch die Luft gekommen, ſondern ein Teil der unglücklichen Schwimmer hatte ſich an die Fähre angeklammert und war an der Reling emporgeklettert. Hier trockneten ſie nun an der Sonne und ſchöpften neue Kraft nach dieſem unbehaglichen Abenteuer.

Die Hitze hatte in den letzten Tagen mächtig zugenommen; am 28. April zeigte das Thermometer faſt 53 Grad, und was auf meinem Schreibtiſch der Sonnenglut ausgeſetzt war, begann zu brennen. An dieſem Tage erfuhr ich durch einen türkiſchen Offizier, der vor fünf Tagen Bagdad verlaſſen und bei Ismanije am Ufer ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, daß die Engländer bei Kut-el-Amara rettungslos eingeſchloſſen ſeien und das Begräbnis des Feldmarſchalls unter großem militäriſchen Pomp ſtattgefunden habe. So drang das Echo der großen Weltereigniſſe auch in dieſe meine Stromeinſamkeit.

Am 29. April landeten wir bei dem herrlichen Garten Misban, deſſen Beſitzer, ein weitberühmter Mann, ſeinen Sohn ſandte, um mich zum Gaſtmahl einzuladen. Da es aber ſchon zu ſpät am Abend war, machte ich dieſem kleinen Märchenſchloß erſt am anderen Morgen einen Beſuch.

Durch einen langgeſtreckten Vorhof kamen wir zunächſt in einen Stall, wo einige braune Vollblutſtuten an den Krippen ſtanden, und

Schaker, 14jähriger Araber aus Ana.

dann in den eigentlichen Hof, wo Misbans Sohn und Diener mich empfingen und ins Haus geleiteten. In einem großen prächtigen Zimmer ſaß ein würdiger Alter, der Bruder des Hausherrn, mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich und las laut, mit knarrender, eintöniger Stimme, in einem Buche, wobei er den Körper auf und ab wiegte. Jetzt ſtand er auf, hieß mich willkommen und führte mich an den erhöhten Ehrenplatz, von wo man durch vergitterte Fenſter eine herrliche weite Ausſicht auf den majeſtätiſchen Strom hatte.

Das ganze Zimmer war mit Teppichen belegt. In seiner Mitte erhob sich ein viereckiger Herd, auf dem Palmenholz glühte und die Kaffeekanne brodelte. Nach einer Minute trat auch Misban selber herein, vornehm und würdig wie ein Herrscher, in weißem, goldgesäumtem Mantel, ein weißseidenes Tuch mit Silberringen um den Kopf. Mit der verbindlichen Höflichkeit eines reichen Arabers erkundigte er sich nach meiner Fahrt und erzählte dann bei Kaffee und Zigaretten von sich und seiner Besitzung.

Misban und sein Bruder.

Sein Vater hat die Oase vor siebzig Jahren angelegt; seit zwanzig Jahren bewirtschaftet er sie selbst. Sein vollständiger Name ist Misban Ibn Schoka. Er hat vier Söhne und sechs Diener, die mit ihren Familien, insgesamt dreißig Personen, hier wohnen. Er besitzt tausend Palmen und ist dabei, seine Plantagen noch zu erweitern. Ich sah gerade eine Fähre mit Palmenschößlingen landen, die angepflanzt werden sollten.

Der Spaziergang durch den Garten war köstlich. Treibhauswarm, schwer und still hing die Luft zwischen Mandel-, Orange- und Maulbeerbäumen, und die schönen zackigen Blätter der Palmen und ihre zarten, noch weißen Datteltrauben hoben sich scharf von dem blauen Himmel ab. Das Korn stand hoch und sollte in einigen Wochen geschnitten werden, einen Monat später der Weizen. Erst im September glänzen die Datteln braungelb wie Bernstein und sind dann reif zur Ernte. In Misban gedichen auch Zucker- und Wassermelonen, mehrere Arten Trauben, Zwiebeln und Bohnen und viele andere Küchengartengewächse.

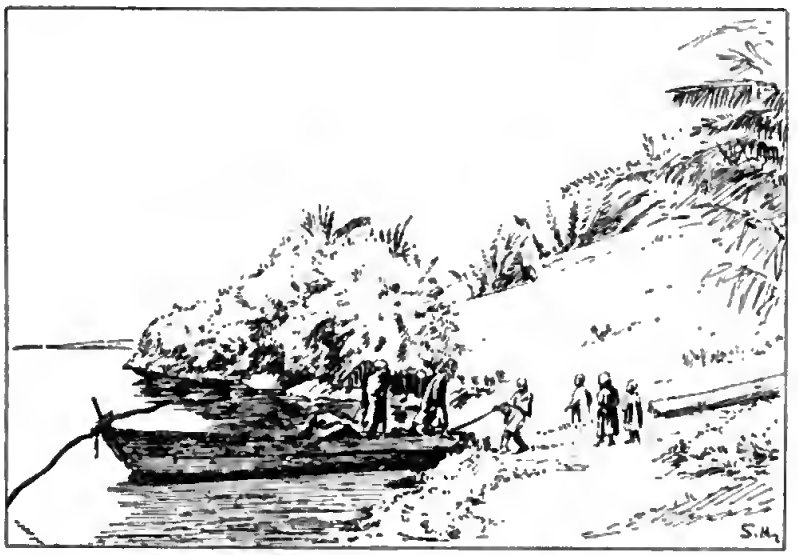
Die Einkünfte der Oase sind schwankend, aber im allgemeinen gut. Die Dattelernte allein beträgt im Durchschnitt vierzig Kamellasten, jede zwei türkische Pfund in Gold oder etwa vierzig Mark wert. Die gesamte Ernte berechnete der Besitzer, alles eingerechnet, auf vierhundert Pfund. Aber nur die Hälfte davon wurde alljährlich verkauft, die andere an Ort und Stelle verbraucht.

Misban Ibn Schoka.

Misbans Garten war kein Kavekhane, kein Wirtshaus, wo man einkehrte, um sich ein Abendbrot zu bestellen. Aber wer vorüberfuhr, war Misbans willkommener Gast, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht jemand eine Weile auf den bequemen Sofas vorne am Kai rastete, bis die Sonne unterging und Abendkühle eintrat. Zuweilen kamen sogar die Karawanenleute von der einige Stunden entfernten großen Landstraße zwischen Bagdad und Aleppo herüber, um hier auszuruhen

und ihre Tiere zu tränken. An glühenden Sommertagen, wenn die Hitze über der trockenen Wüste zittert und der feine Staub von den Tritten der Kamele aufwirbelt, muß es allerdings ein Hochgenuß sein, von der Uferhöhe aus Misbans Palmen ihre Kronen über reifenden Äckern wiegen zu sehen. Da winkt Ruhe, da kann man sich satt trinken und im kühlen Schatten die Mühsal der Wüste vergessen! —

Eins der schönsten Landschaftsbilder, das der Euphrat zu bieten hat, ist die kleine Stadt Hit, ein uralter Ort, dessen Asphaltquellen vor Jahrtausenden das Erdpech lieferten, das die Baumeister der babylonischen



Ein Schahtur landet am Ufer der Oase Misban.

Königspaläste brauchten. Über einem wogenden Palmenmeer thront sie auf einem Hügel, an dessen Fuß ein Minarett trotzig seine weiße Spitze erhebt. Sie ist die erste arabische Stadt, die Seehandel treibt und an deren Kai sich ein regelrechtes Schiffsleben entwickelt. Am Kopf der Schiffbrücke, die beide Ufer verbindet, liegen zahlreiche arabische „Meheile", große Kähne mit spitzen Vorder- und Hintersteven, schräg stehenden Masten und langen zusammengerollten Rahesegeln vor Anker, die in voller Fahrt mit vom Wind geblähten weißen Segeln, Schaum am Vordersteven, von überaus malerischer Wirkung sind. Matrosen waten im Uferwasser geschäftig hin und her. Mächtige Schollen zähflüssiges Erdpech liegen wie Teppiche auf dem Ufer ausgebreitet, werden zusammen-

gerollt und auf Prahme geworfen. Pechgeſtank erfüllt die Luft. Frauen in dunkeln Mänteln balancieren mit Pech gedichtete Töpfe auf dem Kopf, füllen ſie am Kai mit Waſſer und plaudern mit ihren Nachbarinnen, die eifrig ihre Wäſche in den Fluten des Euphrat ſpülen.

Gleich unterhalb des Minaretts landete ich an einem offenen Uferplatz. Eine Schar ſpielender Buben ſtürmte bald herbei, und ein kleiner Türke in buntem Hemd rief mir zu: „Geſtern iſt Kut-el-Amara gefallen. Heute iſt das Telegramm gekommen!“

„Biſt du deſſen auch ſicher?“ fragte ich.

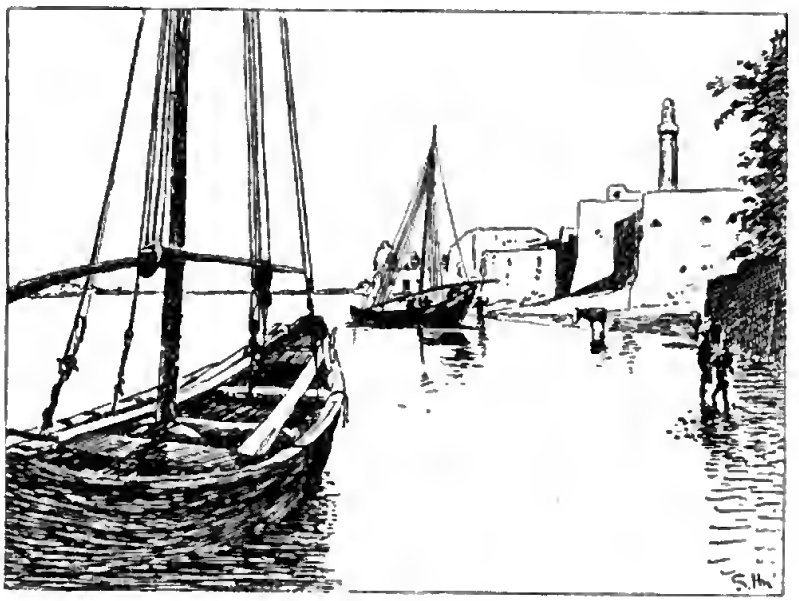
„Ja“, antwortete er, „der Herr kann ja auf dem Telegraphenamt nachfragen.“

Gendarm Saalman.

Schön, dachte ich, dann iſt Bagdad außer Gefahr, auch der Weg nach Babylon noch offen, und begab mich mit meiner gewöhnlichen Begleitung, dem Gendarm und Sale, in die Stadt hinauf. Eng die teilweiſe mit Aſphalt belegten Gaſſen, grau die Mauern, ärmlich die Lehm- und Steinhäuſer. Dunkle Gänge führten durch offene Tore zu Hütten und auf ſchmutzige Höfe. Waſſerträger mit tropfenden Lederſäcken auf dem Rücken, Eſel mit Fruchtlaſten, kleine Läden mit Sonnendächern oder offener Auslage von Brot, Erbſen, Granaten und andern Eßwaren; auf den Holzſchwellen an den Gaſſen Kinder mit Schmutznaſen, das Geſicht mit Fliegenſchwärmen bedeckt; an einer Mauer Ausſätzige von abſchreckendem Äußeren — welcher Gegenſatz zu dem lieblichen Bild, das Hit dem Ankömmling zu Waſſer vortäuſcht! Auf die braunen Fluten des Stroms öffnete ſich in den winkligen Gaſſen nur ſelten ein flüchtiger Ausblick.

Zum Marktplatz mußten wir wieder hinabſteigen bis dicht an den Strand. Dort ſtanden zwei ſtattlichere Häuſer; in deren einem wohnte

der Mudir von Hit, ein Araber, deſſen fortſchrittlich europäiſche Kleidung mit ſeiner bedenklich zurückgebliebenen Intelligenz auffallend kontraſtierte. Das andere war das Telegraphenamt, wo mir der Fall von Kut-el-Amara beſtätigt wurde. Der engliſche Oberbefehlshaber General Townshend war mit 13000 Mann gefangen — ein bedeutender Sieg alſo, deſſen Kunde die ganze mohammedaniſche Welt durchlaufen und die Macht des Sultans kräftigen mußte. Am 29. April hatte der Feind ſeine Stellungen räumen müſſen — zehn Tage vorher war Feldmarſchall



Landungsplatz in Hit.

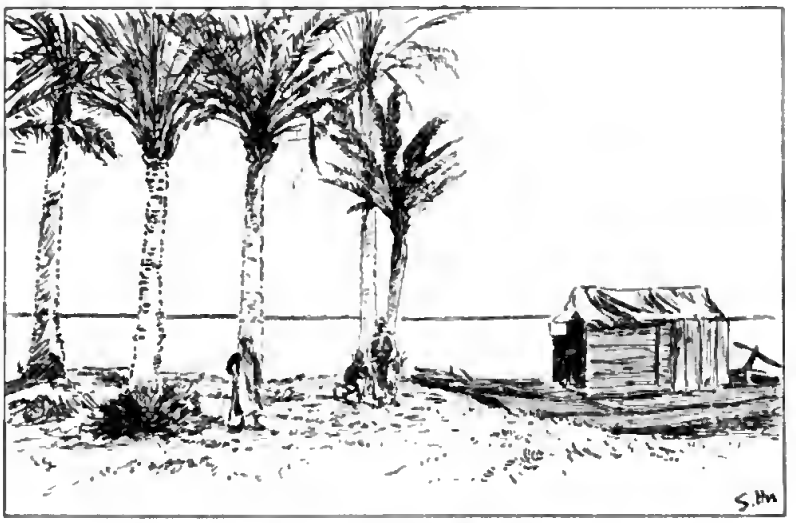
von der Goltz geſtorben! Ein grauſames Schickſal hatte es ihm verwehrt, dieſen Siegestag zu erleben, den ſein Genie und ſeine Umſicht an der Spitze der 6. Armee erzwungen hatten.

Während ich auf der Poſt weilte, war ein kleiner Doppelſchahtur bei meiner Fähre angekommen mit einem katholiſchen Prieſter an Bord und einem zweiten jungen Deutſchen namens Kettner. Wir verbrachten den Abend zuſammen und verabredeten uns für den folgenden Tag zu gemeinſamer Fahrt.

Hit verließ ich am 1. Mai, und nun näherte ſich meine Stromfahrt ihrem Ende. Mein Freipaſſagier Aſis war in Hit zurückgeblieben; daß

er ſich auf Franzöſiſch gedrückt hatte, wunderte mich nicht, wohl aber, daß er verduftet war, ohne ein — Trinkgeld für ſeine Reiſebegleitung zu fordern.

Das linke Euphratufer heißt von hier ab bei den Arabern El-Dſcheſire (Inſel), ein Begriff, der ſich ungefähr mit Meſopotamien deckt; das rechte Eſch-Scham. Dieſe beiden Namen traten nun immerfort in Verbindung mit Strömung, Wind und Landungsplatz auf. Am Schamufer fuhren wir an den niedrigen Felsabhängen von Leguba entlang und lenkten dann hinter der tamariskenbewachſenen Inſel Abu Tiban nach Dſcheſire hinüber. Beim Palmenhain Tell-eſſued zwang uns heftiger



Wir landen bei Tell-Eſſued.

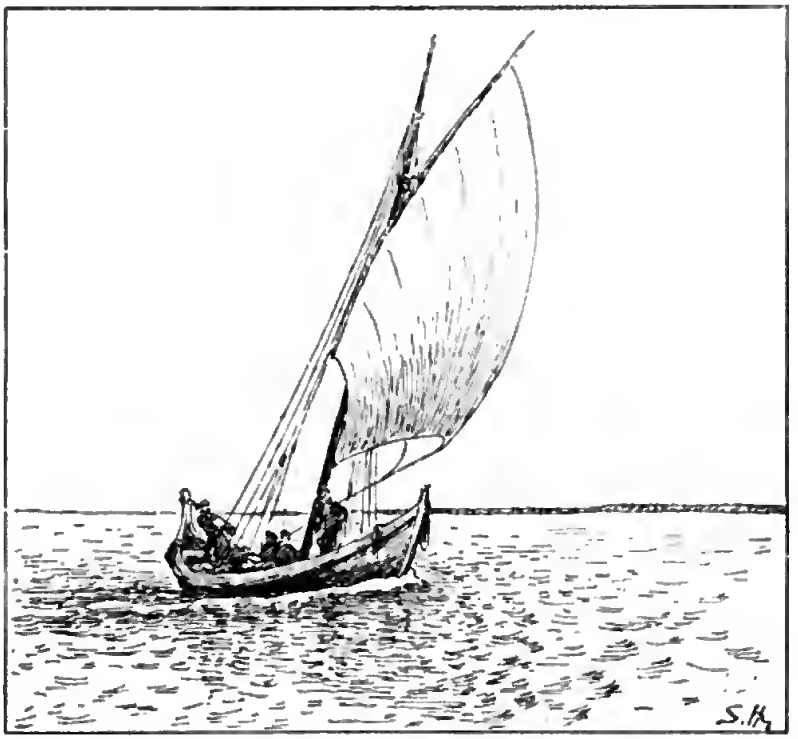
Südoſt wieder längere Zeit ſtill zu liegen, und voll Neid ſah ich die ſtolzen Meheile in dem ihnen günſtigen Wind mit vollen Segeln an uns vorüber ſtromaufwärts fahren. Während ein Araber gewandt am Stamm weiblicher Palmen hinaufkletterte, ihr Samengehäuſe mit dem Staub der männlichen Blüten beſtreute und dann die Blattbüſchel mit Baſt zuſammenband, vertrieben ſich meine Leute die Zeit mit Vogelfang und mit dem Bau kleiner Schiffchen aus Palmblättern. Dann verſuchten wir die Fähre am Ufer entlang vorwärtszuziehen; bei offenem Strand ging es; wo aber Geſtrüpp den Leinpfad unwegſam machte, kamen wir verzweifelt langſam vorwärts.

In dieſer Gegend vollzieht ſich der Übergang der Hochebene in das vollſtändig ebene Schwemmland, das zur Zeit der aſſyriſchen und babyloniſchen Königreiche von gewaltigen Kanälen durchſchnitten und mit üppigen Gärten und Äckern bedeckt war. Die weißen Kalkſteinwände verſchwinden, nur noch vereinzelte Ausläufer ziehen ſich bis an den Strom heran. Der Horizont rückt in weite Ferne, und der Euphrat benutzt ſeine neu gewonnene Freiheit, um ſich mächtig auszudehnen.

Unſer Lager bei Tell-Effued.

Auch am 2. Mai kämpften wir vergebens mit Gegenwind, und die zahlreichen Schöpfwerke — hier wieder von dem primitiven Typ — machten es faſt unmöglich, die Fähre vom Lande aus weiter zu bugſieren. So krochen wir mit unendlicher Mühe bis Ramadije. An dieſem Tag begegnete uns die erſte Guffa, eines der runden aſphaltbekleideten Korbboote von großer Leichtigkeit und Tragfähigkeit, die ſchon aus aſſyriſcher Zeit bekannt ſind. Der Ruderer war ſelbſt Maſt und Segel, er ſtand in der Mitte des Bootes, und ſein Mantel war als Windfang ausgebreitet.

Am nächſten Tag fanden wir die Ufer auf weite Strecken überſchwemmt. Der Euphrat macht hier große, oft faſt kreisförmige Windungen, und das in dieſen Schleifen liegende Land war von dem eigentlichen Strom kaum noch zu unterſcheiden, ſo daß es die ganze Kunſt meines Kapitäns erforderte, ſich zwiſchen dieſen unter Waſſer liegenden Landzungen, Inſeln und Schlammbänken, in kleinen und großen Seitenarmen zurechtzufinden. Da ſtanden Palmenhaine mitten im Strom; dann wieder



Meheile auf dem Euphrat.

waren Äcker mit reifenden Ernten von der Flut verſchont, und Schaf- und Rinderherden, Hütten und Zelte ſtanden wie auf der Waſſerfläche. Die Anwohner hier mußten geradezu ein amphibienartiges Daſein führen, jeden Augenblick gewärtig, von den launiſchen Wellen überraſcht zu werden. Oft war auch das, was ich für Zelte hielt, nichts weiter als die Segel der Meheileboote, die rechts oder links über der Waſſerfläche emporragten und denen wir dann in großem Bogen, den der Euphrat beſchrieb, begegneten. Meine Leute mußten ſchließlich nackt ins Waſſer hinein, um

uns nur vorwärts zu bringen. Dabei war die Inſektenplage faſt unerträglich. Wenn wir abends an einem öden Strand vertäuten, durfte ich mein Licht nur für mein ſchnelles Abendbrot brennen laſſen. Überall ſchwirrte und ſurrte es von Inſektenſchwärmen, die in dieſer Sumpfgegend und bei der tropiſchen Hitze myriadenweiſe gediehen. Das innere Dach meiner Hütte war mit einer ſchwarzen, kribbelnden Decke bezogen, plumpe Käfer ſtießen gegen die Wände, törichte Nachtfalter taumelten in die Flamme und plumpſten mit verbrannten Flügeln in mein Eßgeſchirr. Die Grillen zirpten um die Wette, die Fröſche quakten im Sumpf

Dorf in der Gegend von el-Beſchiri.

und das höhniſche Lachen und langgezogene Heulen der Schakale ging in unheimlichen Wellen über die Steppe. Die ſchlimmſten Quälgeiſter aber waren Mücken und Moskitos, von denen immer einige durch die Maſchen des Moskitonetzes ſchlüpften. Ein brennendes Jucken lief über den ganzen Körper, und an Schlaf war in dieſem Bett von Brenneſſeln nur wenig zu denken. Am Morgen, wenn ſie dickgefreſſen und zu faul waren, wieder hinauszufliegen, hatte ich wenigſtens die Freude, blutige Rache nehmen zu können. Die Morgenkühle pflegte das Jucken zu beſeitigen.

Am 4. Mai erſchien endlich über der glatten Steppe das Minarett von Feludſcha, erſt im Südoſten, dann im Nordoſten, denn der Euphrat

macht hier wieder einen mächtigen Bogen nach Süden. Als wir den Landungsplatz erreichten, war das erste, was ich sah, ein Schahtur von Schrenks Batterie; die Abteilung des Roten Kreuzes war noch hier und sollte am nächsten Tag aufbrechen.

Bei Feludscha ist der Euphrat ungewöhnlich schmal. Diesem Umstand hat der Ort seine Entstehung zu verdanken. Denn hier geht die große Karawanenstraße über den Strom. Die Brücke war aber des Hochwassers wegen eingezogen; die Pontons lagen am Ufer und sollten auch nicht mehr verwendet werden, da die Brücke für die Fähren nach Risvanije ein gefährliches Hindernis war. Die Reisenden müssen sich daher damit abfinden, daß sie und ihr Gepäck auf einzelnen Prahmen über den Euphrat gesetzt werden.

Von Feludscha aus konnte ich nun zu Wagen auf der Karawanenstraße nach der Stadt der Kalifen gelangen oder zu Schiff bis Risvanije weiterfahren, das durch eine kleine Feldbahn mit Bagdad verbunden ist. Bei ruhigem Wetter rechnet man zu Wasser bis Risvanije acht Stunden. Ich entschloß mich daher, auf der Fähre zu bleiben, mußte aber bald diesen Entschluß bereuen. Gegenwind und Gewitterregen, dazu ein tüchtiger Weststurm, zwangen uns immer wieder stillzuliegen und dehnten die acht Stunden zu mehr als einem Tag. Die Araber sind gegen nichts empfindlicher als gegen Regen; vor jedem kleinen Schauer ließ meine Besatzung die Ruder im Stich, flüchtete unter Deck und war erst wieder aufzutreiben, wenn wir zu kentern drohten. Einmal wären die Leute, als sie die Fähre ins Schlepptau nehmen wollten, beinahe alle im Schlamm ertrunken. Ich atmete daher erleichtert auf, als ich endlich am 5. Mai Risvanije erreichte und mein tüchtiger Doppelschahtur seine Reise von 1040 Kilometern ohne schwere Unfälle vollbracht hatte.

Phot.: Schölvinck.

Eine Guffa auf dem Tigris.

Neuntes Kapitel.

Mein Einzug in Bagdad.

Es regnete in Strömen, als ich meine Fähre verließ. Am Ufer erwarteten mich Herr Kettner und der Flugzeugmonteur Knitter, der zur Fliegerabteilung des Hauptmanns Niemayer gehörte. Ich kam gerade recht, ein Zug von zweiundzwanzig Wagen ſollte nach Bagdad abgehen, ſobald der Regen aufhörte. Ich eilte daher zum Kommandanten von Risvanije, dem Kurden Ahmed Mukhtar aus Suleimanije, einem gewandten, höflichen Mann, der in der franzöſiſchen Miſſionsſchule zu Bagdad die klangvolle Sprache der Boulevards gelernt hatte. Alles ging nach Wunſch: der Zug ſollte warten, bis ich reiſefertig ſei.

Ich ſpeiſte alſo mit den Deutſchen zu Mittag und trank Tee bei Ahmed Mukhtar. Mittlerweile packte Sale meine Sachen. Die Fähre, auf der ich unvergeßliche Stunden verbracht hatte, ſtellte ich unter den Schutz des Kommandanten. Vielleicht konnte ſie zur Fahrt nach Babylon noch gute Dienſte leiſten.

Das Gleis der Feldbahn führt bis zum Strand hinunter. Die Wagen sind aus Eisen und haben dieselbe Form wie die schwedischen Erzwagen auf der Linie Luleå — Reichsgrenze, sind aber viel kleiner. Die Lokomotiven waren noch nicht fertig; das einzige Zugmittel war Menschenkraft; Araber wurden zum Schieben der Wagen ausgehoben. Bis Bagdad wurden die Leute sechsmal gewechselt, jedesmal fünfzig Mann. Sie erhielten drei Brote am Tag und zusammen ein Lamm. Ihr Sold war unbedeutend, und oft genug rissen sie wieder aus. Demnächst sollten aber die Lokomotiven fertig und damit die Leistungsfähigkeit der Bahn bedeutend gesteigert werden. Jeder Wagen faßte zwei Tonnen. Die Güter, die mit meinem Zug befördert wurden, waren Kriegsmaterial und Proviant. Mein Gepäck wurde auf den letzten Wagen geladen; oben drauf thronten ich selbst und mein Diener Sale.

Um 3 Uhr hatte der Regen aufgehört. Die Luft war frisch und kühl. Alle Mann standen an ihren Wagen bereit, und auf ein gegebenes Zeichen begann der wunderliche Eisenbahnzug sich in Bewegung zu setzen. Schnell ging es nicht, und wir als letzte mußten wohl oder übel jeden Aufenthalt mitmachen, den einer der vorderen Wagen verursachte.

Zu beiden Seiten der Bahn breiteten sich Weizen-, Korn- und Haferfelder aus, denen ein Kanal Wasser aus dem Euphrat zuführte. Die ganze Gegend heißt Risvanije oder Nasranije, wie man es auch ausspricht. Der angebaute Feldstreifen war aber nur schmal, und bald fuhren wir wieder durch die Wüste. Zu beiden Seiten der Schienen hatten die Füße der schiebenden Araber in den graugelben Alluvial-lehm Rinnen getreten, die jetzt voll Wasser standen.

In der Nähe des Ufers waren wir durch eine kaum ein paar Meter ansteigende Höhe gefahren. Ein zweiter Hohlweg dieser Art bei Jusfije ließ vermuten, daß diese Höhen nichts anderes waren, als Dämme zu beiden Seiten uralter Kanäle. Links vom Wege lag, von einigen grauen Ruinen umgeben, die Grabmoschee Brahim-el-Halil Imam, auf der anderen Seite eine kleine Anhöhe namens Tell-achijen. Hier erhielt der ganze Zug Befehl zu halten, und mein Wagen wurde auf einem Nebengleis an die Spitze geschoben. So hatte ich nun freie Bahn und freie Aussicht, und wir ließen den übrigen Zug bald weit hinter uns.

Die Bahn läuft ſchnurgerade nach Bagdad. Die ganze Entfernung beträgt nur 45 Kilometer; ſie iſt die kürzeſte zwiſchen Euphrat und Tigris an der Grenze zwiſchen Meſopotamien und dem Irak.

Kurz nach 5 Uhr erreichten wir die erſte Station Kal'at Risvanije, wo neue Araber als Schlepper eintraten und ein neuer Gendarm zu uns ſtieß. Dieſer berichtete mit bedenklicher Miene, in der vorigen Nacht ſei zwiſchen der erſten und zweiten Station ein Zug von Räubern angefallen worden. Durch Gewehrſchüſſe habe man zwar die Angreifer in die Flucht gejagt. Immerhin ſei es gut, an der gefährlichen Gegend ſo ſchnell wie möglich vorbeizukommen, denn man könne nie wiſſen! Unter dieſen Umſtänden wäre es zweifellos vorſichtiger geweſen, bei den andern Wagen zu bleiben, die eine türkiſche und deutſche Eskorte hatten. Aber da ich den Arabern ſchon ein tüchtiges Trinkgeld verſprochen hatte, wenn ſie ordentlich liefen, mochte es nun auch dabei bleiben.

Der Gendarm hatte es ſo eilig, daß er ſelber mit ſchob. Vor jeder Anhöhe aber rannte er mit einer unermüdlichen Ausdauer, obgleich ihn Mantel und Gewehr beim Laufen hinderten, vorauf, um die Bahn entlang zu ſpähen; war nichts Beunruhigendes in Sicht, ſo gab er von oben ein Zeichen, die Leute legten ſich kräftiger ins Zeug, und er ſelbſt kam atemlos wieder herbeigeſprungen. Der gefährlichſte Punkt war eine Stelle, wo der Zug wieder einen alten Kanaldamm kreuzte: hier hatte die Räuberbande heute Nacht auf der Lauer gelegen. Wir kamen aber unbeläſtigt auch durch dieſen Hohlweg hindurch und an dem Hügel Tell Wabo vorüber. Rechts von der Straße erhob ſich in der Ferne Hamudija, eine kleine, an der Karawanenſtraße zwiſchen Bagdad und Hille gelegene Anhöhe.

Dann fuhren wir über ein Feld, das mit zahlreichen Ziegelſcherben bedeckt war. Welche Schätze aus der Zeit babyloniſcher Größe mochte wohl dieſe Erde im Schoße bergen! Über dem Horizont wurden die einfachen Hütten des Dorfes Taldama ſichtbar, und vor 6 Uhr waren wir dort. Beim Stationsgebäude lagerte eine Schar Araber auf Strohmatten; ſie warteten darauf, ihre Kameraden an den Wagen abzulöſen. In der Nähe ſtanden fünfundzwanzig Zelte. Schmale, neuangelegte Kanäle mit kleinen Brücken führten den Feldern Waſſer zu, aber offenbar zu wenig, denn das Korn ſah kümmerlich aus. Heuſchrecken waren

hier zahlreich, und viele von ihnen fanden auf den Schienen einen ſchnellen Tod.

Meine Araber liefen, was das Zeug halten wollte; der Schweiß tropfte ihnen von der Stirn, und ſie keuchten wie atemloſe Hunde. Als einmal zwei leere Wagen die Strecke ſperrten, hoben ſie das Hindernis einfach vom Gleis herunter und ließen es daneben ſtehen.

Die Sonne war blutrot untergegangen, und die Dämmerungsſtunde nahte. Über Bagdad flammten bläuliche Blitze. Am Horizont war der Himmel klar. Die Sterne traten hervor, und der Mond zeigte ſeine Hörner. Im Norden flackerten die Feuer arabiſcher Nomaden bei dem Hügel Abu Hanta.

Das Stationsgebäude bei Tell-Eſſued hatte ein auf Pfoſten ruhendes Schutzdach, unter dem die Araber lagen und ſchliefen oder ihre Waſſerpfeifen rauchten. Hier wurde Raſt gemacht, im „Mangal", dem Kohlenbecken, Feuer angezündet, und Sale mußte Tee kochen zu einem ſchnellen Abendeſſen aus Brot und Eiern. Kurz vor $^1/_2$9 begann die vierte Wegſtrecke.

Der Mond hatte ſich hinter Wolken verkrochen. Über Bagdad aber leuchtete es wie der Widerſchein heftigen Artilleriefeuers. Die Gefahr eines Überfalls ſchien jetzt vorüber zu ſein, wenigſtens wurde nicht mehr davon geſprochen. Zu beiden Seiten lag die Wüſte ſtill und dunkel.

Die fünfte Wegſtrecke reichte bis Jesr el-Cher. Der Mannſchaftswechſel dauerte ein paar Minuten; die alten Leute empfingen ihren Backſchiſch, und die neuen ſahen ſich dadurch angeſpornt, die ſechſte und letzte Strecke bis zum Tigris mit größter Geſchwindigkeit zu nehmen. Auf einer Eiſenbahnbrücke überſchritten wir den großen Kanal Jesr el-Cher. Dann wieder eine letzte Strecke Feld, und ſchon tauchten Lichter und Laternen auf, die immer zahlreicher wurden. Palmen traten aus dem Dunkel wie geſpenſtige Schatten hervor. Nebengleiſe zweigten ſich ab, Güterzüge mit Kriegsmaterial ſtanden hier und dort, und ſchon hielten wir am Ufer des Tigris. Hammale, Laſtträger, kamen geſprungen, bemächtigten ſich meines Gepäcks und ſchleppten es zu einer Treppe, an deren Fuß eine gewaltige Guſſa vertäut lag.

Wir ſtiegen an Bord, und drei Mann ergriffen ihre kurzen, breitblattigen Ruder. Sie ſtanden im Vorderteil der Guſſa, ſoweit man bei einem Boot, das wie ein kreisrunder Korb iſt, von Vorder- und

Hinterteil reden kann, ſtießen die Ruder mit beiden Händen ſoweit wie möglich vor dem Boot ins Waſſer und arbeiteten ſich mit ſchnellen und immer gleichmäßigen Ruderſchlägen vorwärts. Wären nur zwei Ruderer da, ſo würde das Boot ſich bald im Kreiſe drehen; deshalb arbeitete der mittlere bald mit dem linken, bald mit dem rechten Nachbar, ohne beim Wechſeln von der einen Seite zur andern Seite den Takt zu verlieren. So ſchaukelte das originelle Fahrzeug über den Tigris, Bagdad entgegen. —

Bagdad ſchlief bei meiner Ankunft. Nur hier und da brannte in einem Fenſter noch ein Licht oder eine Öllampe. Im übrigen war das linke Tigrisufer ſtockdunkel. Beim Schein der Blitze waren nur hin und wieder Schattenriſſe von Hausdächern, Minaretten und Palmen zu erkennen.

Wohin nun? Als die Guſſa an dem ſanft abfallenden Ufer gelandet war, fragte ich die Ruderer, ob ſie ein Haus wüßten, wo deutſche Offiziere wohnten. Freilich! Sie ſchulterten meine Sachen und hießen mich ihnen folgen. Einer von ihnen mußte mich führen, denn Straßenbeleuchtung gab es nicht, und man konnte die Hand nicht vor den Augen ſehen; man merkte nur, daß man durch fürchterlichen Schlamm watete.

Endlich hielten meine Führer vor einem Tor. Auf dreimaliges Klopfen mit dem Eiſenring öffnete ein Diener.

„Wer wohnt hier?“ fragte ich.

„Einige deutſche Herren. Aber ſie ſind ſchon alle zu Bett bis auf einen, der noch nicht zu Haus iſt.“

„Iſt noch ein Zimmer frei?“

„Ja, eins.“

„Führ mich dahin!“

Vom Hof ging es eine Treppe hinauf über eine offene Galerie in das Zimmer. Ein Licht wurde angezündet, mein Feldbett mit dem Moskitonetz aufgeſtellt und mein Gepäck auf Tiſch und Stühle gelegt. Es war gegen 1 Uhr. Bei wem ich mich einquartiert hatte, ahnte ich nicht. Aber ich machte mir darüber auch keine Gewiſſensbiſſe. Denn die Fahrt auf Euphrat und Tigris an einem Tag und auf der merkwürdigen Eiſenbahn hatte mich ermüdet, und ich ſehnte mich nach Ruhe.

Als getreuer Wächter hatte ſich Sale vor meiner Zimmertür auf den Boden gelegt. Eben wollte ich unter das Netz kriechen, da erklangen feſte Schritte auf der Galerie, und ein deutſcher Feldgrauer trat herein.

Als er mich erblickte, ſtutzte er und ſtand da wie ein fleiſchgewordenes Fragezeichen. Er hatte das Licht brennen ſehen und geglaubt, der rechtmäßige Beſitzer des Zimmers ſei zurückgekehrt.

„Wer iſt denn der?“ fragte ich.

„Der Tibetforſcher Profeſſor Tafel aus Stuttgart.“

„Wie, Tafel? Mein alter Freund aus der Berliner Richthofen-Zeit!“

Abdurrahaman Gilani, Nakib in Bagdad.

„Ja, eben der. Er war einige Tage krank und iſt in Behandlung bei Dr. Herle.“

So hatte der Zufall mich, der ich bei ſtockdunkler Nacht Bagdad betrat, ohne daß jemand von meiner Ankunft wußte, nicht nur in das Haus, ſondern auch in das Zimmer geführt, das ausgerechnet ein Tibetforſcher bewohnte, und noch dazu einer, den ich ſchon ſeit vielen Jahren kannte!

Nachdem mich Hauptmann Müller — denn das war der Feldgraue — noch eine Weile über die Verhältniſſe in Bagdad unterrichtet hatte, wünſchte er mir gute Nacht und überließ mich dem Schlaf.

Am Morgen des 6. Mais erwachte ich bei einem wahrhaft tropiſchen Wetter. Es goß in Strömen; wie Glas ſtand der Regen vor dem Fenſter, er klatſchte auf die ſteifen, blanken Palmenblätter, er ſchäumte aus den Dachrinnen, rieſelte die Veranden herein und brodelte in Strömen über den Hof. Der Donner rollte durch ſchwere, blauſchwarze Wolken. Ohne

Das Minarett Sul-el-Gaſl in Bagdad.

Zweifel tat das tüchtige Sturzbad der nicht gerade sauberen Stadt recht gut; aber sachkundige Leute meinten, es käme viel zu spät; Regen im Mai sei eine ungewöhnliche Erscheinung.

Als das Unwetter einigermaßen vorüber war, machte ich mich fertig, durch den Straßenschmutz nach dem Hause des früheren deutschen Konsuls Richarz zu wandern, wo Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, mein liebenswürdiger Wirt von Bapaume, seit einiger Zeit sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Wechselfälle des Krieges hatten ihn jetzt nach Asien geführt; sein Wunsch, als Führer einer eigenen kleinen Armeegruppe an einer der türkischen Fronten kämpfen zu dürfen, war jedoch zu seinem Bedauern nicht in Erfüllung gegangen. Übrigens war er kein Neuling in diesem Lande, denn in seiner Jugend, vor ungefähr zwanzig Jahren, war er von Jerusalem nach Berlin geritten.

Eben trat ich aus meinem Zimmer auf die Galerie hinaus, da kam mir der Herzog schon entgegen, frisch und munter wie gewöhnlich. Er hatte von meinem nächtlichen Einzug gehört und wollte der erste sein, der mich willkommen hieß. In unsere Regenmäntel gehüllt wanderten wir über die vornehmste Straße Bagdads, die Halil Paschas Namen trägt, zum Hause des Herrn Richarz, einem gewaltigen Viereck, das ein schattenspendender Garten umgab. Offene, überdachte Galerien, die auf geschnitzten und buntbemalten, aber verwitterten Säulen ruhten, boten freie Aussicht über Nachbarhöfe und enge Gassen, auf den großen königlichen Strom und sein anderes Ufer.

Herr Richarz war 1894 bis 1907 deutscher Konsul in Bagdad und von 1912 bis 1914 amerikanischer. Dann hatte er seinen Abschied genommen, war aber hier wohnen geblieben; er mochte sein Haus nicht im Stich lassen, es auch nicht während des Krieges zu einem Spottpreis verkaufen. Außerdem liebte er Bagdad und hatte sich im Lauf der Jahre an sein eigenartiges Klima gewöhnt und sich in diese bunte orientalische Welt, ihre Sitten und Sprachen — Richarz beherrschte fließend ihrer elf — so eingelebt, daß er mit seinen sechzig Jahren dieses ruhige, sorgenlose Dasein nicht ohne Zwang aufgeben wollte. Wie dunkel und farblos waren die Straßen Berlins und Hamburgs verglichen mit den Gassen Bagdads! Mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes hatte er sein Tagewerk geregelt; pünktlich zur Sekunde nahm

Graf Wilamowitz und Konsul Richarz auf dessen Kai in Bagdad.

Phot.: Schölvinck

Konsul Richarz' Hof.

er seine Mahlzeiten, seine Bäder, machte er seine Spaziergänge, las er seine stark verspätet einlaufenden Zeitungen oder die Schätze seiner Bibliothek, und ebenso regelmäßig verrichtete er seine Arbeiten für den deutschen Nachrichtendienst. Salon, Arbeitszimmer, Bibliothek und Speisesaal gingen auf die Galerie hinaus, die um den Hof lief. Im Salon stand ein über Meer und Ströme beförderter Flügel, dessen Innerm sein Besitzer schöne Melodien entlockte, denn er war sehr musikalisch und fand in einsamen Stunden am Klavier die beste Gesellschaft.

Regelmäßig Ende Mai, bei Beginn der großen Hitze, pflegte Richarz seine Winterwohnung zu verlassen und auf „Sommerfrische" zu ziehen. Der Umzug war nicht weit, bedeutete aber doch in seinem Leben einen jährlich wiederkehrenden wichtigen Abschnitt: Er begab sich einfach zwei Treppen tiefer in sein „Särdab", einen Kühlraum, in den kein Sonnenstrahl drang. Hier unter der Erde verbrachte er den ganzen Sommer, und wer an den kleinen Luken des Särdab vorüber kam, konnte am hellichten Tage die himmlischen Akkorde von Beethovens Mondscheinsonate aus der Kellertiefe heraufdönen hören.

Bei dem Herrn des Hauses traf ich auch meinen prächtigen Freund von der deutschen Westfront Rittmeister Schölvinck, den Adjutanten des Herzogs. An der gemeinsamen Frühstückstafel auf der Veranda des Konsuls in der regenfrischen Morgenluft gab es so ein behagliches Plaudern; im Mittelpunkt der Unterhaltung standen natürlich der vor einer Woche gemeldete Fall von Kut-el-Amara und seine voraussichtlichen Folgen.

Später am Tage sah ich auch meinen lieben Reisekameraden Graf Wilamowitz wieder, der von seinem 800-Kilometerritt von Aleppo her mancherlei zu erzählen wußte. Und nachdem ich den Abend wieder in Konsul Richarz' Salon verbracht hatte, fuhr ich im Auto des Herzogs nach Hause. Im Licht der blendenden Scheinwerfer hatten Bagdads enge Straßen ein phantastisches Aussehen; die gelben Lehmhäuser mit ihren kleinen, festen Straßentüren und die feierlichen Palmen, deren Federn über die Hofmauern blickten, glichen den Kulissen einer Bühne. Auf den noch nassen Straßen lungerten herrenlose Hunde herum, die den Rädern des Autos nur zögernd und unter grimmigem Knurren ihren angewärmten Schlafplatz preisgaben.

Bagdad.
Blick nach Südost. An der Krone der Tigris.

Man hatte mir mittlerweile eine andere Wohnung zugewieſen. Das Haus, in das mich am Abend zuvor der Zufall geführt hatte, beſaß ein Dr. Endrucks vom deutſchen Etappenweſen in Meſopotamien. Er war ſeit fünf Jahren hier anſäſſig im Dienſt der Bagdadbahn. Jetzt empfing mich ein großer Saal im Gebäude des Oberkommandos der 6. Armee. Seine ganze Einrichtung beſtand aus einem Stuhl, einem Tiſch, einer Badewanne und dem Feldbett; aber unter der Veranda floß der Tigris vorüber, und was dieſem Raum ſeine Weihe gab, war das Andenken an den Feldmarſchall, meinen großen Freund von der Goltz, der hier gewohnt hatte.

Moſcheekuppel in Bagdad.

Zehntes Kapitel.

Bagdad einſt und jetzt.

Der eigentliche Begründer der Abbaſſiden-Herrſchaft war Abu Dſchafar Abdallah al-Manſur. Er beſtieg im Jahre 754 den Thron der Kalifen, der Nachfolger Mohammeds, und erwarb ſich einen der berühmteſten Namen in der mohammedaniſchen Welt. Sein Reich war größer als das römiſche in ſeiner Glanzperiode; es erſtreckte ſich von Choraſſan, Kandahar und dem Indus bis Aden, Algier und Kleinaſien. Während die Omaijaden, die erſte mohammedaniſche Kalifendynaſtie, ihre Reſidenz in Damaskus hatten, verlegten die Abbaſſiden ſie nach Babylonien. Während ſeiner erſten Regierungsjahre wohnte Manſur in Haſchimija bei Kufa; zur Verherrlichung ſeines Namens aber beſchloß er eine neue Hauptſtadt zu gründen und wählte einen günſtig gelegenen Punkt am rechten Ufer des Tigris. Dort lag ein kleiner, ſchon ſeit der babyloniſchen Zeit bekannter Ort, genannt Bagdad.

Im Frühjahr 762 begann die neue Kalifenſtadt aus der Wüſte emporzuwachſen. Prachtvolle Paläſte und Moſcheen, Regierungsgebäude

und Feſtungswerke wurden errichtet, die Kanäle, die den Tigris mit dem Euphrat verbanden, wurden verbeſſert und Brücken über ſie angelegt. Kaufleute, Handwerker und Koloniſten ſtrömten herzu, zahlloſe Ziegelhäuſer wurden gebaut, und bereits vier Jahre ſpäter war Bagdad eine Weltſtadt, die größte in dieſem Teil Aſiens, und noch heute iſt ſie eine der bedeutendſten Städte im größten Sultanat des Islam. Im Jahre 768 war die Stadtmauer fertig. Die Hauptmaſſe der neuen Schöpfung lag auf dem rechten Ufer. Aber der Kalif ließ auch das linke Ufer bebauen, wohin ſich heute der Schwerpunkt des heiligen Bagdad verlegt hat. Dort reſidierte ſein Sohn und Nachfolger Mahdi.

Dachterraſſe beim Suk el-Gaſl.

Von der neuen Hauptſtadt aus, die er Dar-es-Salaam, Stadt des Heils, oder Manſurije, Manſurs Stadt, nannte, leitete der Kalif mit eiſerner Hand ſein unermeßliches Reich. Er brachte Ordnung in die innere Verwaltung und erſtickte grauſam alle Aufruhrverſuche. Für ſich war er ſparſam, aber für Bagdad opferte er unerhörte Reichtümer.

Den Beinamen al-Manſur (Almanſor), der Siegreiche, trug er mit Recht. Er regierte mit rückſichtsloſer Kraft und regierte ſelbſt, nicht durch andere. Keiner ſeiner Nachfolger hat ihn an Herrſchergaben übertroffen. Seinem Sohn gab er einmal den Rat: „Schlafe nicht; dein Vater hat auch nicht geſchlafen, ſeit er das Kalifat errang. So oft auch der Schlaf ſeine Augen beſchwerte, iſt ſein Geiſt doch wach geblieben.“ Er war von größter Mäßigkeit, nicht zum wenigſten in

ſeinem Verhältnis zu Frauen; Wein trank er nie, und er duldete am Hof weder Geſang noch Muſik, da beides zur Liederlichkeit verführe. Er konnte wie ein wildes Tier gegen Aufrührer und verdächtige Perſonen raſen, war aber mild und freundlich zu Kindern und Sklaven. Er wird als ein großer, magerer Mann geſchildert von hellbronzebrauner Geſichtsfarbe mit dünnem Bart und gilt als der größte arabiſche Redner. Die jährlichen Wallfahrten nach Mekka leitete er gern ſelbſt, und auf ſolch einer Fahrt ſtarb er, mehr als ſechzig Jahre alt, am 7. Oktober 775 etwa eine Wegſtunde von der heiligen Stadt entfernt, der Heimat ſeines Geſchlechts; in ihrer Nähe liegt er auch begraben. Aber Bagdad iſt das vornehmſte Denkmal, das er ſich errichtet hat.

Junge Türkin in Bagdad.

Manſurs Enkel Harun er-Raſchid (der Gerechte) regierte dreiundzwanzig Jahre (786—809) und führte die Dynaſtie der Abbaſſiden auf die Höhe ihrer Macht. Das Reich blühte, doch mehr dank der weiſen Regierung des Großvaters, als dem eigenen Verdienſt des Enkels. Als er 803 die perſiſche Familie der Barmekiden, deren Macht er fürchtete, hatte ermorden laſſen, fühlte er ſich in Bagdad nicht mehr ſicher und verlegte ſeine Reſidenz nach Rakka am Euphrat. Gemeinſame Intereſſen in Spanien und dem babyloniſchen Reich brachten

Brücke über den Tigris.

ihn mit Karl dem Großen in Verbindung. So drang sein Ruhm auch nach Europa. Noch heute strahlt sein Name in seltenem Glanz, denn er war ein Beschützer der Kunst und der Wissenschaft, und Sagen und Legenden, vor allem die Märchen aus Tausendundeiner Nacht sichern ihm die Unsterblichkeit.

Harun er-Raschids Sohn Mamun mußte Babylonien zurückerobern, da es durch Bürgerkriege verloren gegangen war, und residierte seitdem wieder in Bagdad. Sein Nachfolger und Bruder Mutasim (833—842) aber scheute die Nähe der aufrührerischen Perser und gründete als neue Residenz Samarra, das wir später besuchen werden. Er war es, der zur Niederwerfung von Aufständen türkische Söldnerscharen warb, die von da an zu immer mächtigerem Einfluß gelangten. Erst der Kalif Mutadid kehrte 891 wieder nach Bagdad zurück, das dann bis zum Untergang des Kalifats die Hauptstadt blieb.

Der Verfall des mächtigen Kalifenreichs begann schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Am 17. Januar 1258 wurde Bagdad von den Mongolen unter Dschingis-Chans Enkel Hulagu erobert, geplündert und niedergebrannt, dann aber wieder aufgebaut und zum Sitz eines Statthalters erhoben. Die Gräber der Abbassiden hatte Hulagu zerstören lassen, und auch ein anderes kostbares Kleinod, der Mantel des Propheten Mohammed, ging in diesen Kämpfen verloren.

Nach mehr als halbtausendjährigem Bestand war so die Macht des Kalifats vernichtet, und Bagdad war und blieb seitdem eine Provinzstadt. Später wurde es Residenz der Il-chaner, die das Mongolenreich für den Großchan verwalteten. Im Jahre 1401 stand der furchtbare Timur-Lenk, Tamerlan, vor seinen Toren; er nahm die Stadt im Sturm, plünderte und vernichtete alles außer den Moscheen, ließ die Bevölkerung niedermetzeln und baute Siegespyramiden aus 90000 Menschenschädeln.

Dann folgte eine Zeit wechselnder Kämpfe zwischen Tataren und Türken. Im Jahre 1534 nahm Sultan Suleiman die Stadt ohne Schwertstreich. 1623 wurde sie vom Schah von Persien, Abbas dem Großen, zurückerobert. Erst nach mehreren erfolglosen Vorstößen setzten sich die Türken in Bagdad wieder fest; 1638 belagerte Sultan Murad IV. an der Spitze eines gewaltigen Heeres die Stadt und erstürmte sie trotz

Straße im Chriſtenviertel von Bagdad.

ungeheurer Verluste. Er ließ alle Perser töten und das Tor zumauern, durch das er als Sieger seinen Einzug gehalten hatte.

Im Jahre 1732 lag Nadir Schah, der Eroberer Indiens, acht Monate lang vergebens vor Bagdad, das der tapfere Ahmed Pascha hartnäckig verteidigte. Dann wurde es mehrmals von Wahhabiten und Muntefik-Arabern bedroht und genoß erst seit 1800 eine Zeit ziemlicher Ruhe, die jedoch öfters durch Pest, Überschwemmungen, Beduinenangriffe, Hungersnöte und Mißwirtschaft aller Art gestört wurde. Im Jahre 1837 berechnete man die Einwohnerzahl auf nur 40000. Midhat Pascha, der in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Generalgouverneur war, brachte Ordnung in die Verwaltung und führte Bagdad zu neuer Blüte.

Dunkler Basartunnel.

Da trat im Jahre 1917 zum erstenmal ein Volk des Okzidents auf den Schauplatz. Bagdad wurde von den Engländern erobert. Es gibt zwar naive Leute, die versichern, nunmehr werde die Furie des Krieges nie mehr über Mansurs Stadt dahinbrausen und Bagdad erst jetzt und für alle Zeiten mit Recht seinen Ehrennamen Dar-es-Salaam, Stadt des Heils, des Friedens, führen. Aber ihre Stimmen sind wie Spreu vor dem Wind. Wenn der nächste Weltkrieg über die Erde stürmt, sind die Gräber dieser Propheten von heute vielleicht längst vergessen, und niemand fragt mehr nach ihrem Glauben. Englands Absicht, über Südpersien hinweg seine Verbindung mit Indien zu befestigen,

kann nicht verwirklicht werden ohne einen neuen Kampf auf Leben und Tod mit Deutſchland und der Türkei, deren Ziele durch die Bagdadbahn feſtgelegt ſind. —

Was ich im vorigen Kapitel erzählte, war mein zweiter Einzug in die Stadt der Kalifen, die ehemals als Haupt eines mächtigen Reiches, als Wiege der Märchen aus Tauſendundeiner Nacht ſo weltberühmt war und heute als Ziel deutſchen Unternehmungsgeiſtes, als Knotenpunkt der Bagdadbahn nicht weniger in aller Munde iſt. Dreißig lange Jahre vorher hatte ich ihr meinen erſten flüchtigen Beſuch abgeſtattet. Wer hätte damals ahnen können, daß ich drei Jahrzehnte ſpäter zurückkehren würde zu einer Zeit, in der die Welt vom Steppenbrand des größten aller Kriege heimgeſucht wurde! Damals war ich durch Perſien von Buſchehr aus mit dem großen engliſchen Fahrzeug „Aſſyria" nach Basra und von dort mit dem Flußdampfer „Medſchidije" über Korna, Esras Grab, Amara, Kut-el-Amara, Kteſiphon und Seleucia nach Bagdad gekommen.

Am Abend des 4. Junis 1886 war die „Medſchidije" vor dem Zollgebäude vor Anker gegangen. Vom ſchmucken Haus des franzöſiſchen Konſulats hatte die Trikolore geweht. Bei Sonnenaufgang war ich ans Land gerudert, und der alte engliſche Kaufmann Hilpern mit ſeiner ehrwürdigen Gattin — oder war ich damals nur ſo jung? — hatte mich mit ausgeſuchter Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Drei nach indiſcher Art möblierte Zimmer ſtanden mir zur Verfügung, und ſein türkiſcher Sekretär Vabib Schika führte mich umher, ſo daß ich trotz der mörderiſchen Hitze und der verödeten und ſtaubigen Straßen während des Ramaſan alle Sehenswürdigkeiten Bagdads gründlich betrachten konnte. Wo mögen die Freunde von damals jetzt ſein? Wahrſcheinlich tot. Aber auf den Kreuzen des chriſtlichen Friedhofs ſuchte ich ihre Namen vergeblich.

Jetzt wanderte in Bagdads Straßen ein neues Geſchlecht, eine neue Generation. Die Kinder, die ich damals an den Ufern des Tigris ſpielen ſah, ſtanden jetzt in der Blüte ihrer Jahre, und wer damals die Mittagshöhe des Lebens erreicht hatte, beugte ſich jetzt unter der Bürde des Alters.

Auch die Stadt hatte manche Veränderungen erfahren. Eigentlich war alles neu; denn auch die beſſeren Häuſer hier halten ſich ſelten mehr als fünfzig Jahre, da das Ziegelbrennen primitiv und ſchlecht geſchieht.

Am Ufer des Tigris.
Ein Mehelle fährt am Ufer entlang. In der Ferne das englische Konsulat.

Im Winter ſetzen Regen, im Frühſommer Überſchwemmungen des Tigris den Gebäuden arg zu. An Bauwerken, die mir vor dreißig Jahren bemerkenswert erſchienen waren, ſtanden noch das Minarett Suk-el-Gaſl, Sobeïds Grab, eine alte Karawanſerei im Baſar und das Miſſionshaus der franzöſiſchen Väter. Unter den neuen am Ufer des Fluſſes fielen jetzt vor allen die Gebäude auf, die zur Bagdadbahn gehörten; dann das neue engliſche Konſulat, das ſchönſte Bauwerk der Stadt, das offenbar dazu auserſehen iſt, einen mächtigen Eindruck auf die umwohnenden Araber und die nach Kerbela und Nedſchef wallfahrenden Perſer zu machen. Die alte Schiffbrücke war noch ganz wie früher. Aber die Waſſerräder waren aus der Nähe der Stadt verſchwunden und durch Motore erſetzt, die in ihre aſiatiſche Umgebung gar nicht hineinpaßten.

Am linken Tigrisufer.

Der Hauptteil Bagdads liegt auf dem linken Tigrisufer. Die vornehmſten Häuſer, darunter alle Konſulate, ſtehen unmittelbar am Waſſer; unter ihren laugen, offenen Veranden flutet der lautlos dahingleitende Strom. Nur das engliſche Konſulat iſt durch einen ſchmalen Hof von ſeinem Kai und ſeiner Landungstreppe getrennt. Seit der Bau der Bagdadbahn begann, wuchſen auch am rechten Ufer Neubauten empor, und wahrſcheinlich wird ſich der Schwerpunkt Bagdads in Zukunft dorthin verſchieben. Der Strom durchflutet die Stadt von Nordweſten nach Südoſten, das rechte Ufer hat daher während der heißeſten Stunden des Tages

Schatten, während die Veranden des linken Ufers faſt immer in praller Sonne liegen.

Wenn abends die wagerechten Strahlen der untergehenden Sonne das Gewirr von Bagdads grauen Häuſern purpurn färben, und die Stämme der Palmen unter dem Gewölbe der Blattkronen feuerrot leuchten, ſcheint das wie ein Abglanz all der Herrlichkeit, die einſt Manſurs Stadt umgab; man lebt aufs neue in den Märchen aus Tauſendundeiner Nacht, denkt der wunderbaren Reiſen des Seefahrers Sindbad und der Lieder, die die Dichter zu ihrer Ehre ſangen, und glaubt das alte Bagdad zu ſeinen Füßen zu ſehen, das Herz des weiten Kalifenreiches, dem Karawanen von Oſten und Weſten zuſtrömten und deſſen Gaſſen Harun er-Raſchid verkleidet mit ſeinem Weſir Dſchafar durchwanderte, um den Reden des Volks zu lauſchen und ſeine Wünſche zu erforſchen. Aber dann geht die Sonne unter, der Glanz verliſcht, Hausdächer, Kuppeln und Minarette erhalten wieder ihren gleichmäßigen ſchmutzigen Farbenton, und die Kronen der Palmen ballen ſich zu dunklen Wolken über der Stadt zuſammen. Das iſt die Gegenwart — dies Häuflein Steine iſt der dürftige Reſt, der noch von der Stadt der Märchen übrigblieb! Man mag im Staub nach Spuren des Alten ſuchen, nach vergeſſenen Erinnerungen an die Zeit der Kalifen — vergebens! Nichts als Zerſtörung! Eingeborene ſammeln und verkaufen Antiquitäten, aber zu erzählen wiſſen ſie nichts mehr. Man wartet geradezu darauf, daß irgendetwas eintrete, was an die Vergangenheit erinnert — vergebens! Bagdad liegt öde da in ſchläfrigem Traum am Ufer des Tigris. Was man hört ſind nur die Mächte der Zerſtörung, die niemals müde werden, Menſchenwerk zu vernichten.

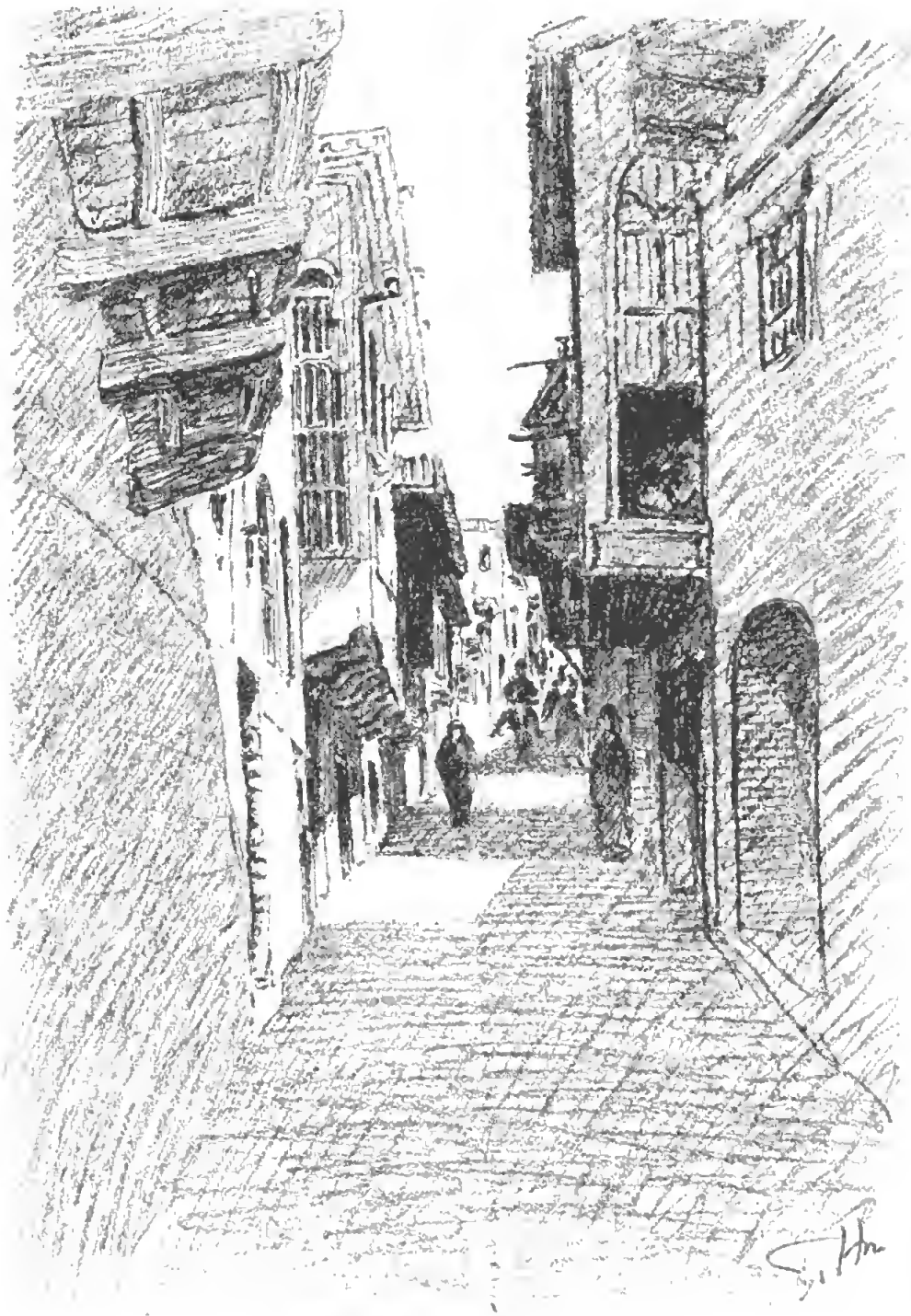
Auch die Menſchen ſelbſt tragen zum Verderben bei. In Bagdad gibt es nur noch wenig zu zerſtören, aber ſelbſt dies wenige iſt dem Untergang verfallen. Die türkiſchen Gouverneure ſcheinen von unerſättlichem Bedürfnis nach Stadtregulierungen beſeſſen zu ſein. Durch die alten Städte Babyloniens werden breite, gerade Straßen gezogen, die alles, was im Wege ſteht, dem Boden gleich machen. So auch in Bagdad. Mit welchem Eifer wurden die Häuſer niedergeriſſen, als für die nach Halil Paſcha genannte Straße Platz geſchafft wurde! Es war lebensgefährlich, in die Nähe zu kommen, und mächtige Wolken Kalkſtaub

verkündeten ſchon aus der Ferne die häßliche Zerſtörung. Wenn man wenigſtens neue Häuſer an Stelle der alten gebaut hätte! Aber damit hatte man keine Eile. Wie die neuen Straßen in Aleppo und Moſul ſah auch dieſe aus: als hätte ein Erdbeben ihr Bahn gebrochen. Es war gewiß nicht viel damit verloren, und beſonders die Straße Halil Paſchas hatte des Ortsverkehrs wegen ihre Berechtigung. Aber die engen Straßen ſind einer der charakteriſtiſchſten Züge Bagdads; ſie ſind abſichtlich wie ſchmale Korridore angelegt, nicht aus einem Bedürfnis des engeren Zuſammenwohnens, ſondern um die Sonne auszuſchließen und Gänge zu ſchaffen, wo der Schatten bleibt und die kühle Luft nicht

Die Hauptſtraße von Bagdad mit Halil Paſchas Haus (links).

durch jeden Windzug wieder vertrieben wird. Dieſe Bauart hat natürlich auch den Nachteil, daß der Regen im Winter und das Überſchwemmungswaſſer im Frühjahr ſchwer trocknen und einen furchtbaren Moraſt verurſachen.

Der ſonſt ſo kluge Midhat Paſcha ließ die alte Stadtmauer aus der Zeit der Kalifen, eines der vornehmſten Denkmäler Bagdads, niederreißen, weil eine moderne Stadt in ihrer Entwicklung durch eine Mauer gehindert werde. Als ob neue Stadteile nicht, wie in Jeruſalem, außerhalb angelegt werden könnten! Von altersher war dieſe alte Mauer der beſte Schutz gegen Überſchwemmungen; ſeitdem ſie beſeitigt iſt, liegen



Enge Gaſſe im Chriſtenviertel.

mehrere Teile der Stadt offen da. Im Winter 1914 wurde Bagdad von einer ganz unerwarteten Überſchwemmung heimgeſucht, denn der Strom ſteigt ſonſt nur im Frühjahr; der Stadtteil Bab-eſch-Scheik ſtand metertief unter Waſſer, ganze Straßen fielen in Trümmer und lagen verlaſſen da, darunter die Straße, die nach Abd-el-Kaders ſtattlicher Grabmoſchee führt, und man fuhr durch die Stadt auf Kähnen, wie in Venedig. Diesmal hatte die Überſchwemmung zwar die Stadt ſelbſt verſchont, aber die Felder nordöſtlich davon in einen uferloſen See verwandelt und dadurch die Heerſtraße über Bakuba nach Chanikin und

Phot.: Scholvinck.

Bab-el-Taleſm, eines der alten Stadttore von Bagdad.

Perſien abgeſchnitten, ſo daß man die Truppennachſchübe auf Fähren und Flößen, Booten und Guffas über die weite Strecke ſeichten und ſumpfigen Waſſers bringen mußte. Von Bagdads Stadtmauer ſind heute nur noch unbedeutende Fragmente übrig, darunter die feſten Türme an den alten Toren Bab-eſch-Schergi, dem Oſttor, Bab-el-Gherbi, dem Weſttor, Bab-el-Baſtani, dem Mitteltor, und Bab-el-Taleſm, dem Talismantor, das von einem der alten Abbaſſiden-Kalifen zu Anfang des 13. Jahrhunderts ſtammt.

Bagdad hat ſechs chriſtliche Kirchen: die chaldäiſche — die vornehmſte und zugleich Kathedrale —, die ſyriſche, die lateiniſche, die jakobitiſche, die armeniſch-katholiſche und die armeniſch-orthodoxe.

Die Kathedrale führt den Namen „Die sieben Schmerzen" oder „Mater dolorosa". Der Gottesdienst wird in chaldäischer, nicht in lateinischer Sprache abgehalten. Die Gemeinde muß ziemlich vermögend sein, denn der Priester, der mich herumführte, berichtete, der Bau der Kirche, der 1898 vollendet wurde, habe 16000 türkische Pfund gekostet; für eine Kathedrale ist das nicht viel, wohl aber für eine kleine Gemeinde in dem abgelegenen Bagdad. Ein Prachtbau konnte dafür nicht geschaffen werden; sowohl innen wie außen ist die Kathedrale einfach und anspruchslos. Die alte chaldäische Kirche aus dem Jahr 1843, die ich 1886 besuchte, ist jetzt eine Schule. Beide sind durch einen kleinen, mit Ziegeln gepflasterten Hof getrennt. Von außen fallen sie ebensowenig auf wie die übrigen Kirchen; sie liegen alle in dem am dichtesten bebauten Stadtteil, wo die Straßen so eng wie Korridore sind.

Nadjiba und Mina, 10jährige chaldäische Mädchen.

Die chaldäische Gemeinde zählt etwa 7000 Personen und zerfällt in zwei Parteien; die eine nennt sich nach Bagdad, die andere nach dem Dorf Tell-keif bei Mosul. Die Tell-keif-Partei hat der Bagdad-Partei Fehde angesagt und will sich der Herrschaft in der Gemeinde bemächtigen. Als der chaldäische Bischof auf seinem Recht bestand, verklagte sie den achtzigjährigen harmlosen Greis beim Patriarchen in Mosul, er wolle Bagdad der Machtsphäre des Patriarchen entziehen und ein unabhängiges Patriarchat gründen. Der Streit ging noch immer weiter, als wenn

man an dem Weltkrieg noch nicht genug hätte! Wie überall im Orient gewinnt man wenig Achtung vor dem Chriſtentum, das den Kindern dieſes Landes geboten wird. Der Biſchof wohnte in einem ganz unanſehnlichen Hauſe. Dort ſollten, wie man mir ſagte, engliſche Offiziere vom Majorsgrad an aufwärts eine Freiſtatt während der erſten Tage ihrer Gefangenſchaft finden. —

Der ſyriſche Erzbiſchof von Bagdad.

Der ſyriſche Erzbiſchof von Bagdad, Athanaſe Georges Dallal, iſt ein vornehmer, würdiger Prälat. Sein Ausſehen erinnert an die ſyriſchen Könige auf den alten Reliefs: gerade, kräftige Naſe und dichter, rabenſchwarzer Bart. Er trägt einen dunklen Mantel mit Sammetkragen, den eine kleine Kette am Halſe zuſammenhält. An dieſer hängt das Kreuz, das ſeine hohe Würde bezeichnet. Seine Kopfbedeckung gleicht einem umgekehrten Zylinderhut; die der griechiſchen Geiſtlichen iſt ebenſo, nur fehlt hier die obere Krempe. Er wohnt in einem ſauberen Hauſe

Heskije, 60jähriger Rabbiner in Bagdad.

ortsüblichen Stils, deſſen kleinen gepflaſterten Hof offene Galerien umgeben. Die Zimmer ſind groß, kühl und gut möbliert mit orientaliſchen Sofas und Teppichen, ſchönen Kronleuchtern und zahlreichen Porträts verſtorbener Erzbiſchöfe.

Hochwürden hatten die Güte, mir ſelbſt die Kirche der „Unbefleckten Empfängnis" zu zeigen. Sie iſt in halb arabiſchem Stil vor einundfünfzig Jahren erbaut und hat drei niedrige Wölbungen, die auf acht Säulen ruhen. Neben dem Hauptaltar im Chor ſteht zu beiden Seiten je ein kleinerer. Dazu kommen mehrere Gebetsniſchen. Der ſchönſte Beſitz iſt ein holzgeſchnitztes Tor, eine Gabe aus Indien aus dem Jahre 1863. Das ganze Gebäude hat ſehr unter Feuchtigkeit gelitten, beſonders durch eine ungewöhnlich ſtarke Überſchwemmung vor achtzehn Jahren, und man will es jetzt einer gründlichen Ausbeſſerung unterwerfen, eine Arbeit, die wohl auf 15000 Franken zu ſtehen kommt. Der Grund iſt aufgeweicht, die Säulen haben ſich nach auswärts geneigt, und die Seitengewölbe zeigen breite Riſſe. Die Innenſeiten der Mauern waren mit Alabaſterplatten belegt, die dem übrigen weniger haltbaren Baumaterial einigermaßen Schutz boten.

Mesko, 60jährige Chaldäerin aus Tell-keif.

Aber auch der Alabaſter verwittert, trotzdem er mit Ölfarbe geſtrichen iſt. Die alten Aſſyrier verſtanden die Kunſt des Bauens beſſer.

Auf dem Altar lag das alte Evangelium in arabiſcher Sprache, aber in ſyriſcher Schrift, damit die ismaelitiſchen Araber es nicht leſen können — ein höchſt merkwürdiger Grund. Als Verkehrsſprache iſt das Syriſche faſt verſchwunden; nur in einigen Dörfern bei Moſul ſoll es ſich noch erhalten haben.

Früher war der Erzbiſchof von Moſul auch Biſchof von Bagdad. Vor ſechzig Jahren aber wurde in Bagdad ein eigenes Erzbistum errichtet, das dem ſyriſchen Patriarchen in Antiochia, deſſen Reſidenz jedoch Beirut iſt, unterſteht. Dieſer gebietet alſo den Erzbiſchöfen von Aleppo, Moſul, Damaskus und Bagdad, ſowie denen von Homs und Hama, Diarbekr, Tripolis, Ägypten und Urfa. Die ſyriſche katholiſche Kirche Bagdads zählt 250 Familien mit höchſtens 2000, nach anderen Angaben 1250 Perſonen. In Amara beſteht eine kleine ſyriſche Gemeinde von 70 oder 75 Perſonen, und in Schar und Basra leben etwa 100 ſyriſche Familien. Die unierte ſyriſche Kirche zählt 60000 Anhänger, die nichtunierte 400000; von letzteren wohnt die eine Hälfte in der Türkei, die andere in Malabar in Indien. Vor fünfhundert und mehr Jahren hatte die ſyriſche Kirche mehrere Millionen Anhänger.

Die jetzt ausgewieſenen franzöſiſchen Karmeliterpatres in Bagdad haben eine Pfarrei mit Schule und Waiſenhaus. Zu ihrer Gemeinde gehören auch zwanzig Dominikanerſchweſtern, von denen vierzehn Franzöſinnen, die übrigen arabiſcher Abſtammung ſind. Auch in Amara, Basra und Mohammera haben die Karmeliter kleine Gemeinden und einige Schweſtern. Das Irrenhaus in Amara wurde von ihnen errichtet. Die verſchiedenen Orden haben den vorderen Orient unter ſich verteilt. Den Karmelitern iſt das ganze Gebiet zwiſchen Bagdad und dem Perſiſchen Golf zugewieſen, während die Franziskaner ganz Paläſtina ſowie Charput und Aleppo übernommen haben. In Moſul reſidieren die Dominikaner, in Urfa und Diarbekr die Kapuziner, in Damaskus die Lazariſten und in Beirut Jeſuiten.

Das prächtige Haus der Karmelitervăter mit ſeinem kühlen Bogengang um einen gepflaſterten, länglichen Hof herum haben die Türken in eine Schule umgewandelt. Als ich vor mehr als dreißig Jahren als

friſchgebackner Student dieſes Haus beſuchte, nahm mich ein alter, weißbärtiger Pater ſo freundlich auf, daß ich mich noch heute ſeiner luſtigen Verſuche erinnere, einige ſchwediſche Sätze zu radebrechen. Diesmal wohnte ich in der Karmeliterkirche einem Hochamt bei, das mein Freund von der Euphratfahrt, der katholiſche Prieſter, vor deutſchen Soldaten und Offizieren und ſyriſchen Frauen und Mädchen hielt. Die leichten, von der Stirn bis auf die Füße reichenden, meiſt hellroten oder hellblauen Schleier, die ſchwarzen Augen, dunkeln Flechten und roten Lippen der Töchter des Orients boten einen prächtigen künſtleriſchen Gegenſatz zu den braungebrannten feldgrauen deutſchen Kriegern, die das in Kreuzform gebaute, von Orgeltönen durchbrauſte Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllten.

Habuba, Chaldäerin aus Tell-kef.

Das Kloſter der Dominikanerſchweſtern iſt ein ungewöhnlich gediegen gebauter Komplex von Höfen, Säulengängen, Altanen, Terraſſen und Veranden. Mitten auf einem der Höfe wächſt eine herrliche Dattelpalme, umgeben von Maulbeerbäumen und anderen Gewächſen. Das Kloſter wurde 1880 gegründet, während die Miſſion der Karmeliterväter in Bagdad ſchon ein paar hundert Jahre alt iſt. Von den zwanzig Schweſtern waren vier bereits vor dem Krieg „Soeurs de charité" im bürgerlichen Krankenhaus, elf taten Dienſt in Militärlazaretten, und fünf nahmen

ſich der Erziehungsanſtalten des Kloſters an, der „Ecole arabe", der „Ecole professionelle" und des Waiſenhauſes. Hier werden nur Mädchen unterrichtet; in der Gewerbeſchule lernen ſie nähen, klöppeln, ſticken und weben. Einige der wenigen deutſchen Damen in Bagdad laſſen ihre Kleider bei ihnen machen; es war rührend, ſie bei der Arbeit zu ſehen. Vor dem Krieg lernten nicht weniger als fünfunddreißig junge arabiſche Damen in der Schule der Schweſtern Klavierſpielen. Vater- und mutterloſe Mädchen, alle arm wie Kirchenmäuſe, wohnen im Kloſter, wo ſie alles bekommen, was ſie bedürfen. Zur Zeit waren es einundfünfzig.

Phot.: Schötvinck.

Der Herzog, Rittmeiſter Schötvinck und der Verfaſſer im Geſpräch mit franzöſiſchen Dominikanerinnen.

und die Einkünfte waren auf eine unbedeutende Summe herabgeſunken. Einigen Verdienſt brachte nur etwas Näharbeit für europäiſche Damen. Aber unter der Hut der Erzieherinnen wachſen und gedeihen ſie, und die Schweſtern tun, was ſie können, um ſie an rechtſchaffene chriſtliche Jünglinge zu verheiraten, die Gelegenheit gehabt haben, die Mädchen kennen zu lernen. Auch Verlobung und Hochzeit werden im Kloſter gefeiert. Zuweilen aber kehrt auch das junge Paar nach einiger Zeit zurück, um Hilfe zu erbitten.

Zu den Sehenswürdigkeiten Bagdads gehört auch die kleine Stadt Kaſimen auf dem rechten Tigrisufer mit einer von den Schiiten ſorgſam

Die goldenen Kuppeln und Minarette von Kaſimen.

Haupteingang zur Grabmoschee in Kasimen.

gepflegten Grabmoſchee für Imam Muſa-el-Kaſim (geſtorben 801 n. Chr.) und ſeinen Enkel. Der perſiſche Pilgerverkehr dorthin iſt ſo zahlreich, daß Midhat Paſcha auf der zwiſchen üppigen Palmenhainen hinführenden Landſtraße eine Pferdebahn anlegen ließ, deren zweiſtöckige, ſehr abgenutzte Wagen gepfropft voll waren. Auch Kaſimen hat ſeine Baſare, Karawanſereien und Kaſernen. Die Grabmoſchee ſelbſt konnte ich aber nur von einem Dache aus ſehen und durch das Eingangstor einen flüchtigen Blick in den Tempelhof werfen, deſſen Innenfaſſade mit moderner Fayence farbenprächtig ausgelegt war. Auf dem Rückweg beſuchte ich Sitte Sobeïd, ein Mauſoleum, das Harun-er-Raſchid ſeiner Lieblingsgemahlin Sobeïd errichtete. Das urſprüngliche Grabmal wurde im Jahre 1051 zerſtört, und der jetzige Bau mit ſeinem pyramidenförmigen Turm zeigt zwar den Stil des 11. Jahrhunderts, iſt aber kaum hundert Jahre alt. Zahlreiche neue Gräber mit einfachen Steinplatten umgeben ihn, und in ſeiner Nähe ſteht unter Palmen die kleine ſchöne Grabmoſchee Scheik Ma'ruf-el-Kaſchi.

Grabmoſchee der Sobeïd.

Die Angaben über die Bevölkerungszahl Bagdads ſchwanken zwiſchen 120 und 300000. Europäer, die lange in Bagdad gewohnt, und fremde Beſucher, die es nach allen Richtungen durchwandert und von hochgelegenen Ausſichtspunkten aus ſein Häuſermeer betrachtet haben, ſind der Überzeugung, daß die Zahl 120000 der Wirklichkeit am nächſten kommt. Einen brauchbaren Anhaltspunkt für die Berechnung ergibt der Verkehr in den Baſaren der verſchiedenen Städte; die von Damaskus z. B., das etwa 300000 Einwohner hat, ſind viel weitläufiger und beſuchter. Der ſyriſche Erzbiſchof von Bagdad berechnet die Zahl der Bewohner auf 230000: 150000 Mohammedaner in zweiunddreißig verſchiedenen Sekten

mit etwa hundert Moscheen, von denen nur ein Drittel Kuppel und Minarett hat, 60—80000 Juden, die fünfzig Synagogen haben und neun Zehntel des Handels beherrschen (nach europäischen Angaben höchstens 45000), 7000 Chaldäer, 2000 Syrier, je 4—500 armenisch-katholische und armenisch-orthodoxe, etliche römische Katholiken, und dazu die wenigen Kurden, die nur von Zeit zu Zeit die Stadt besuchen. Im Jahre 1900 berechnete Max von Oppenheim die Einwohnerzahl auf 200000, davon 150000 Mohammedaner (einschließlich 90000 Schiiten), 10000 Christen und 40000 Juden.

Als ich Bagdad vor dreißig Jahren besuchte, wohnten nur wenige Europäer dort. Vor Ausbruch des Weltkrieges zählte man deren mehrere Hundert. Neue Kaufhäuser und Banken waren seitdem entstanden, besonders hatte die Bagdadbahn viele Deutsche herbeigezogen, und während meines jetzigen Aufenthaltes hatten die Aufgaben des Krieges zahlreiche Europäer, darunter viele Deutsche, Träger berühmter Namen, und mehrere meiner Landsleute in deutschen Diensten nach Bagdad geführt. Einige, die zu meinem nächsten Freundeskreis gehörten, nannte ich bereits. Bei Dr. Herle sah ich den hervorragenden Arzt Professor Reich, der auf der Rückreise von Persien am Flecktyphus erkrankt war; er schien dem Tode nahe, überwand jedoch die Krisis und konnte Anfang Juni nach Deutschland heimkehren. Die archäologische Forschung war glänzend vertreten durch die Professoren Andrae und Jordan, die Leiter der Ausgrabungen in Assur, und durch Professor Sarre, der gemeinsam mit Dr. Herzfeld das Geheimnis von Samarra bloßlegte. Beiden Ruinenstädten sind spätere Kapitel meines Buches gewidmet. Die Archäologen Dr. Lührs und Bachmann waren dienstlich an der Irakfront beschäftigt.

Wie Deutschland in allen großen Städten Vorderasiens überaus tüchtige Konsuln besitzt, so auch in Bagdad, wo Dr. Hesses vielseitige Kenntnisse auch für die Kriegführung von größtem Nutzen waren. Früher war der englische Generalkonsul der mächtigste Ausländer hier; er unterstand dem Gesandten in Konstantinopel, war aber auch als politischer Agent und Resident der indischen Regierung tätig. Eine Eskorte von Sepoys und ein eigenes Schiff bezeichneten nachdrücklich seine Machtstellung. Jetzt waren die englischen, französischen und russischen Konsuln verschwunden, nur die von Österreich, Amerika und Persien noch auf dem

Poſten. Dem perſiſchen Konſul machten die Pilger ſeiner Heimat viel zu ſchaffen, die lebenden und noch mehr die toten, die in Decken gehüllt auf Mauleſeln nach Kerbela überführt werden mußten.

Im Stabe des Herzogs traf ich Rittmeiſter Tſchirner wieder, dem ich an der Oſtfront bei Suwalki begegnet war. Stabschef war Major von Köppen. In einem Krankenhauſe lag in bedenklichem Zuſtande der deutſche Schriftſteller Armin T. Wegner, bekannt durch ſeine Bücher „Zwiſchen zwei Städten", „Gedichte in Proſa" und andere. Der deutſche Arzt Dr. Schacht führte Schölvinck und mich an ſein Schmerzenslager, wo wir eine unvergeßliche Stunde verbrachten.

Kaſimen.

Mit einer gewaltigen Karawane von Mauleſeln und perſiſchen Dienern kam von Teheran der dortige deutſche Geſandte Dr. Baſſel und mietete für ſich und ſein Gefolge ein Stück vor der Stadt ein Haus. Hier wohnte auch Wilamowitz als deutſcher Militärattaché in Perſien. Als ich meinen Reiſekameraden das letzte Mal ſah, hatte er hohes Fieber, war aber nicht dazu zu bewegen, das Bett aufzuſuchen. Er war gerade Major geworden, und nach Dr. Baſſels Abreiſe war er deutſcher Chargé d'affaires. Er hoffte, den ſiegreichen türkiſchen Truppen nach Perſien folgen und endlich der erſtickenden Hitze entfliehen zu können. Seine Krankheit aber verſchlimmerte ſich plötzlich, und er ſtarb Mitte Juli, eine trauernde Witwe,

geborene Freifrau von Fock, und eine kleine Tochter hinterlaſſend, die jetzt in Stockholm wohnen.

An Direktor Wurſt hatte die Deutſche Bank in Bagdad einen vortrefflichen Vertreter, deſſen Arbeitslaſt ſich ungeheuer vermehren wird, wenn die Bagdadbahn einmal fertig iſt. Herr Brown, Chef eines großen deutſchen Handelshauſes, hatte acht Jahre lang an der Piratenküſte des Perſiſchen Golfs unter wenig bekannten Araberſtämmen gelebt; durch Handelsverbindungen, die er mit ihnen und den Beduinen in Meſopotamien anknüpfte, beſaß er einen großen Einfluß auf dieſe Völker. Er erzählte

Straße in Bagdad.

mir von dem mächtigen Araberhauptmann Ibn Reſchid ſüdlich von Hille, der mit einer Streitmacht von 30000 Mann der türkiſchen Sache treu ergeben iſt, und von andern Stämmen weiter unten am Golf, die auf ihren Kriegszügen die vornehmſten Frauen in ſchimmernder Pracht auf Dromedaren voranreiten laſſen, um den Mut der Kämpfer anzufeuern. Bei Brown wohnte der junge Diplomat Herr Dickhoff von der Deutſchen Geſandtſchaft in Teheran. Herzog Adolf Friedrich mit Gefolge, Graf Wilamowitz und ich waren oft in Browns Haus zu Gaſte, beſonders an Mondſcheinabenden, wenn man ohne Lampe auf der Dachterraſſe ſitzen und den Anblick des ſilberblanken Stroms und der ſeltſam beleuchteten Palmen genießen konnte.

Kaiplatz in Bagdad.

Elftes Kapitel.

Sommertage in „Dar-es-Salaam“.

Bagdads Sehenswürdigkeiten, d. h. das, was 1258 von den Horden Hulagus und hundertfünfzig Jahre ſpäter von Tamerlan verſchont wurde, laſſen ſich an einem Tage beſichtigen. Und doch — wie gern verweilt man ein paar Wochen hier, um den unverfälſchten Orient und das farbenſatte Straßenleben zu genießen. Die Stadt hat eigentlich nur eine Straße, die dieſen Namen verdient. Hier kann man ſogar Droſchke fahren, wenn man nicht gerade in einem unentwirrbaren Knäuel von Karawanentieren, Reitern und Wagen ſtecken bleibt. Sie ſetzt die Straße Halil Paſchas nach Nordweſten fort und läuft parallel dem Tigris durch die ganze Stadt, durch die vornehmſte Pulsader des Baſars und weiter am Kopf der Pontonbrücke vorüber auf dem linken Ufer nach der Zitadelle Kala, einem mauerumſchloſſenen Block von Zivil- und Militärgebäuden, Serail, Konak und Kaſerne.

Auf dieſer Straße wogt ein bunter Karneval der Raſſen — Semiten, Mongolen, Arier, ſelbſt Neger —, der verſchiedenſten Religionen, Geſchlechter und Stände. An den Ecken ſitzen die Armen, die übrigens während

des Krieges weit minder zahlreich waren, als man erwarten sollte. Auf weißen Mauleseln oder kostbaren arabischen Stuten reiten die Standesherren. Mit unbewußter Majestät, die geborenen Aristokraten Vorderasiens, tragen die echten Araber, die Wüstenbeduinen, ihre weißen, flatternden Kopftücher unter den Stirnreifen und ihre weiten, bis zu den Füßen reichenden Mäntel. Juden überall, in orientalischen Trachten und leicht erkennbar an ihren ausgeprägten Zügen. Dunkelblau gekleidete Araberinnen verstecken die Glut ihrer Augen hinter undurchdringlichen Schleiern. Die türkischen Damen gehen gewöhnlich schwarz

In der Hauptstraße von Bagdad.

gekleidet, oft in Seide, und lassen ebenfalls keinen Schimmer ihrer Gesichtszüge sehen. Die Christinnen Bagdads: Syrierinnen, Chaldäerinnen, Armenierinnen, tragen helle, leichte Gewänder, die wie zusammengefallene Ballonhüllen ihre Formen verbergen, ihre schmucken Gesichter aber den Augen der Männer freigeben. Auch die Trachten der Jüdinnen gleichen denen der Mohammedanerinnen, nur der Schleier verrät sofort die Rasse, ein kleines schwarzes, goldgerändertes Sonnendach, das von der Stirne wagerecht vorspringt oder schwach abfällt und das Gesicht nicht verbirgt, sondern nur beschattet.

Überall malerische Bilder und Gruppen! Sieh nur dort die arabische Mutter, die ihr kleines Kind auf der rechten Schulter trägt und ihren

Die Hauptstraße Bagdads.

Buben an der linken Hand führt; oder hier die in dunkelblaue Schleier gehüllten Mädchen, die zum Strand hinab eilen, um in schönen Lehmkrügen oder Kupferkannen Wasser zu holen. Auch im Innern der Stadt trifft man sie, wenn man an den kleinen Wasserbehältern unter den schützenden Ziegelwölbungen stehen bleibt; hier lassen sie sich abends nieder, treffen ihre Nachbarinnen, plaudern und tragen die wildesten Basargerüchte weiter.

Von der Hauptstraße führen mehrere kleine Quergassen oder schmale Gänge zwischen den Häusern zum Tigrisufer hinab, wo Boote und Gufas ihre Landungsplätze haben. Dorthin wandern barfuß auch die Sakkas, die Wasserträger; in schwarzen, weichen, tropfenden Ziegenfellsäcken tragen sie Wasser in die Haushaltungen und zu den durstigen Wanderern in den Basaren, oder sie sprengen damit die trockenen Straßen. Der Sack hängt auf der rechten Seite, mit der rechten Hand halten sie ihn zu, während die linke eine kleine, bis zum Rand gefüllte Holzschale darreicht. Besondere Geschicklichkeit gehört dazu, den leeren Sack zu füllen; ein an doppeltem Riemen befestigter Ledereimer wird in den Fluß hinabgelassen, ohne daß der Mann sich bückt, dann mit einer eleganten Bewegung herausgehoben und in die offene Mündung des Sacks hinein entleert.

Sakka (Wasserträger).

An einzelnen Stellen lassen Häuser oder Gärten einen schmalen Uferstreifen frei. Hierhin kommen die Wasserträger, die ihre großen Säcke aus Ochsenhaut paarweise von Eseln tragen lassen können. Hier füllen die Frauen ihre Krüge, waschen Kleider oder Kinder; die Schleier

Frauen mit Wasserkrügen.

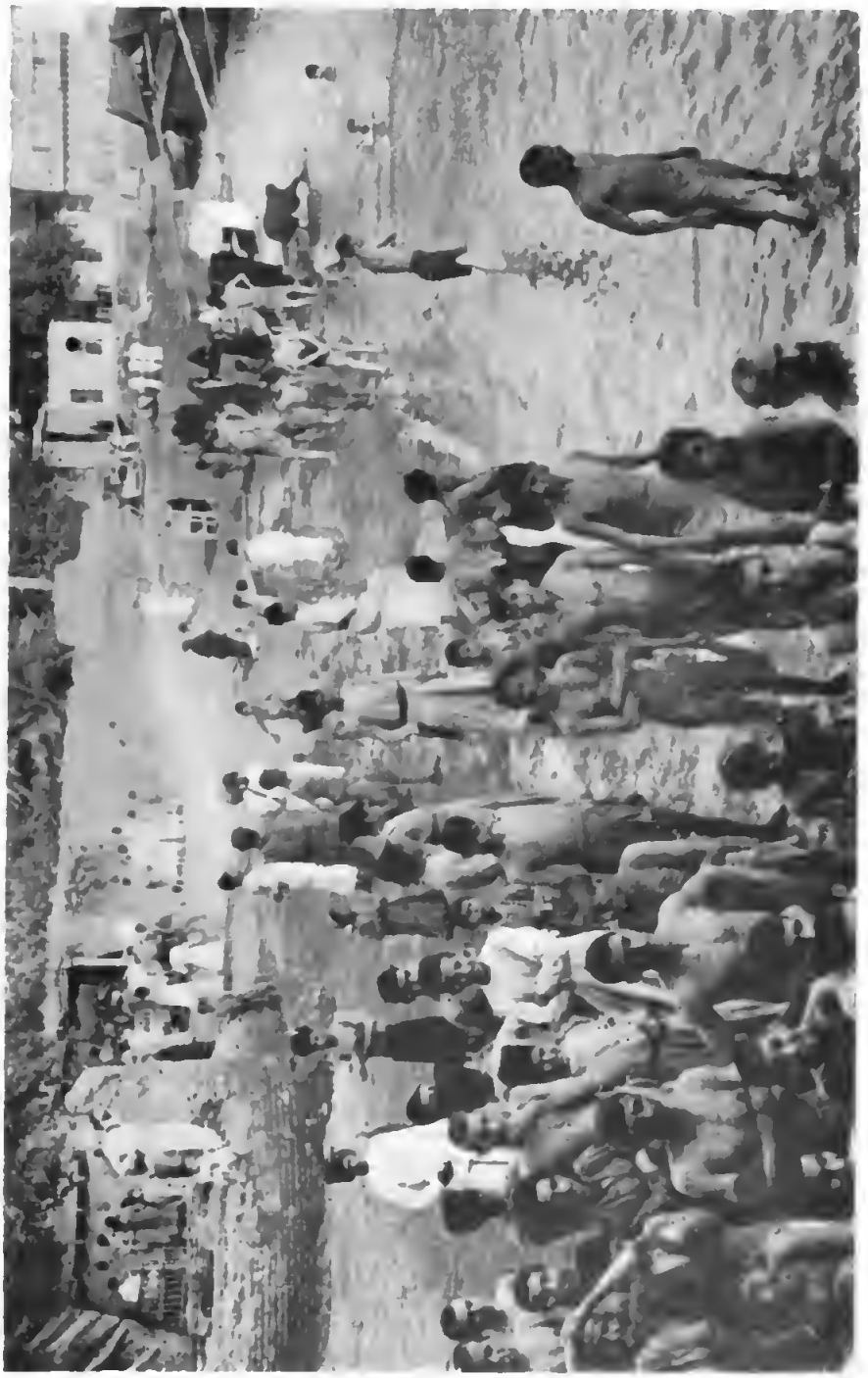
Phot.: Schlwind.

ſind zurückgeſchlagen, die weiten rockähnlichen Hoſen bis übers Knie heraufgezogen, und barfuß gehts ein Stück in das ſeichte Waſſer hinein. Dann laſſen ſie ſich in Gruppen am Strande nieder, um zu ſchwatzen, und kehren ſchließlich in ihre Häuſer zurück, anmutig ihre Krüge bald auf den Schultern, bald auf dem Kopf balancierend.

Mariem, 15jähriges chaldäiſches Mädchen aus Alkoſch.

Knaben, Jünglinge und erwachſene Männer benutzen denſelben Platz zum Baden. Schwimmen können ſie alle, ſie ſind ja an dem gewaltigen Strom geboren, von ihm abhängig, mit ihm vertraut. Geſchmeidig wie Katzen klettern ſie am Kai hinauf, ſpringen wieder ins Waſſer, ſchwimmen umher, tauchen und ringen mit der Strömung, ſchreien und lachen. Es iſt ein Summen wie im Bienenkorb, ein Spritzen und Plantſchen, als zöge eine Schar Delphine vorüber. Ohne Gefahr iſt ſolch ein Bad nicht; aus dem Perſiſchen Golf gehen ab und zu Haifiſche tigrisaufwärts bis nach Bagdad, ja ſogar bis Samarra.

Doch zurück in das Gewimmel der Straßen, unter die vornehmen Kaufleute und die Hauſierer, die Süßigkeiten, Brot oder Früchte feilbieten, die Beamten in halbeuropäiſcher ſchwarzer Kleidung mit rotem



Badestrand in Bagdad.

Phot.: Schilbind.

Fes, die Syrier, die oft eine europäiſche Jacke über weißen orientaliſchen Hemden tragen, die feierlichen Prieſter in weißen Turbanen und weiten Mänteln, die Pilger, die Beduinen und die anatoliſchen Soldaten, die auf dem Wege zur Front ſind, zum Irak unterhalb Kut-el-Amara oder nach Perſien. Während meines Aufenthaltes in Bagdad zogen eines Tages die Truppen ein, die ich einen Monat vorher bei ihrem Aufbruch am Tſchirdſchib geſehen hatte. Einen langen Weg durch trockene Wüſtengegenden hatten ſie hinter ſich, trotzdem waren ſie in beſter Verfaſſung, glänzten von Schweiß und Sonnenbrand und ſangen munter zu ihrer Muſik. Ihr ſchweres Gepäck, beſtehend aus Gewehr und Ranzen, Spaten, Zeltbahn und anderem mehr, ſchien ſie nicht zu drücken. Sie ſahen munter aus, und ihre Schritte hallten taktfeſt wider. Sie marſchierten in einer Staubwolke, aber über ihren weichen Schirmmützen wiegten die Palmen ihre Blattkronen.

Häuſer mit Erkern.

Die vornehmen Privathäuſer Bagdads ſind alle nach demſelben Muſter gebaut, mögen ſie nun Arabern oder Chriſten gehören. Ich beſuchte einige von ihnen. Äußerlich ſind ſie ſehr unanſehnlich. Man bemerkt ſie kaum von der engen Gaſſe her, die von grauen, nichtsſagenden Mauern eingefaßt iſt. Das Haupttor iſt klein, aber meiſt von geſchmackvoll behauenen Steinen umrahmt. Durch einen engen, tunnelähnlich gewölbten Gang gelangt man in einen viereckigen, ſtets mit Ziegeln gepflaſterten Hof, wohin kein Blick von der Außenwelt dringt. Hier wachſen Apfelſinen- und

Eine enge Gasse, die von der Hauptstraße zum Tigris führt.
Links ein Besem und eine Gussa.

Die Basar-Ecke Ras-el-Karijeh.

Digitized by Google

Aprikosenbäume, oft findet man auch ein mit Steinen eingefaßtes Wasserbecken. Vom Hof führt eine steinerne Außentreppe zur Veranda oder Galerie hinauf, die um das ganze Haus läuft. Gäste werden im Eivan oder Ivan empfangen, einer Art Nische auf gleicher Fläche mit dem Hof. Hier herrscht immer Schatten, und man wird auf weichen, roten Sofas und Diwans mit Zigaretten, Kaffee und Eislimonade bewirtet. Im ersten Stockwerk hat die arabische Familie ihr Staatszimmer mit bunter Mosaikdecke, Spiegelglasveranda und teppichbelegtem Boden — persischer Stil und indische Möbel. Im Sommer schlafen auch die Eingeborenen auf dem Dach mit oder ohne Mückennetz. Zu einem vollständigen Haus gehören ein oder mehrere Särdab, die unterirdischen Gelasse, die während der warmen Tageszeit als Wohnräume oder auch als Vorratskeller dienen. An der Decke hängen allerhand Dinge, die den Ratten eine leckere Schnabelweide bieten würden, und an Ratten ist in Bagdad kein Mangel.

In der Hauptstraße des Basars hatte der Syrier Antony Samhiry im Erdgeschoß eines kleinen, einfachen Hauses seinen Geschäftsraum. Hier münden auch ein paar andere Gassen. Der lebhafte Knotenpunkt heißt Ras-el-Karijeh. Bei Samhiry saß ich lange Stunden und sah das bunte Leben vorüberziehen, bald langsam träumend im Takt des Spaziergängers, bald eilig und stoßend, wenn es Geschäften nachging. Eselkarawanen tragen in Weidenkörben oder auf Saumsätteln Gemüse und alle möglichen Waren, die für die tausend kleinen, offenen Kaufläden bestimmt sind. Soldaten und türkische Offiziere in feldgrauer Uniform gehen vorüber, Priester der verschiedenen christlichen Kirchen in langen schwarzen Talaren und sonderbar hohen Kopfbedeckungen, Arbeiter und Träger, ebenholzschwarze Neger, persische Pilger auf dem Weg nach den heiligen Stätten Kerbela, Nedschef oder Kasimen. Manchmal eilt eine Krankenschwester vorbei in ihrer großen, weißen Kappe mit dem Zeichen des Roten Kreuzes. Laute Rufe ertönen: ein Kutscher verlangt für seine Droschke oder seinen Kerbelawagen freien Weg; er bringt Reisende, die in einer der Karawanserein des Basars Unterkunft suchen. Zuweilen werden auch verwundete oder kranke Soldaten auf Bahren nach einem der vielen Lazarette getragen; ja, es vergeht kein Tag, an dem man nicht einem Toten auf dem Weg zum Begräbnisplatz begegnet. Als Leichenwagen dienen oft die wenigen

Droſchken der Stadt, und der fremde Ankömmling wird deshalb vor ihrer Benutzung gewarnt.

Wohin will die maleriſche Reiterſchar, die da in langſamem Trab durch den Baſar die Brücke heraufkommt? Jedenfalls nach dem ſchiitiſchen Heiligtum Kaſimen auf dem rechten Tigrisufer, denn es ſind Perſer. Voran reitet auf einem großen, weißen Mauleſel ein vornehmer Alter. Sattel- und Zaumzeug iſt mit Silberplatten belegt, die Decke von rotem Sammet. Ihn begleiten ein junger Mann, wahrſcheinlich ſein Sohn, und zahlreiche Diener mit der charakteriſtiſchen Locke am Ohr und der

Hof einer Karawanſerei in Bagdad.

großen, runden Filzmütze auf dem Kopf. Zuletzt kommen Mauleſel und Pferde mit dem Gepäck; die Tſcharwadare thronen hoch auf den Bergen von Kiſten und Säcken, Ledertaſchen und Matten. Die Zahl der perſiſchen Kaufleute in den Baſaren iſt auffallend groß. Ein lebhafter Handel mit ihrer Heimat geht über Bagdad; die engliſche Einfuhr aus Indien iſt am größten. Wolle, Getreide und Datteln ſind die wichtigſten Ausfuhrartikel.

Der auf dem linken Ufer gelegene Stadtteil, in dem auch die Ortsbehörden ihren Sitz haben, iſt dreimal ſo groß wie der auf dem rechten Ufer. Vorausſichtlich wird, wie ſchon erwähnt, die Bagdadbahn dereinſt den Schwerpunkt auf das Weſtufer zurückverlegen, wo ſich ehemals die

Prachtgebäude der Kalifen erhoben. Dann wird ſich der unternehmungsluſtige deutſche Handel Meſopotamien und weite Gebiete Arabiens dienſtbar machen. Daß Bagdad zurzeit in engliſchen Händen iſt, ſpielt dabei keine Rolle. Das eiſerne Band der neuen Bahn wird auch das türkiſche Reich feſt zuſammenſchweißen. Im Weltreich der Kalifen ging die bedeutendſte Handelsſtraße nach Indien und China über Bagdad und den Perſiſchen Golf; ſie verfiel mit dem Untergang des Kalifats, wird aber von der Bagdadbahn wieder aufgenommen werden. Auch die Baſare, die jetzt während des Krieges ein kümmerliches Leben friſten, werden dann aufblühen wie nie zuvor.

Inneres des Han el-Ortme.

An den größten Baſarſtraßen liegen die Hans oder Karawanſereien; durch kleine Tore und dunkle Gänge gelangt man auf ihre Höfe. Hier ſtehen die Pferde und Mauleſel der Fuhrleute an Lehmſtänder angebunden; eine offene Galerie führt in die Gaſtzimmer. Die vornehmſte Karawanſerei heißt Han el-Ortme; ſie ſtammt wahrſcheinlich noch aus der Zeit der Kalifen und iſt eine gewaltige Halle mit gewölbtem Dach; die Pilaſter und Ziegelmauern ſind aus dauerhafterem Material, als man heute herzuſtellen vermag. Im Innern geht eine freiſtehende Holztreppe zu einer offenen Galerie hinauf; hier ſind in dunklen Kammern die Kontore der Kaufleute. Eine Treppe höher kommt man auf das Dach, von deſſen kleinen, flachen Erhebungen ſich eine herrliche Ausſicht auf die Stadt darbietet: gerade unter uns die Baſare oder vielmehr ihre Dächer aus Stangen und Pfählen, Strohmatten oder Platten, und

ringsum das völlig flache, graue Gewirr der Häuſer. Nur hier und da reckt eine Moſchee ihre ſchöne Kuppel und ihre ſchlanken Minarette empor. Dort liegt der Haïdar-khane mit ſeiner ſchimmernden, grünen Kuppel, die geſchmackvolle „Korallenmoſchee“ Dſchami Merdſchan und Suk-el-Gaſl, das mächtige, alte Minarett, der einzige Reſt einer Moſchee, die Anfang des 13. Jahrhunderts vom Kalifen Muſtanſir errichtet wurde. Vor dreißig Jahren ſchon habe ich ſie abgezeichnet; jetzt machte ich von ihr ein paar photographiſche Aufnahmen.

Ausſicht vom Dach des Han el-Ortme.

Vom Dach des Han-el-Ortme aus geſehen iſt Bagdad eine ſchöne Stadt. Die grünen Palmengürtel und -gruppen innerhalb der Lehmmauern, die grün und blau ſchimmernden Kuppeln und die blinkenden Windungen des Stromes heben ſich ſcharf von der grauen Fläche ab. Nur ein ſchwaches Echo des lärmvollen Lebens unten in den Gaſſen dringt herauf, und völlig ſicher iſt man hier vor den Düften, die den Aufenthalt in den überdachten Baſaren nicht eben verſchönern.

Im Stadtteil der Tänzerinnen ſind die Gaſſen ſo eng, daß man mit ausgeſtreckten Armen beide Häuſerzeilen berühren kann. Hier herrſchen Lärm und Trunkenheit, leichtfertige Burſchen und wilde Geſellen ſtreifen hier umher, aber das Auge des Geſetzes in Geſtalt der Gendarmen wacht. In den Türen locken bunt und leicht gekleidete Mädchen mit Hals- und Armbändern und Ohrringen aus blinkendem Metall.

Auch Bagdad beſitzt ein Ghetto und zwar ein recht geräumiges; denn die Juden ſind hier ſehr zahlreich. In den größeren Straßen

haben die Häuſer zwei, manchmal drei Stockwerke. Das Charakteriſtiſchſte daran ſind die auf Balken ruhenden vorſpringenden Erker, hinter deren

Kurdiſche Tänzerin in Bagdad.

eiſenvergitterten Fenſtern die Töchter Iſraels, oft ſchön wie die Nacht, mit halboffenen, ſchweren Augenlidern und müden Blicken das Leben

auf der Straße beobachten. Die Läden und Baſarſtände ſchützt man gegen Sonne und Regen durch kleine viereckige Holzdächer, die durch ſchräggeſtellte Stangen gehalten werden. Dieſe Läden ſind elende Löcher, und hinter dem Krämer, der mit gekreuzten Beinen unter ſeinen Waren auf dem Ladentiſch ſitzt, gähnt ein abſchreckendes Dunkel. Noch anſpruchsloſere Handelsleute, die keinen feſten Stand haben, laſſen ſich einfach an den Häuſermauern nieder und bieten aus großen Körben Aprikoſen, Pfirſiche, Gurken, Brot und Süßigkeiten feil. Auch Frauen beteiligen ſich am Handel; ſie kauern in faltenreiche Schleier gehüllt am Boden, der kleine ſchwarze, goldgeränderte Gitterlappen iſt heraufgezogen und gibt ihre Geſichtszüge frei.

Treppe und Galerie des Han el-Ortme.

„Airan bos, Airan bos!“ klingt es ab und zu von der nächſten Straßenecke her in gellendem Ton. „Airan“ heißt auf Türkiſch die gegorene, mit Waſſer vermiſchte Milch; „bos“ bedeutet Eis. Auf einem Holzgeſtell ſteht ein großes Gefäß mit dem erquickenden Trank, in dem klare Eisſtückchen ſchwimmen. Für den Bruchteil eines Piaſters bekommt man einen Becher voll.

Das Gedränge in den Straßen des Ghettos iſt unheimlich, und man darf nicht empfindlich ſein, wenn ein mit einem querliegenden Holzkohlenſack beladener Eſel dahergetrippelt kommt, oder zerlumpte Kinder in bloßem ſchmutzigen Hemd ſich mit den Ellenbogen den Weg bahnen. Jeder, der nach Bagdad kommt, beſucht wenigſtens die Hauptſtraße des Ghettos, Chaldäer und Syrier, Araber und Armenier, Perſer und

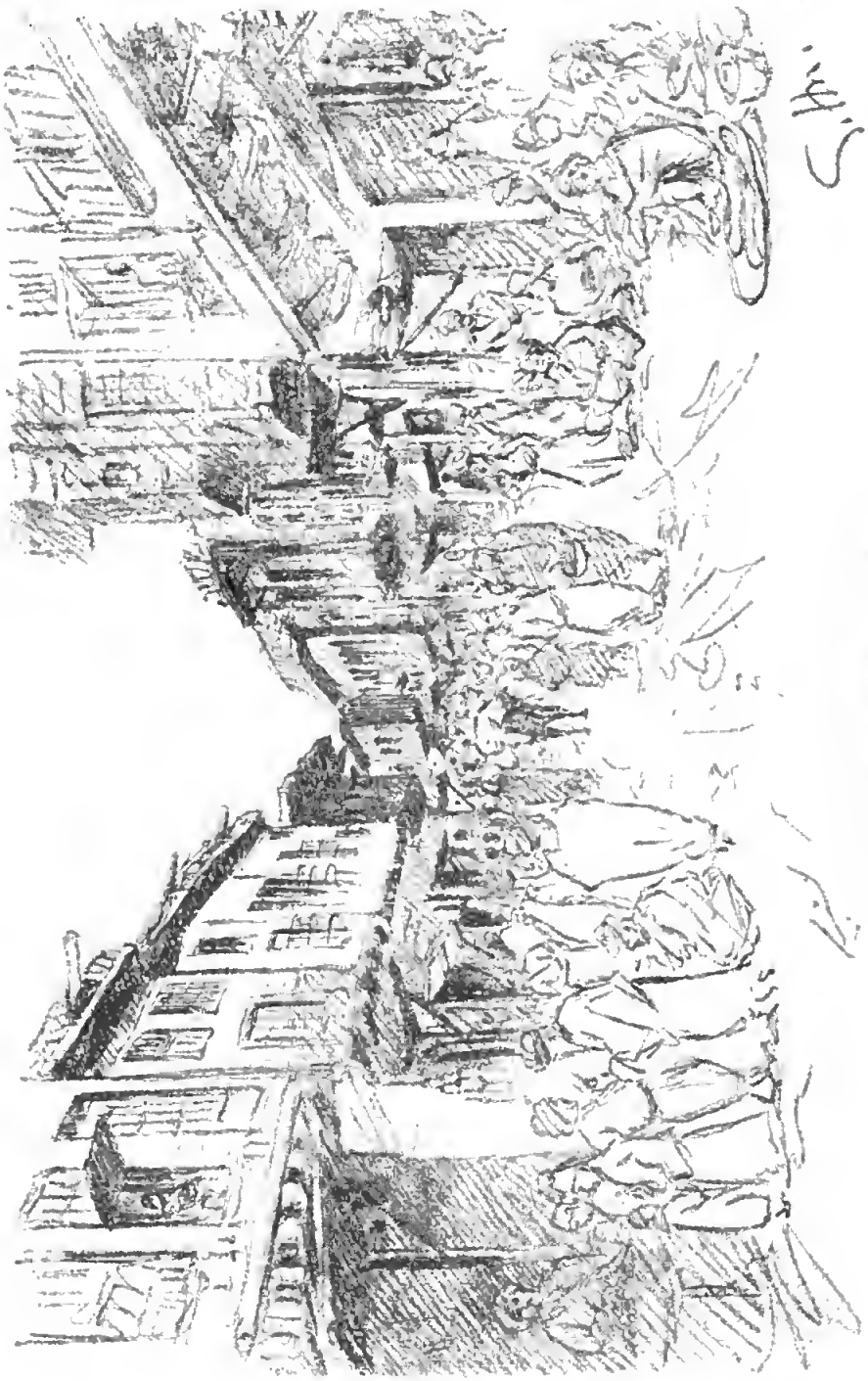
Türken, Sudaneſen, Neger aus Sanſibar und dem Herzen von Afrika, und ſogar engliſche Soldaten und Offiziere, die ihre überflüſſigen Effekten verkaufen, nachdem ſie erfahren haben, wie knapp die Transportmittel auf dem bevorſtehenden Weg nach Konia und Angora ſind.

Aber die Juden herrſchen bei weitem vor. Es riecht geradezu nach Judentum, und es riecht ſchlecht, obgleich es hier luftiger iſt, als in den Baſaren der Mohammedaner, wo die üblen Dünſte durch die Dächer feſtgehalten werden und das Tageslicht nur durch Löcher hereindringt.

Gaſſe im Judenviertel.

Die Hauptſtraße des Ghettos iſt nicht überdacht, ſondern unter freiem Himmel, nur Erker und die kleinen Schutzdächer dämpfen das Licht. Der Schmutz iſt furchtbar, und wenn die Sakkas mit ihren Lederſäcken ſprengen, watet man durch Schlamm. Aller Abfall aus den Häuſern fliegt einfach auf den Fußſteig, und die Verwandten der Schakale, die gelben Hunde, wühlen darin herum.

Mit meinem ſyriſchen Führer beſuchte ich ein einfaches jüdiſches Haus in einer Nebenſtraße. Der kleine viereckige Hof, tagsüber der Aufenthaltsort der Hausbewohner, war, wie gewöhnlich, mit quadratiſchen Ziegelplatten gepflaſtert, wie man ſie etwa in Babylon findet. An der



Die Hauptſtraße im Ghetto von Bagdad.

Mauer war ein Brunnen, aus dem man das Waſſer mit Hilfe eines Ledereimers heraufholte. Links vom Eingang führten wenige Treppenſtufen in ein mit zerfetzten Matten und etlichen Schemeln möbliertes Loch, deſſen Gitterfenſter auf eine kleine offene Halle, den Eivan, hinausgingen. Im übrigen hatte das Haus nur eine Wohnung, deren dunkle Kammern mehrere Familien beherbergten. Die Juden ſind arm und

Jüdiſche Zigarettenwicklerin in Bagdad.

drängen ſich ſtets auf möglichſt engen Raum zuſammen. Nur Frauen und Kinder waren daheim. Die Frauen tragen nichts weiter als ein Zwiſchending zwiſchen Kleid und Nachthemd. Die Kinder waren niemals mit Waſſer, Seife oder Kamm in Berührung gekommen, und ihre Geſichter und Arme zeigten die Rieſennarben der widerwärtigen Bagdadgeſchwüre; dieſe rühren von einer giftigen Fliege her, deren Stich eine jahrelang offene Wunde hervorruft und eine entſtellende, unvertilgbare Narbe zurückläßt. Auch ein paar alte Weiber ſaßen da, grauenhaft anzuſehen. Ihre

Finger wühlten in dem wirren Haar auf der Jagd nach Ungeziefer, das ihnen keine Ruhe ließ.

Auch dieſes einfache Haus hatte einen „Särdab", einen unterirdiſchen Raum, wohin man flüchtet, wenn die große Hitze kommt, ein widerliches, ſchmutziges Loch, eine Heimſtätte für Skorpione und Tauſendfüßler. Dort ſtand ein Lehmkrug mit kühlem Waſſer, und voll Gaſtfreundſchaft bot man mir einen Trunk. Aber ich lehnte dankend ab und eilte ans Licht und auf die Straße hinaus, wo die Luft doch noch etwas beſſer war, als in dieſen furchtbaren Wohnlöchern der armen Juden.

Waſſerholeplatz.

Die architektoniſch ſo anziehende Ghettoſtraße mit ihrem bunten Verkehr wollte ich nicht verlaſſen, ohne ſie, wenn auch nur flüchtig, ſkizziert zu haben. Das war jedoch nicht ſo leicht zu machen. Die Häuſer ſtanden zwar ſtill, aber alles andere war in ſteter Bewegung und konnte nur haſtig in Umriſſen angedeutet werden. Am unbequemſten war das Gewühl, das ich ſelbſt verurſachte. Alles blieb ſtehen und drängte ſich heran, um zu ſehen, was ich vorhabe. Freundliche Krämer boten mir einen Schemel an, um mir freie Ausſicht über die Köpfe der Menge zu verſchaffen; ſie verſahen mich mit Limonade und Zigaretten und hielten nach Möglichkeit die Zudringlichen fern. Vergebens! Die

Verkehrsſtockung wurde ſo ſtark, daß ich bald die Aufmerkſamkeit der Revierpolizei erregte.

Ein Schutzmann bahnte ſich plötzlich den Weg durchs Gedränge und fragte mich in barſchem Ton, was ich hier zu zeichnen habe; ich müſſe doch wiſſen, daß es während des Krieges ſtreng verboten ſei, im Hauptquartier zu zeichnen und zu photographieren. Da ich ruhig fortarbeitete, fragte er weiter, ob ich mich auf die Bekanntſchaft mit einem hervorragenden türkiſchen Offizier berufen könne. Ich nannte Mesrur Bei. Dieſen Namen habe er niemals gehört, erklärte der Mann des Geſetzes. Ich antwortete, er müſſe doch den Kommandanten von Bagdad kennen, und die Polizei müſſe obendrein wiſſen, daß ich mich ſchon ſeit einigen Wochen in der Stadt aufhalte. Darauf entſchuldigte ſich der Mann, aber da ich nicht in ſeinem Bezirk wohne, erſuchte er mich höflich, mit auf die nächſte Polizeiwache zu kommen.

Habibe, 70jährige Jüdin in Bagdad.

Ich beendete meine Arbeit und folgte ihm. Die Wache war eine kleine, offene Veranda an einer Straßenecke. Dort unterwarf mich ein Polizeioffizier einem eingehenden Verhör. Alles wurde notiert. Dann erhielt ich meine Freiheit ohne Bürgen — aber nur für die Nacht.

Am nächſten Morgen wurde ich von zwei Gendarmerieoffizieren abgeholt und vor den Polizeimeiſter ſelbſt geführt. Er war ſehr höflich, bot mir Kaffee und Zigaretten an, ging meine Papiere genau durch und verglich ihren Inhalt mit dem Polizeirapport vom Tage vorher. Er merkte glücklicherweiſe nicht, daß ich mit der ausgelaſſenſten Heiterkeit

kämpfte — ich, der Freund Halil Paſchas, in demſelben Baſar verhaftet, in dem engliſche Offiziere und Soldaten in größter Freiheit umherſtreiften! Ein ſtarkes Stück, aber das Abenteuer war zu luſtig, als daß ich es durch einen ernſthaften Proteſt hätte ſtören ſollen.

Schließlich aber machte ich einen Vorſchlag, der ſogleich Klarheit in die dunkle Sache bringen müſſe: wir ſollten uns zu Mesrur Bei begeben, deſſen Amtsräume im ſelben Hauſe lagen. Das leuchtete dem Polizeigewaltigen ein. Zwei Gendarmen und ein Offizier begleiteten uns. So traten wir in das Zimmer des Kommandanten.

Mesrur Bei.

Von Untergebenen und Beſuchern umringt, ſaß Mesrur Bei an ſeinem Schreibtiſch. Als er mich ſo plötzlich als Gefangenen vor ſeinem Richterſtuhl ſah, brach er zunächſt in ſchallendes Gelächter aus. Als er ſich dann erholt hatte, rief er: „Was, Sie arretiert? Dann bitte ich darum, Ihnen ſofort wieder die Freiheit ſchenken zu dürfen.“ Eine vornehme Gebärde gab meiner Eskorte das Zeichen, zu verſchwinden, und als ſie abzog, grüßte ich höflich zum Abſchied. Die türkiſchen Gendarmen hatten mir ja Gelegenheit gegeben zu ſehen, daß ſie ihre Inſtruktion genau befolgten.

Will man im Orient ſein Skizzenbuch mit Volkstypen bereichern, ſo bieten nur die Frauen faſt unüberwindliche Schwierigkeiten. Der freundlichen Vermittlung der franzöſiſchen Dominikanerſchweſtern verdanke ich es, wenn ich gleichwohl eine Anzahl charakteriſtiſcher Frauenbilder darbieten kann. Jede ſaß eine Stunde für ihr Porträt und

Munteha, 15jähriges Beduinenmädchen vom Stamme der Mufarrid.

erhielt als Lohn einen blanken Medſchidije; die Schweſtern riefen dazu beſonders Arme ins Kloſter, für die vier Mark ein kleines Vermögen bedeuteten.

Einige Schweſtern und mehrere ihrer jungen Schützlinge wohnten den Sitzungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit bei, und eines der Mädchen fächelte mir mit Palmenblättern Kühlung zu, was in einem Zimmer mit etwa 38 Grad Tagestemperatur ſehr willkommen war. So zeichnete ich eine leicht verſchleierte junge Türkin, die ſich träumend ans Fenſter lehnt (Bild S. 120), Habuba, eine ſechsundzwanzigjährige Chaldäerin aus Tellkeif, die ihre Stirn mit Silbermünzen und ihre Bruſt mit bunten Ketten geſchmückt hatte (Bild S. 137), und ihre Landsmännin, die fünfzehnjährige Mariem aus Alkoſch. Ferner Jüdinnen verſchiedenen Lebensalters. Auch von den Schützlingen des Kloſters mußten einige Modell ſitzen. Selbſt eine mohammedaniſche Araberin, die fünfzehnjährige Munteha vom Stamm Muſarridj aus Sobeïd, ließ ſich nach vielen Wenn und Aber dazu bewegen, ihren Schleier zurückzuſchlagen und ihre von der Wüſtenſonne gebräunten Züge und die ſchwarzen, brennenden Augen zu zeigen. Am rechten Naſenflügel trug ſie einen ſilbernen Ring, und Ringe vom ſelben Metall ſchmückten ihre Handgelenke. Sie kam in Begleitung einer Schweſter und einer Freundin, der achtzehnjährigen Bahije aus Hille, die ich mit dem charakteriſtiſchen Waſſerkrug porträtierte (Bild S. 223).

Phot.: Schölvinck.

Unſer alter Barbier.

Unter meinen männlichen Modellen war das ergötzlichſte ein alter mohammedaniſcher Barbier, der in dem Herzog Adolf Friedrich und ſeinen Freunden getreue Kunden beſaß.

Die Bevölkerung von Bagdad iſt im Gegenſatz zu den Einwohnern von Aleppo z. B. bekannt wegen ihrer Ruhe und ihrer freundlich-friedlichen Geſinnung gegen die Europäer. Ein Fremder wird in Bagdad nie beläſtigt, wenn er einſam durch die engen Gaſſen ſtreift; nicht einmal die Armen ſind zudringlich wie ſonſt in den Städten des Orients. Das erklärt ſich zum Teil aus dem Haß, der zwiſchen Sunniten und Schiiten

Türkiſche Schaluppe an Konſul Richarz' Kai.

herrſcht und die Abneigung gegen die Chriſten weit überſteigt. In rein ſchiitiſchen Städten wie Meſched-Huſſein oder Kerbela, Meſched-Ali, Redſchef oder Kaſimen dagegen ſind die Europäer keineswegs ſicher.

Wer das Volksleben Bagdads genauer ſtudieren will, muß ſich natürlich längere Zeit und vor allem im Frieden dort aufhalten. Nur dann hat er Gelegenheit, einer der prächtigen, mit Tänzerinnen und Saitenſpiel gefeierten orientaliſchen Hochzeiten beizuwohnen, an denen auch Chriſten teilnehmen, oder ein jüdiſches Begräbnis bei nächtlichem Fackelſchein zu ſehen. Und wenn er zufällig zur Zeit einer Mondfinſternis dort weilt, kann er erleben, wie abergläubiſche Leute durch Trommelwirbel, Klirren mit Kaſſerollen und anderen Spektakel den

„Mondhund“ zu verjagen ſuchen. Der Durchreiſende hört von all dem nur erzählen.

Nach meiner Rückkehr von Babylon, von dem ſpätere Kapitel meines Buches berichten werden, folgte ich der liebenswürdigen Einladung des Herzogs und des Konſuls Richarz und zog in des letzteren Haus. Schölvinck und ich teilten uns in ein geräumiges Zimmer, in dem unſre Kiſten, Kleider und übrigen Habſeligkeiten eine angenehme Unordnung ſchufen, gegen die Guſtav, der prächtige Diener des Rittmeiſters, einen vergeblichen Kampf führte. Nach dem Frühſtück pflegte ich in den La-

Uferpartie in Bagdad.

byrinthen der Stadt zu verſchwinden, das Mittageſſen erſetzte ich meiſt im Baſar durch Früchte und Brot. Nach 4 Uhr verſammelten wir uns zum gemeinſchaftlichen Tee. Daran ſchloß ſich oft eine „Bootfahrt“ auf dem Tigris, um nach der Hitze des Tages etwas aufzuatmen. Solch eine Abendfahrt ſei hier beſchrieben.

Namo, das Faktotum des Konſuls, ein Syrier mit Fes, erhält den Befehl, ein Belem oder Ruderboot zu beſchaffen. Er verſchwindet auf der Halil Paſcha-Straße, und noch ehe wir die Treppe des Kais hinabgeſtiegen ſind, kommt er mit dem gemieteten Boot angerudert. Der Herzog nimmt am Steuer Platz. Über unſern Köpfen hängt an zwei Stangen ein aufgeſpanntes Sonnendach.

Kaffeehaus am linken Ende der Tigrisbrücke von Bagdad.

Digitized by Google

Die beiden Ruderer legen los. Wir wollen ſtromabwärts auf das rechte Ufer hinüber, zum Hauſe der deutſchen Marineſoldaten. Die Waſſerfläche wimmelt von Fahrzeugen aller Art. Hier fährt ein Belem mit munteren ſyriſchen Mädchen, dort einer mit deutſchen und türkiſchen Offizieren, die dienſtlich unterwegs ſind. Eben kreuzt vor uns ein Boot mit franzöſiſchen Dominikanerſchweſtern, die nach ſchwerer Tagesarbeit bei den Kranken nach Hauſe zurückkehren. Ein Meheile wird quer über den Strom gerudert; das Spiegelbild ſeines hohen Maſtes zittert auf der Waſſerfläche.

Ein Waſſerwerk am Ufer.

Nun ſind wir drüben und fahren an den Terraſſen des rechten Ufers entlang. Welche Reihe amüſanter Bilder! Guffas und Belems werden von Ruderern an langen Seilen bugſiert. Überall geſchäftige Tätigkeit; Kinder und Pferde werden gewaſchen, Tiſche und Kleider gereinigt. Und dieſe luſtige Pracht der weißen, grünen, gelben, hellroten und hellblauen Häuſer mit ſchattigen Veranden vor dem Hintergrund des tiefen Grüns der Palmen!

Bald werden die Häuſer ſeltener, die Gärten zahlreicher und größer. Lautlos treiben wir im Schatten der Dattelbäume ſtromabwärts; die Schiffer ruhen an ihren Rudern. Das Stöhnen einer Dampfmaſchine, die Waſſer in einen Kanal pumpt, unterbricht die Stille. Daneben iſt ein Paternoſterwerk mit altehrwürdigem Pferdegöpelbetrieb im Gang,

ſogar die primitive Einrichtung mit den auf- und abgehenden Lederſäcken, die gellend ihr melancholiſches Lied ſingen, findet ſich auch hier noch. Die Waſſerwerke am Tigris ſind aber feſter gebaut als die am Euphrat, ſie ruhen gewöhnlich auf runden Ziegelmauern, die den Schiffern ſehr hinderlich ſind, wenn ſie vom Ufer aus ihre Fahrzeuge ſtromaufwärts ziehen.

Hartun Kirijakes, 18jährige Chaldäerin aus Sannat.

Wir haben es uns auf den Polſtern der Bänke bequem gemacht. Kein Windhauch regt ſich. Der Zigarettenrauch ſteigt in blauen Ringen empor und ſteht wie ein Nebelſtreif hinter dem vorwärts gleitenden Boot in der Luft. Palmen breiten ihre friedlichen Blätter über den Strom. Man gerät ins Träumen. Wenn es doch ſo weiter ginge bis tief in die Nacht! Selbſt der hier überall und ſtündlich drohende Flecktyphus hat ſeine Schrecken verloren.

Vor uns biegt nun der Strom nach rechts ab; weiter abwärts windet er ſich nach Seleucia, Kteſiphon, Kut-el-Amara, mitten hinein in das Lager der Feinde. Dort ſtehen die Engländer. Wie wäre es, wenn wir die Fahrt bis zu ihnen fortſetzten? Wie weit würden wir wohl mit heiler Haut kommen? Wir wären kein übler Fang für ſie.

Lieber doch umkehren! Unſere Belemtſchis ſpringen ans Land und bugſieren unſer Boot ſtromaufwärts. Noch einmal zieht das reizvolle

Uferbild mit ſeinen Palmen, Waſſerwerken und Villen vorüber. An einer offenen Strandſtelle badet jetzt eine Kompagnie türkiſcher Soldaten, und weiter oben holen farbige engliſche Gefangene Waſſer.

Die Sonne geht unter und ergießt ihr röteſtes Gold über den Strom. Schon nähern wir uns der Schiffbrücke, auf deren unſicheren Planken Bagdads Söhne und Töchter von einem Ufer zum andern luſtwandeln. Eine kleine Flottille von Meheiles iſt am Brückenkopf vertäut, ſie hat ihre Ladung noch nicht gelöſcht. Ein Knäuel enger Gaſſen mündet hier; es ſind die Zufahrtsſtraßen zu den Baſaren des rechten

Das rechte Ende der Brücke.

Ufers. Überall der gleiche lebhafte Verkehr! An einer kleinen Landungsbrücke liegen mehrere Guffas; ihre Beſitzer warten geduldig auf zahlungsfähige Kunden.

Kuppeln, Minarette und Maſten bilden herrliche Schattenriſſe auf dem Hintergrund des noch hellen Horizontes. Aber die Dämmerung iſt kurz im Orient. In einer Stunde ſchläft Bagdad ſchon, aber noch ſind die Balkone aller Kaffeehäuſer voll von Gäſten, nicht zum wenigſten von perſiſchen Pilgern und Soldaten. Sie trinken Tee oder Kaffee, rauchen Zigaretten oder Nargileh, genießen ihren „Keif", ihre Sieſta, nehmen das Leben in echt orientaliſcher Ruhe und achten kaum auf das Brauſen des Weltkriegs, der doch ſo nahe herantobt.

Zwiſchen den Pontons hindurch wenden wir zum linken Ufer hinüber, um die Brücke dort noch einmal zu kreuzen und uns dann vom Strom nach dem Kai des Konſuls treiben zu laſſen. Faſt könnte man ſich hier nach Venedig träumen. Ruderer ſtehen auf den Bänken ihrer Boote und ſtoßen ihr Fahrzeug mit Hilfe der Balken vorſpringender Balkone ſtromaufwärts. An den Mündungen der kleinen Gaſſen ſchießen die Fahrzeuge hin und her. Öllampen werden angezündet, und hier und da ſtrahlt ſchon in den Häuſern ein Licht.

Manuſche, Armenierin aus Diarbekr, 23 Jahre alt.

Am Ziel angelangt, laſſen wir uns in Korbſtühle auf dem Kai nieder. Das Leben am Ufer iſt jetzt zur Ruhe gekommen, die Nacht hält ihren Einzug in die Stadt. Mitten auf dem Strom leuchten nebeneinander zwei winzige Lämpchen; ſie ſcheinen direkt auf der Waſſerfläche zu ſchwimmen. Frauen, die eines Mannes Liebe gewinnen oder ihre Ehe mit Kindern geſegnet ſehen wollen, ſetzen ſolche Lichter auf Brettchen und übergeben ſie der Strömung. Dann beobachten ſie geſpannt, wohin ihr Lichtchen treibt und wie lange es auf den Wellen brennt. Langſam ſchwimmen die beiden Lichtpünktchen den Strom hinab. Allmählich trennen ſie ſich von einander. Das eine wird von

raſcheren Wirbeln erfaßt und ſcheint den Vorſprung zu gewinnen; aber plötzlich wird es kleiner, flammt noch einmal auf und erliſcht. Arme Beterin! Nun geht ſie heim mit ſinkender Hoffnung. Das andere Licht ſetzt ſeine Fahrt noch eine Weile ruhig fort und verſchwindet ſchließlich auch.

Auf der höchſten Dachterraſſe wird der Tiſch zum Abendbrot gedeckt. Die große Petroleumlampe in ſeiner Nähe lockt ganze Schwärme fliegender Inſekten an. Noch immer iſt es unerträglich heiß; ſchlimmer als die 37 Grad, die das Thermometer zeigt, iſt die dicke, feuchte Luft, die ſo ſtill iſt, daß man das Licht ohne Glocke brennen laſſen könnte. Manchmal weht ein Lüftchen, aber ſo ſchwach, daß man es nur an den Bewegungen des Tabakrauches merkt. Man trinkt in einem fort von dem gekühlten, kohlenſäurehaltigen Waſſer, das wenigſtens einen Augenblick lang erquickt.

Mai, Auguſt und September gelten als die ſchlimmſten Monate in Bagdad; beſonders der Mai iſt furchtbar infolge der ſchweren, drückenden, feuchten, unbeweglichen Luft.

Im Juni und Juli ſteigt das Thermometer zwar höher, zuweilen bis zu 50 Grad Celſius. Aber dieſe Hitze iſt trocken und wird von erfriſchenden Winden gemildert. Die höchſte Gradzahl, die ich im Mai erlebte, war 42 Grad Celſius. Im Auguſt begibt ſich alles, was dazu in der Lage iſt, Eingeborene wie Europäer, nach Gärten und Palmenhainen unterhalb Bagdads und wohnt in luftigen Zelten am Ufer des Tigris. Wer in der Stadt arbeitet, läßt ſich des Morgens nach Bagdad hinaufrudern und fährt am Abend nach den Zelten zurück. Dieſe Sommerfriſche dauert bis Anfang November. Dann iſt die Hitze vorüber, und der regneriſche, oft ziemlich kalte Winter zieht ein. Der Winter 1915/16 brachte Bagdad ſogar mehrere tüchtige Schneefälle.

Daß bei ſolchem Klima die geſundheitlichen Verhältniſſe Bagdads nicht ſonderlich günſtig ſind, läßt ſich denken. Die gewöhnlichen Krankheiten ſind Ruhr, Dyſenterie, Cholera, Typhus, Flecktyphus und Malaria, dazu eine Reihe zum Teil neu entdeckter tropiſcher Fieber und ein eigentümliches Herzleiden, über das ſich die Ärzte noch nicht im klaren waren. —

Strand in Bagdad.

Schlafplätze auf den Dachterraſſen von Bagdad.

Digitized by Google

Statt ſich an die Hitze zu gewöhnen, wird der Europäer, wie mir verſichert wurde, mit jedem Jahr dafür empfindlicher. Den erſten Sommer erträgt er leicht; er erinnert ſich der abſchreckenden Beſchreibungen der infernaliſchen Glut, ſieht ihrem Herannahen mit einigem Bangen entgegen und iſt erſtaunt, daß er dies Fegefeuer ſo leicht überſteht. Der zweite Sommer macht ſchon empfindlicher und reizbarer, im dritten wird man ſchlaff und willenlos, und der vierte iſt eine Qual. Dehnt ſich der Aufenthalt länger aus, ſo wird man wohl ſchließlich Orientale; die Beduinen ſchützen nur Kopf und Hals durch ein leichtes Tuch vor den brennenden Sonnenſtrahlen und können hundert und mehr Kilometer zurücklegen ohne andere Nahrung als eine Handvoll Datteln und etwas Waſſer aus dem mitgeführten Lehmkrug. Der Europäer überſpringt am beſten einen Sommer und zieht ſich in ſeine Heimat, nach dem Libanon oder dem Himalaja zurück.

Türkiſche Köche im Lazarett des engliſchen Konſulats.

Die Stunde wirklichen Behagens ſchlägt erſt, wenn man ſein Bett auf dem Dache aufſucht. Eilig wirft man die Kleider ab und kriecht vorſichtig unter das Mückennetz, deſſen Kanten ſorgfältig unter die Matratze geſtopft werden. Im Mai bringt aber ſelbſt die Nacht nicht immer Linderung. Man liegt da und krümmt ſich wie in einem Dampfbad. Man ſchläft ſplitternackt, aber unerreichbar den Mücken und Moskitos, die das Netz umſummen, und ſieht die ewigen Sterne zu ſeinen Häupten blitzen. Eine Weile liegt man wach und lauſcht den Stimmen der Nacht. In

einem Nachbargrundstück unterhält sich ein Mann mit seiner Frau; vom Tigris her klingen taktfeste Ruderschläge eines späten Bootes, sie kommen näher, gehen vorüber und verstummen in der Ferne. Ab und zu hört man die Flügelschläge eines Nachtvogels oder die melodischen Phantasien einer Nachtigall. Die Schwalben schlafen in ihren Nestern; in den heißesten Stunden des Tages pflegen sich etwa fünfzig in den Zweigen eines großen Maulbeerbaumes auf unserem Hof im Schatten niederzulassen, um am Abend wieder auszufliegen. Wenn sie von der Hitze ermattet ganz still sitzen, sind sie ein wunderhübsches japanisches Gemälde. Jetzt beginnt ein Hund zu bellen, andere erwidern, und plötzlich geht ein Geheul wie eine Woge über die Stadt und weckt ein Echo am andern Ufer. Dann läßt es nach, hört ebenso plötzlich auf, und Stille breitet sich wieder über Bagdad. Keine Turmuhr verkündet hier den Gang der Stunden, die Kirchenglocken fehlen ja. Aus der Ferne tönt nur hin und wieder das schallende Gelächter der Schakale herüber.

Gräber bei Sobeids Mauſoleum.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Deutſche: von der Goltz und Moltke.

Am Tag nach meiner Ankunft in Bagdad beſuchte ich mit dem Herzog das Grab des Feldmarſchalls. Es lag am Tigrisufer in einem runden Vorſprung der Eroſionsterraſſe, den eine niedrige Bruſtwehr aus Ziegelſteinen einfaßte, nur wenige Schritt unterhalb des Hauſes, von dem aus der alte Krieger die Operationen der 6. Armee geleitet und wo er ſeine Tage beſchloſſen hatte.

Der Tote ruhte zwei Meter tief unter der Erde in einem Zinkſarg. Kein Kreuz, kein Denkſtein, keine Kränze zierten die Stätte; nicht einmal Gras hatte man auf dem Hügel geſät — nichts als grauer Staub der Straße. Der einzige ſichtbare Schmuck waren einige engliſche 15 Zentimeter-Granaten.

Sollte dieſe ſpartaniſche Einfachheit ſagen: Ganz Bagdad iſt ſein Grabdenkmal? Nein, der Tote hatte hier keine bleibende Raſt. Einige Tage ſpäter wurde das Grab zur Nachtzeit geöffnet, der Sarg herausgenommen, über den Tigris geſchafft und mit der Bahn nach Samarra und weiterhin zu Wagen bis Ras-el-Ain befördert. Von da ging die

Fahrt nach Konſtantinopel und Therapia, wo auf dem ſchönen Hügel oberhalb der Sommerreſidenz der Deutſchen Geſandtſchaft ein neues Grab bereitet war. Das türkiſche Generalkommando hatte den Wunſch ausgeſprochen, ſeinen alten Lehrer in der Kriegskunſt behalten zu dürfen. Und dieſe ſeine neue Grabſtätte hat eine zweifache Bedeutung: Sie iſt eine Erinnerung an die Vergangenheit und eine Warnung für die Zukunft, denn ſie blickt auf den nördlichen Teil des Bosporus und das Schwarze Meer, eine Waſſerſtraße, die für ruſſiſche Kriegsſchiffe verſchloſſen iſt und verſchloſſen bleiben wird.

Phot.: E. Bieber, Berlin.
Generalfeldmarſchall von der Goltz.

An jenem ſchmuckloſen Grab, das die irdiſchen Überreſte des Feldmarſchalls nur vorübergehend barg, hatte gleich nach dem Siege von Kut-el-Amara eine um ſo eindrucksvollere Feier ſtattgefunden, bei der Reſik Bei, der Chef des Etappenweſens der 6. Armee, die folgenden ſchönen Worte ſprach:

„Ruhmreicher Märtyrer, großer Marſchall! An dem Tag, da dein ſterblicher Teil in die osmaniſche Erde und dein unvergängliches Andenken in die osmaniſchen Herzen geſenkt wurden, da ſprach mit vor Rührung zitternder Stimme dein Generalſtabschef Oberſt Kiaſim Bei, zu deinem Haupte ſtehend und dein hohes Bild vor Augen, dieſe Worte: deine ſiegreiche Armee, die dort unten mit dem Feinde kämpft, wird binnen kurzem Kut-el-Amara einnehmen und den Lorbeerkranz des Siegs dir um die Stirn flechten. Ruhmreicher Heerführer! Möge die glück

liche Botſchaft zu deinem Ohr dringen: deine Armee hat den verheißenen Sieg erfochten, Kut-el-Amara eingenommen und 5 Generale, 500 Offiziere und 13000 engliſche Soldaten zu Gefangenen gemacht. Deine Armee hat das an Zahl überlegene feindliche Heer gezwungen, vor ihren Bajonetten zu fliehen. Das osmaniſche Heer, das du liebteſt, wie dein eigenes Leben, wird mit Hilfe des Allmächtigen den Feind aus ganz Meſopotamien vertreiben. Unſterblicher Lehrmeiſter des osmaniſchen Heeres! Wir geloben an deinem Grab, daß deine Armee darnach ſtreben wird, deine Seele mit neuen Siegesbotſchaften zu erfreuen. Ruhe ſanft, geliebter großer Heerführer!"

Als dann der Sarg jenſeits des Bosporus angelangt und bei Therapia beigeſetzt war, wurde auch in Berlin eine Trauerfeier für von der Goltz veranſtaltet. Sie fand am 18. Juni 1916 in einem der großen Säle des Reichstagsgebäudes ſtatt. Der Saal war mit Flaggen und Palmen geſchmückt. Hinter dem Rednerpult ſtanden Büſten des Kaiſers, des alten Moltke und des Toten ſelbſt. Mehrere Redner ergriffen das Wort, alles Ziviliſten. Als der letzte geendet hatte, erhob ſich — ganz unprogrammäßig — Generaloberſt Hellmuth von Moltke ſchritt zum Rednerpult und widmete ſeinem alten Kameraden folgende tiefempfundenen Abſchiedsworte:

„Hochverehrte Anweſende! Das Bild des Mannes, zu deſſen Gedächtnisfeier wir uns hier verſammelt haben, iſt in einer ſo ausführlichen, glänzenden und wahrheitsgetreuen Weiſe geſchildert worden, daß Sie es von mir nicht als Vermeſſenheit anſehen wollen, wenn ich Sie bitte, mir zu einem ganz kurzen Worte ein geneigtes Ohr zu ſchenken. Es ſind zwei Gründe, die mich dazu bewegen, zu Ihnen zu ſprechen: erſtens meine langjährigen perſönlichen, kameradſchaftlichen, ich darf wohl ſagen, freundſchaftlichen Beziehungen, die mich mit dem Verſtorbenen verbunden haben, und zweitens die Empfindung, daß an dem Grabe eines Soldaten auch aus ſoldatiſchem Munde ein Wort für ihn erklingen muß; denn Soldat war er doch in erſter Linie. Ich war ein junger Offizier, wie ich von der Kriegsakademie zum Generalſtab kommandiert wurde und mit dem damaligen Major von der Goltz in Beziehungen trat. Er hatte die reichen Erfahrungen, die er im Verlauf des Feldzugs 1870/71 bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl

geſammelt hatte, bereits ſchriftſtelleriſch verwertet zum Segen der Armee, und wir ſahen ſchon mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht zu ihm auf. Dieſe Ehrfurcht wich aber bald einer aufrichtigen Verehrung und Hingebung. Wie raſch lernten wir den Mann kennen, der uns nicht als Vorgeſetzter, ſondern als Kamerad entgegentrat, in dem Beſtreben: wir alle wollen dasſelbe, wir alle wollen arbeiten für die Armee und für unſer Land. Ich glaube, wenn auf irgend jemand der lateiniſche Spruch: ‚Homo sum, nihil humani mihi alienum esse puto' zutrifft, ſo war es der Verſtorbene. Seine hervorragenden menſchlichen Eigenſchaften, ſeine Herzensgüte, gewannen ihm die Herzen aller, die mit ihm in Berührung traten. Dieſe kameradſchaftlichen Empfindungen ſind allen denjenigen geblieben, die das Glück gehabt haben, mit ihm in perſönliche Beziehungen zu treten. Bei mir haben ſie angedauert bis an ſein Ende, und ſie ſind ausgeklungen in einem Briefwechſel, der erſt kurze Zeit vor dem Tode des Feldmarſchalls ſeinen Abſchluß gefunden hat. Meine hochverehrten Herrſchaften, ich darf das nicht wiederholen, was hier geſagt worden iſt. Sie wiſſen ja den Lebensgang des Verſtorbenen, Sie wiſſen, daß er als junger Offizier bereits nach der Türkei ging, daß er dort zwölf Jahre lang dem Sultan gedient hat, und daß er damals den Grundſtein gelegt hat zu den freundſchaftlichen Beziehungen, die heute das Osmaniſche Reich und das Deutſche Reich in gemeinſamen Kriegsunternehmungen vereinigt. Sie wiſſen, daß er, von dort zurückgekehrt, die Geſchäfte als Generalinſpekteur der Pioniere übernahm, und alle diejenigen, die damals mit ihm gearbeitet haben, bewahren ihm noch heute ein Andenken, denn auch dieſe ihm fremde Materie wußte er nach kurzer Zeit entſprechend zu beherrſchen. Dann kam ſeine ſchönſte Zeit, als er von Sr. Majeſtät zum Kommandierenden General des 1. Armeekorps berufen wurde. Wie freute ſich ſein Herz, da war er in ſeinem Element, unermüdlich im Zuſammenleben mit der Truppe, die höchſten Anforderungen an ſich ſelbſt ſtellend. Keine Mühen ſcheuend, lebte er mit ſeinen Soldaten zuſammen, als Vater, Freund und Kamerad. Er mußte dann die Stellung eines Generalinſpekteurs übernehmen, die ihm die Truppen in die Ferne rückte, und erſt nach Eröffnung des jetzigen Feldzugs, als ihm das Generalgouvernement von Belgien übertragen wurde, trat er wieder in aktive Tätigkeit. Ich habe damals Gelegen-

heit gehabt, des öfteren mit ihm zuſammenzutreffen. Wenn ich nach Brüſſel kam — während der Belagerung von Antwerpen — man traf ihn ſelten zu Hauſe; ſtets hieß es: „Der Feldmarſchall iſt draußen an der Front.“ Es hielt ihn nicht an dem Schreibtiſch, er mußte hinaus, und diejenigen, die mit ihm waren, erzählten, mit welch unbeſchreiblicher Tapferkeit und Todesverachtung er mitten im Gefecht ſtand in den Reihen ſeiner Soldaten, als wenn er ſich auf dem Exerzierplatze befände, und wenn er abends zurückkam, beſprach er die Ereigniſſe des Tags, wie man ein Manöver beſpricht, mit vollſtändiger Ruhe und Objektivität, und mancher von denen, die mit ihm im Schützengraben waren, kehrte nicht mehr zurück; der Feldmarſchall ſelbſt ward auch verwundet. Aber wenn er auch mit unermüdlicher Treue und Aufopferung durch ſeinen ſcharfen Verſtand es wohl verſtanden hat, die zerrütteten Teile des okkupierten Landes zunächſt wieder in geordnete Verhältniſſe zu bringen, ſo war doch ſein Herz nicht bei der Sache, er war Soldat, und ich glaube, er iſt nicht ungern von ſeinem ſchwierigen und undankbaren Poſten zurückgetreten, als er dann auf Wunſch des Sultans von dort als oberſtes Bindeglied zwiſchen der osmaniſchen und deutſchen Armee nach der Türkei berufen wurde. Er erlebte den gewaltigen Kampf unſerer Bundesgenoſſen auf Gallipoli, er ſah die Früchte ſeiner jahrelangen Tätigkeit greifbar vor ſich, und dann kam der Augenblick, da er ſelbſt das Kommando übernehmen mußte und hinauszog nach Bagdad, um den Kampf gegen die Engländer aufzunehmen. Als er in Bagdad eintraf, fand er die Engländer in ſtarker Stellung bei Kut-el-Amara. Seine Aufgabe war, ſie zurückzuſchlagen. Mit wie ſchwierigen Verhältniſſen, mit welch ſchlechten Zufahrtſtraßen, mit einer wie großen Entfernung mußte er rechnen, bis überhaupt Verſtärkungen herangeführt werden konnten. Meine verehrten Herrſchaften, es wiederholt ſich in der Geſchichte öfters, daß Heldentum und Tragik nebeneinander ſtehen. So war es auch hier. So, wie es Moſes einſtmals zwar vergönnt war, einen Blick in das Gelobte Land zu tun, nicht aber es zu betreten, ſo war es auch dem Generalfeldmarſchall nicht vergönnt, den letzten Kampf ſeiner Armee zu erleben, aber ſein ſcharfer Blick hat wohl den Ausblick in das Gelobte Land getan, denn ſicher hat er den Sieg von Kut-el-Amara vorausgeſehen.

„Meine verehrten Herrſchaften, ich habe dem Bild des Feldmarſchalls

nur noch eine persönliche Note hinzufügen können. Ich habe es getan, weil ich glaube, daß ich in diesem Falle wohl im Namen der Armee und namens des Generalstabs sprechen darf, dem wir beide lange Jahre angehört haben. Ich will nicht sprechen von dem tiefen Schmerz, der auch mich ergriffen hat, als die Kunde von dem tragischen Ende des Feldmarschalls eintraf, und ich möchte nicht, daß dieser Tag vorübergeht, ohne daß wir an diesem Tag ein Lorbeerblatt auf die Bahre gelegt haben."

Als Moltke geendet, stieg er vom Rednerpult herab, drückte der Freifrau von der Goltz die Hand und kehrte auf seinen Platz neben Generaloberst von Kluck zurück. Da reckte er sich plötzlich, führte die Hand zum Herzen, sank zusammen und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. Die Tragik, in der ihm noch soeben das Schicksal seines Freundes von der Goltz erschienen war, daß er wie Moses das Gelobte Land — den Sieg — nur aus der Ferne schauen durfte, hatte ihn selbst getroffen.

Und diese traurig-wunderbare Fügung war nicht die einzige bei diesem erschütternden Vorfall. Sobald die Erkrankung des Feldmarschalls in Berlin bekannt geworden, hatte man zwei Schwestern zu seiner Pflege nach Bagdad geschickt. In Konstantinopel erreichte sie die Nachricht von seinem Tode, darauf kehrten sie zurück. Beide waren bei der Trauerfeier in Berlin zugegen, als Moltke jene letzte Rede hielt, und erwiesen nun ihm den letzten Liebesdienst, der seinem Freunde versagt geblieben war. Und ich selbst — war ich nicht der Bote eines Toten an einen Toten geworden? Moltkes Brief, den er mir zum Geleit auf diese meine Reise mitgegeben hatte, fand seinen Empfänger im Grabe; aber es sollte mir auch nicht mehr vergönnt sein, ihn der Hand seines Absenders zurückzustellen. Bei meiner Rückkehr nach Berlin blieb mir die traurige Pflicht, ihn der Witwe des von mir so hochverehrten Mannes zu übergeben.

Merkwürdig war auch, daß Gräfin Moltke mir bereits im Februar 1916 anvertraut hatte, sie fürchte, daß ihr Mann noch vor Ende des Weltkriegs heimgehen werde. In einem Traumgesicht hatte sie ihn bereits auf der Bahre liegen sehen, von Palmen und Kandelabern umgeben in demselben Zimmer, wo der Sarg des Feldmarschalls Moltke

vor fünfundzwanzig Jahren geſtanden hatte. Sie war daher auf das Schlimmſte vorbereitet, als ſie in den Saal des Reichstagsgebäudes zur

Phot.: Auguſt Scherl. Generaloberſt Hellmuth von Moltke.

Leiche ihres Gatten geführt wurde, und ertrug ihren Schmerz mit bewundernswerter Faſſung.

Tags darauf stand denn auch der mächtige, schwere Eichensarg mit den großen silbernen Handgriffen dort, wo der Feldmarschall aufgebahrt worden war. Sechs hohe Kandelaber, jeder mit sechzehn Lichten, brannten in einem Wald von Palmen. Thorwaldsens Christus streckte segnend seine Hände über das Haupt des entschlummerten Kriegers, und dem Toten gegenüber stand eine Büste des Oheims. Offiziere trugen den Sarg hinaus nach dem Invalidenfriedhof.

Hellmuth von Moltke war einer der tüchtigsten und edelsten Männer des jungen Deutschlands und einer der vornehmsten Charaktere, die ich kennen gelernt habe. In seiner Nähe verspürte man die Macht und zugleich die große Bescheidenheit der überlegenen Persönlichkeit. Er war einer der wärmsten Patrioten Deutschlands, was viel besagen will in einer Zeit, in der das ganze Volk alles für das Vaterland opfert. Dabei war er ein frommer Christ und starb wohlvorbereitet in dem Augenblick, als er den Kranz auf das Grab des Kameraden niederlegte.

Seine hervorragendsten Eigenschaften waren unerschütterliche Ruhe und ein Ernst, der auch nicht einem flüchtigen Scherz Raum gab. Er war niemals heftig, und harte Worte hörte man von ihm nie. Tadel und Herabsetzung Abwesender waren ihm fremd. Jeder liebte und bewunderte ihn, und wer Gelegenheit gehabt hat, viele Stäbe an den verschiedenen Frontstellen zu besuchen, der weiß, daß über Moltke in der Armee nur ein Urteil herrschte. Er war wortkarg wie sein Onkel, aber was er sagte, war klar und tief, und mit wenigen Sätzen wußte er Fragen zu beantworten, die andern lange zu schaffen machten. Als ihn im zweiten Kriegsjahr ein amerikanischer Zeitungsmann über die Stimmung Deutschlands gegen Amerika aushorchen wollte, antwortete er kurz und bestimmt: „Wir sind in der Lage eines Mannes, den drei Straßenräuber überfielen. Er verteidigt sich tapfer und schlägt einem nach dem andern die Waffen aus der Hand. Hinter den dreien aber steht ein vierter, der ihnen immer wieder neue Waffen in die Hände drückt. Dieser Vierte ist Amerika, das den Kampf von Jahr zu Jahr verlängert."

Mit Recht wurden an Moltkes Bahre folgende Worte gesprochen: „So hat er sein Werk als einer der intimsten Mitarbeiter an der Seite seines geliebten kaiserlichen Herrn geleistet. Seine Lebenstat war, das deutsche Heer auf den gewaltigsten und größten Krieg, den die Geschichte

kennt, vorzubereiten, und wir können an Generaloberst von Moltke nicht denken, ohne uns des 4. Augusts 1914 zu erinnern, des Tags, da er, ein Lächeln auf den Lippen, sagen konnte, nicht eine einzige Frage sei an den Großen Generalstab zurückgekommen. Die unerhörte Maschinerie arbeitete mit unerschütterlicher Ordnung.

„So lenkte er das deutsche Schwert. So bereitete er den Aufmarsch der deutschen Armeen und den herrlichen Siegeszug vor, und daher denken wir bei seinem Namen an die wundervollen, überwältigenden, unvergeßlichen Tage, als in dieser schwersten Zeit der Mut, die Siegesgewißheit und das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes so herrlich erstarkten. Ja, für dieses Volk arbeitete er, und diese Tage krönten sein stilles, geduldiges Arbeiten. Für dieses Ziel dachte und strebte er. Dazu lenkte und erzog er uns, und die deutschen Feldherrn, Generale und Offiziere, die an seiner Seite arbeiteten, denken mit tiefster Dankbarkeit an das Große und Herrliche, was Moltke für sie gewesen ist."

Selten oder nie sind wärmere und edlere Worte aufrichtiger Trauer einer Feder entflossen als die, welche der Kaiser an die Gräfin nach dem Tode ihres Gemahls richtete. So spricht nur der, der weiß, daß er einen Freund verloren hat, auf dessen Treue er zu jeder Stunde felsenfest bauen konnte. Ich zweifle nicht, daß die Zukunft Moltke in die erste Reihe der germanischen Gestalten des Weltkriegs stellen wird.

In seiner Denkrede auf von der Goltz erinnerte Moltke an den Mut des Feldmarschalls und seine Todesverachtung, von der auch ich in meinem Buche „Ein Volk in Waffen" bewundernd gesprochen habe. Als ich damals von der Goltz mein Buch sandte, antwortete er mir am 11. Juni 1915 aus Konstantinopel:

„Ihre Bemerkung, die mich betrifft, hat mich tief gerührt und in der Tat den geheimen Wunsch getroffen, den ich im Herzen trug. Wer der Vollendung seines 72. Lebensjahres nahesteht, wie ich, und eine 52jährige aktive Dienstzeit, die sich jetzt noch um ein Jahr verlängert, sowie drei große Kriege hinter sich hat, kann sich, wie Sie mit Recht bemerken, kaum einen schöneren Abschluß denken als den Sie erwähnen, aber das Schicksal hat ihn mir bisher verweigert; ich konnte es nur bis zu einem leichten Streifschuß unter dem linken Auge bringen. Das

Geſchoß, ganz in der Nähe aus einem engliſchen Schützengraben abgefeuert, als ich übers Feld in den unſrigen gehen wollte, meinte es ehrlich, es hatte aber den Fehler, einen Zoll zu weit nach rechts zu fliegen, worüber ich ihm eigentlich böſe bin.

„Nun hat es aber doch wohl ſo kommen ſollen, und Allah, mein alter Beſchützer, verfolgte noch einen Zweck dabei. Er wollte mir die Gelegenheit geben, mich an der Wiedererhebung der Türkei, an der ich in früherer Zeit 13 Jahre lang emſig mitgearbeitet habe, zu erfreuen. Was die türkiſchen Truppen heute leiſten, iſt zugleich die beſte Antwort auf die häßlichen Angriffe gegen meine Perſon, die in ganz ungerechtfertigter Weiſe nach dem unglücklichen Balkankriege in bezug auf meine ältere hieſige Tätigkeit gegen mich und meine Kameraden gerichtet wurden. Die Unterlegenheit in jenem Krieg erklärt ſich durch ganz beſondere Umſtände, der tüchtige Kern aber, der im türkiſchen Volke ſteckt, kann ſich heute, wo es von einer energiſchen und wohlgeſinnten Regierung geleitet wird, kräftig entwickeln und gute Früchte tragen, die in den Kämpfen an den Dardanellen ſich gezeigt und die Welt, aber nicht die alten Freunde des Landes überraſcht haben. — — — Am endlichen Siege unſerer guten Sache zweifeln wir alle nicht; wir könnten immer noch ein paar Feinde mehr vertragen. Ich beiſpielsweiſe erwarte ſolche zurzeit leider vergeblich mit meiner Armee an der ſtark bewehrten Küſte des Schwarzen Meeres ....“

Anfang April 1916 war von der Goltz auf einem der Tigrisdampfer nach Bagdad zurückgekehrt. Derſelbe Dampfer brachte auch kranke Soldaten flußaufwärts, darunter viele, die an Flecktyphus darniederlagen; die unterwegs ſtarben, wurden den trüben Wellen des Tigris übergeben. Die Kranken lagen auf Deck, und der Feldmarſchall ging während der Fahrt von einem zum andern, an alle aufmunternde Worte richtend. Es wimmelte von Ungeziefer, aber er achtete nicht der Gefahr, der er ſich ausſetzte. Und diesmal kam er in ihr um; auch er erlag der mörderiſchen Krankheit und ſtarb in wenigen Tagen.

Seinen Wunſch, den echten Soldatentod zu ſterben, hat ihm das neidiſche Schickſal nicht erfüllt.

Phot.: Schölvinck. Engliſche Gefangene.

Dreizehntes Kapitel.

Kut-el-Amara.

Wie ich ſchon erwähnte, hatte ich in meiner Jugend einmal Kut-el-Amara beſucht, das damals noch eine junge Stadt, aber ein wichtiger Handelsplatz für die arabiſchen Wollhändler der Umgegend war. Seither iſt es bedeutend gewachſen, und heute hat es obendrein einen hiſtoriſchen Namen: es bezeichnet einen der ſchönſten Siege der Türken und eine der größten Niederlagen der Engländer während des Weltkrieges.

Gleich zu Kriegsbeginn hatten die Engländer Basra beſetzt. Der Wali von Bagdad, Dſchavid Paſcha, hatte nur zuſammengeraffte Araber zur Verfügung, mit denen nichts auszurichten war. Ein tapferer Offizier in Bagdad, Ali Askari Bei, gab jedoch die Hoffnung auf Wiedereroberung der Stadt nicht auf. Die Kriegsleitung in Konſtantinopel verſprach, ihm reguläre Truppen zur Unterſtützung zu ſchicken; aber er antwortete, er könne ſich ohne ſie behelfen. Tatſächlich gelang es ihm, mehrere Araberſtämme aufzubieten und die „Muſchtehids", die hohe Prieſterſchaft von Kerbela, für ſein Unternehmen zu gewinnen.

Digitized by Google

Mit einem bunt zuſammengewürfelten Heer von wie es hieß 20000 Mann, ſo gut wie ohne Artillerie, zog er gegen Basra. Einige junge Deutſche nahmen an dieſem abenteuerlichen Zuge teil, die Herren Lührs, Schadow und Müller; der zuletzt genannte führte Material mit ſich, um im Schatt-el-Arab Minen zu legen. Auch ein Öſterreicher namens Back war dabei.

Petros Ibn Chamis, 16jähr. Chaldäer aus Sannat.

Als Ali Askari Bei mit ſeinen Scharen das Dorf Schaïbe bei Basra erreicht hatte, wurde er von den Engländern angegriffen und völlig geſchlagen, außerdem noch im Rücken von einigen Araberſtämmen überfallen, deren Mut wuchs, als ſie ſahen, daß es den Türken ſchlecht ging. Der tapfere, aber etwas unvorſichtige Befehlshaber wurde verwundet und in einen Wagen geſchafft und beging Selbſtmord. Der Rückzug ſeiner Truppen vollzog ſich in weniger guter Ordnung, als der Xenophons; ſie wurden zerſprengt, und nur ein Teil erreichte Amara.

Der Deutſchen und ihres öſterreichiſchen Kameraden warteten auf der Flucht traurige Schickſale. Auf ihrer Wanderung tigrisaufwärts fielen ſie feindlichen Arabern in die Hände und wurden bis auf die Haut ausgeplündert. Dann gelang es ihnen, ſich bis zu Faſil Paſcha durchzuſchlagen, der ſie vom Tode rettete und mit allem Nötigen verſah, und endlich erreichten ſie Bagdad, wo ich ſpäter zwei dieſer unverwüſtlichen Männer traf.

Auf ihrem Rückzug versuchten die türkischen Scharen vergebens, sich in Amara und Kut-el-Amara zu halten. Sie mußten sich bis nach Sulman Pak zurückziehen, das auf dem linken Tigrisufer in der Nähe von Ktesiphon, gerade gegenüber den Ruinen von Seleucia, liegt. Die Engländer rückten nach und kamen im Sommer 1915 bis Sulman Pak; hier entschlossen sie sich jedoch, sich gegenüber den Türken einzugraben. Diese hatten mittlerweile Verstärkungen erhalten; Halil Pascha war von Aserbeidschan an der kaukasischen Front her mit einer Division zu ihnen gestoßen. Mitte November griff der neue Befehlshaber Nureddin Bei die englischen Stellungen an. Anfangs hatte er auch Erfolg; der Widerstand war aber doch zu stark, und er dachte schon daran, die Offensive aufzugeben, als Halil durch einen kräftigen Flankenangriff von Norden her die Lage rettete. Die Engländer räumten ihre Gräben und zogen sich in neue, stark geschützte Stellungen bei Kut-el-Amara zurück. Nureddin Bei folgte und griff von neuem an, wurde aber mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Da kam Feldmarschall von der Goltz, der zum Chef der 6. Armee ernannt war, in Bagdad an und fuhr ohne Aufenthalt nach Kut-el-Amara weiter. Er sah sogleich, daß eine Fortsetzung der Angriffe zwecklos war, weil die Türken nicht genügend Artillerie besaßen. So begann auch hier der Stellungskrieg.

Inzwischen erhielten auch die Engländer Verstärkungen. Eine neue Armee marschierte zum Entsatz nach Kut-el-Amara tigrisaufwärts. Hier war jetzt Halil Pascha Oberbefehlshaber, da man Nureddin Bei wegen eines Dienstversehens zurückgerufen hatte. Ein Teil der Truppen Halils ging den Engländern entgegen, und beim Wadi Kelal kam es Anfang Januar 1916 zum Kampf. Der Ausgang veranlaßte den Feldmarschall zum Rückzug in die Stellung bei Fellahije, die sich im Norden auf ein Sumpfgebiet stützte. Verschiedene Angriffe der Engländer gegen sie scheiterten an der gut geleiteten Verteidigung.

Mitte Februar machte der Feind deshalb einen Versuch, auf dem rechten Tigrisufer vorwärtszukommen. Eine neue türkische Division, die jedoch drei Bataillone an die persische Front hatte abgeben müssen, wurde nun über den Tigris geschafft, um in einer Stellung bei Simsir die Engländer aufzuhalten. Diese griffen vom 8. bis 11. März zweimal

an, und die Lage der Türken wäre mehr als kritiſch geworden, hätte nicht Halil rechtzeitig die Gefahr bemerkt und alle verfügbaren Truppen nachgeſchickt. Eine Diviſion, gegen 4000 Mann, wurde in einer einzigen Nacht auf Fähren und Booten über den Tigris geſetzt. Die Deutſchen rühmten dieſes Unternehmen als beſonders gut ausgeführt. Die Schnelligkeit, mit der Halil ſeine überraſchenden Bewegungen ausführte, brach die Angriffskraft der Engländer und zwang ſie, ihren Vormarſch auf dem rechten Flußufer ganz aufzugeben.

Ein Belem mit zwei franzöſiſchen Schweſtern.

Im April unternahmen nun die engliſchen Truppen unaufhörliche Angriffe auf die Stellung bei Fellahije. Lange ohne Erfolg, und ihre Verluſte waren groß. Schließlich aber räumten die Türken ihre vordere Stellung, die von der auf beiden Flußufern aufgeſtellten engliſchen Artillerie flankiert wurde. Die Engländer bemerkten die Bewegung erſt einen Tag ſpäter und verſchwendeten noch 20000 Geſchoſſe auf die leeren Schützengräben. Dann aber gingen ſie zum Sturm über und drangen bis zur hinteren Linie vor, die von der Goltz inzwiſchen hatte anlegen laſſen. Hier wurden ſie mit mörderiſchem Feuer empfangen, und nach großen Verluſten gaben ſie auch dieſen Vormarſch auf. Der britiſche Befehlshaber hätte ganz leicht ſeine Abſicht erreichen können, wenn er, ſtatt immer an der Front anzugreifen, am Kanal Schatt-el-Hai entlang, durch den der Tigris einen Teil ſeines Waſſers an den Euphrat abgibt, vorgerückt wäre und die

Fellahijeſtellung umfaßt hätte. Nach Anſicht der Verteidiger beging die engliſche Armeeleitung unbegreifliche Mißgriffe. Schon damals hätte ſie durch einen kühnen Handſtreich Bagdad nehmen können. In der Nacht vom 21. zum 22. November hatten die engliſchen Truppen obendrein den Dijala überſchritten, und ihre Vorpoſten waren nur 12 Kilometer von der Stadt der Kalifen entfernt, die Nureddin Bei mit einer Handvoll Leute beſetzt hielt. Mehrere Tage ſtanden die feindlichen Heere einander gegenüber. Die Ausfälle der Beſatzung wurden zurückgeſchlagen, und

Drei vornehme Prieſter auf dem Kai des engliſchen Konſulats.

die Engländer rückten ſchon bedrohlich vor. Da warf ſich Halil im rechten Augenblick auf ſie und ſchlug ſie aufs Haupt. So wurde die Stadt für diesmal gerettet.

Bagdads Bürger befanden ſich in den entſcheidenden Tagen in größter Aufregung; jeden Augenblick konnten ja feindliche Truppen einrücken. Die Europäer hatten ihre Wertſachen eingepackt, und Wagen ſtanden bereit, ſie nach Aleppo zu ſchaffen. Mit Halils Erſcheinen war die Gefahr gebannt, man atmete wieder auf und blieb.

Bald darauf, Anfang Dezember, wurde General Townshend mit ungefähr anderthalb engliſchen Diviſionen in Kut-el-Amara eingeſchloſſen.

Das lähmte auch die übrigen Unternehmungen der Engländer auf den Kriegsschauplätzen. Verstärkungen wurden tropfenweise zu Entsatzversuchen eingesetzt, die von den Türken sämtlich blutig abgewiesen wurden. Schließlich, am 29. April 1916, mußte Townshend die Waffen strecken. Dabei fielen außer dem Oberbefehlshaber 5 Generale, gegen 500 Regiments- und Kompagnieoffiziere, sowie 13200 Unteroffiziere und Mannschaften, darunter 4500 Engländer, in die Hände der Türken.

Townshend durfte seinen Säbel behalten und wurde sofort nach Bagdad geschafft, wo man ihn, wie alle übrigen Offiziere, mit der größten Achtung und Gastfreundschaft behandelte. Von den englischen Offizieren waren drei vor dem Krieg bedeutende Kaufleute in Bagdad gewesen. Bei Kriegsausbruch hatte man sie als Gefangene nach Aleppo gebracht; ihr Ehrenwort, an Feindseligkeiten gegen die Türkei nicht teilzunehmen, verschaffte ihnen aber die Erlaubnis zur Heimreise. Nun waren sie zum zweitenmal gefangen, und man hielt sie von den übrigen getrennt. Es hieß, wenn sie vor ein Kriegsgericht gestellt würden, sei ihr Schicksal besiegelt.

Am Abend des 7. Mais gaben die in Bagdad sich aufhaltenden deutschen Offiziere im Garten des deutschen Konsulats Halil Pascha und etwa zwanzig türkischen Offizieren ein Fest zu Ehren des Sieges von Kut-el-Amara. In den Gängen brannten Fackeln und Pechpfannen und unter den Palmen zahllose bunte Laternen. Herzog Adolf Friedrich feierte in packender Rede den Sultan und Halil Pascha und gedachte dabei auch des toten Feldmarschalls und seiner hohen Verdienste. In seiner weichen schönen Muttersprache dankte Halil mit kernigen Worten.

Halil Pascha, der nach von der Goltz' Tode und in seinem Geiste die Operationen gegen Kut-el-Amara leitete und jetzt der Nachfolger des Feldmarschalls als Chef der 6. Armee war, wohnte an der vornehmsten Straße Bagdads in einem einfachen Ziegelhaus, das ein kleiner Hof umgab. Im jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren hatte er diese hohe Würde errungen und einen Ruhm, der seinen Namen in der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Halil Pascha ist ein großer, schlanker Mann von ebenmäßigem Körperbau, schönen, sympathischen Gesichtszügen und hellem, offenem Blick. Er trägt sich äußerst einfach, die ihn trefflich kleidende türkische Offiziersmütze aus Lammfell mit stolzer Siegesgewißheit

Alter chriſtlicher Araber in Bagdad.

keck zurückgeschoben; kein Abzeichen verrät seinen hohen Rang; auf der Straße konnte man ihn für einen gewöhnlichen Leutnant halten.

Als ich ihn zum Fall von Kut-el-Amara beglückwünschte, machte er nicht viel Wesens von dem Erfolg, den er und seine Truppen erstritten hatten. Von dem britischen Befehlshaber General Townshend sprach er mit bescheidener Zurückhaltung, wunderte sich aber immer wieder über die Kapitulation, da die Engländer ungefähr fünfmal so stark gewesen waren, wie die Türken.

Gerade als mir Halil Pascha in vortrefflichem Französisch von den letzten Tagen der Festung erzählte, wurde unsere Unterhaltung durch die hohe Priesterschaft Bagdads unterbrochen, die in vollem Ornat dem Feldherrn ihre Aufwartung machte und um die Erlaubnis bat, die neugebaute Hauptstraße nach ihm zu benennen. Sie läuft parallel mit dem Ufer des Stroms und erleichtert die Verbindung zwischen dem oberen und unteren Teile der Stadt. Zahlreiche am Wege stehende Häuser wurden rücksichtslos niedergerissen, und man hatte es damit so eilig, daß ihren Besitzern oft nur wenige Tage Frist blieb, ein neues Unterkommen zu suchen. Denn diese Straße hatte zugleich auch eine symbolische Bedeutung: sie ging quer durch das Grundstück des englischen Konsulats, das vor dem Kriege niemand hätte antasten dürfen; jetzt waren keine Engländer mehr da, die Einspruch hätten erheben können.

Zwei Tage nach dem vorhin erwähnten Siegesfest stand ich mit dem Herzog und Schölvinck auf der hochgewölbten, kühlen Veranda des englischen Konsulats und erwartete die Ankunft des ersten Trupps englischer Gefangenen. Ein französischer Arzt und mehrere französische Dominikanerschwestern waren ebenfalls zugegen; auch sie waren Gefangene der Türken, hatten aber in Bagdad bleiben dürfen unter der Bedingung, daß sie in den mehr als dreißig Krankenhäusern, die alle überfüllt waren, Dienst taten. Es hieß, 6 bis 7000 Plätze seien belegt, meist mit Typhus und Ruhr.

Während wir uns mit den französischen Schwestern und dem Arzt unterhielten, kam der Raddampfer „Hamidije" mit zwei Booten, die zu beiden Seiten an ihm festgemacht waren, langsam und majestätisch den Strom herauf. Auf dem oberen Deck des „Hamidije" saßen englische Offiziere in Korbstühlen und auf Bänken, und in den beiden Booten weiße und farbige Unteroffiziere.

Ankunft der „Hamidije".

Nun wurde das Schiff am Kai festgemacht und die Landungsbrücke ausgeworfen. Türkische Offiziere gingen an Bord. Am Ufer wartete der Stadtkommandant, der stellvertretende Chef des XIII. Armeekorps in Bagdad, Oberst Mesrur Bei. Zuerst kamen die fünf Generale an Land, und der Kommandant begrüßte seine „Gäste". Einer von ihnen war krank und stützte sich auf einen Stock und auf die Schulter eines Adjutanten. Im Schatten einiger Bäume wurden Stühle für sie aufgestellt, und Mesrur Bei unterhielt sich mit ihnen höflich in französischer Sprache.

Dann kamen die Obersten und Oberstleutnants an die Reihe, die Majore, Hauptleute und Leutnants. Alle dem Rang nach geordnet und aufgestellt, um sofort in ihre Quartiere geführt zu werden.

Mit welchen Gefühlen mochten die Engländer, die früher in Bagdad gewesen waren, das prachtvolle Konsulat wiedersehen, das sich als ein Symbol der englischen Macht im Orient prunkvoll vor ihnen erhob, und auf dessen Turm früher die Flagge des größten Weltreichs geweht hatte. Nun flatterte an demselben Mast der Rote Halbmond. Von Mohammedanern besiegt, als deren Herren sie sich immer gefühlt hatten, betraten sie jetzt nicht mehr eigenen Boden, und kein Vertreter Großbritanniens hieß sie willkommen. Sie waren nicht mehr wie so oft Gäste, sondern Gefangene der Türken. Aber keine Miene, keine Bewegung verriet ihre Gedanken. Mit der unerschütterlichen Ruhe und der stolzen Haltung, die ihrer Rasse eigentümlich ist, sahen sie den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Die Generale fuhren in Droschken nach ihren neuen Wohnungen, und ihre Ordonnanzen schafften ihr Gepäck auf Lastwagen fort. Als ich mit Mesrur Bei die Front der Majore entlang schritt, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen und erkannte Major Rybot, mit dem ich im Jahre 1906 oft in Simla zusammen gewesen war. Nachdem wir uns die Hand gedrückt, bat auch Mesrur Bei, dem Major vorgestellt zu werden; er ließ ihn aus der Reihe treten und lud uns ein, ihm in eine Laube zu folgen, wo Tische mit Erfrischungen bereitstanden. In ungezwungenster Unterhaltung über Irak und Mesopotamien, über den Verlauf des Weltkrieges und nicht zum wenigsten über unsre gemeinsamen Erinnerungen an Indien verging uns hier eine inhaltreiche Stunde.

Die Landung der englischen Gefangenen von Kut-el-Amara in Bagdad.

Digitized by Google

Die engliſchen Offiziere wurden von den Türken mit der größten Rückſicht und Höflichkeit behandelt und genoſſen eine Freiheit, die geradezu überraſchend war. Denn gerade damals ſtanden die Ruſſen in der Gegend von Kaſr-i-Schirin, kaum 170 Kilometer von Bagdad entfernt, und es wäre für die Gefangenen nichts leichter geweſen, als verkleidet zu fliehen und ihren ruſſiſchen Verbündeten wichtige Nachrichten über die Lage Bagdads zu bringen. Mehrmals erzählte man auch von ſolchen Entweichungen, doch weiß ich nicht, ob die Gerüchte der Wahrheit entſprachen. Sicher iſt, daß man täglich engliſchen Offizieren begegnete,

Major Nybol und Mesrur Bei.

die ſich in den Baſaren völlig frei bewegten. Als ich zwei Tage nach Ankunft der Gefangenen dem amerikaniſchen Konſul Mr. Briſſel einen Beſuch abſtattete und wir uns gerade über China unterhielten, erſchienen vier engliſche Offiziere ohne jede türkiſche Bewachung. Sie zeigten noch immer die gleiche Würde und ruhige Miene, als ob nichts geſchehen und Kut-el-Amara nur eine bedeutungsloſe Epiſode ſei. Und doch hatte dieſer Schlag die von den Engländern beabſichtigte Verſchmelzung der ruſſiſchen und engliſchen Fronten vorläufig gänzlich durchkreuzt. Einſtweilen iſt der Feldzug im Irak verloren, mochten ſie denken; aber ſie ließen nichts davon merken. Mir gegenüber, deſſen feſter Standpunkt in dieſem Kriege genügend bekannt war, zeigten ſie eine offene Ritter-

lichkeit und meinten, jeder freie Mann habe das Recht ſeiner politiſchen Überzeugung.

Am Abend desſelben Tages hatte ich einige ſchwediſche Freunde und den deutſchen Arzt Dr. Schacht, der als Gatte einer Landsmännin von mir das Schwediſche ohne fremden Beiklang ſpricht, zu einem Abendbrot im Garten des Hotels „Tigris“ geladen. Als wir eben bei Kaffee und Zigaretten ſaßen, trat eilig der Adjutant Halil Paſchas heran und bat mich, nach der Reſidenz hinüber zu kommen, wo der Paſcha gerade ein Abſchiedseſſen für ſeinen vornehmſten Gefangenen, den General

Höhere engliſche Offiziere unter den Gefangenen von Kut-el-Amara.

Townshend, gab. Ich entſchuldigte mich bei meinen Freunden für kurze Zeit und folgte ihm. Dieſes hiſtoriſche Gaſtmahl, das Sieger und Beſiegten, Verteidiger und Bezwinger von Kut-el-Amara am ſelben Tiſch vereinte, mochte ich nicht verſäumen; außerdem kannte ich General Townshend von Simla her, wo er der Stabschef Lord Kitcheners war; dort war ich oft mit ihm zuſammen, als ich beim Oberſtkommandierenden der engliſchen Armee wohnte.

Wenige Schritte brachten uns zur Reſidenz, die damals noch gerade gegenüber lag; ſpäter wurde ſie in das Haus des Hauptquartiers verlegt, wo der Feldmarſchall gewohnt hatte. In ſeiner freundſchaftlichen Haft widerfuhr dem Adjutanten in der Vorhalle ein Renkontre mit einer

orientaliſchen Porzellanvaſe, die ſchmetternd auf dem Steinboden in tauſend Stücke zerſchellte und mich vor der offenen Tür des Speiſeſaals mit überflüſſigem Knalleffekt anmeldete

Am Tiſch präſidierte Halil Paſcha. Ihm gegenüber ſaß General Townshend, neben ihm der Stabschef und der Adjutant des engliſchen Oberbefehlshabers, hohe, kräftige Geſtalten. Die übrigen Gäſte waren türkiſche Offiziere und ſonſt nur Ziviliſten, unter ihnen der Bürger-

Phot.: Schölvinck. Indiſche Soldaten.

meiſter von Bagdad mit ſchwarzem Bart und Brille, ſchwarzem Gehrock und rotem Fes.

Nachdem ich Halil und ſeine Gäſte begrüßt hatte, wurde ich eingeladen, an Townshends Seite Platz zu nehmen. „Erinnern Sie ſich noch unſeres Zuſammentreffens in Simla?“ rief er mir entgegen. „Hier ſehen Sie mich nun als Beſiegten!“ Wir ſprachen von Kitchener, von den indiſchen Zedern und Mangobäumen und den ſchneebedeckten Bergen des Himalaja oberhalb Simlas. Townshend trug ſein Geſchick mit Gleichmut. Die Stimmung an der Tafel war ſogar heiter; es war ein wirkliches Verbrüderungsfeſt, und der Champagner floß in Strömen.

Farbige Engländer.

Phot. Schölvind.

Digitized by Google

Halil Paſcha füllte ſein Glas und toaſtete auf ſeinen Ehrengaſt, dem er eine glückliche Zukunft wünſchte, und der Engländer dankte für die Gaſtfreundſchaft, die er in Bagdad erfahren hatte. Nach dieſem feierlichen Schlußakt des Gaſtmahls fuhr Townshend in Halil Paſchas Automobil nach Hauſe. Am andern Tag ſollte er nach Konſtantinopel weiterreiſen, wo ihm auf einer der Prinzeninſeln eine Villa angewieſen war.

Die folgenden Tage über kamen unaufhörlich neue Schiffe mit Gefangenen von Kut-el-Amara. Die größere Maſſe aber marſchierte zu Fuß heran und wurde in einem Lager auf dem rechten Flußufer untergebracht. Die Eiſenbahn beförderte ſie ſpäter nach Samarra, und von dort marſchierten ſie nach Ras-el-Ain. In elenden Schuppen und kleinen weißen Zelten lagen da Tauſende von Sikhs, Gurkhas, Patanen und andern Repräſentanten des unglücklichen, unterdrückten indiſchen Volkes. Ausgemergelt, mager und hungrig wehklagten ſie laut über ihr Schickſal. Schon in Kut-el-Amara hatte man ſie auf ſchmale Rationen geſetzt, Mauleſel- und Pferdefleiſch war ein Leckerbiſſen geweſen. Satt wurden ſie auch jetzt nicht von dem Eſſen, das ſie ſich, in verſchiedenen Gruppen nach Nationen, Religionen und Kaſten geteilt, an ihren kleinen Feuern bereiteten. Ich konnte ſie nur mit der Hoffnung tröſten, daß in Konia, Angora und andern Teilen Kleinaſiens, wohin ſie geſchafft werden ſollten, beſſer für ſie geſorgt würde, als hier auf dem Durchmarſch auch beim beſten Willen möglich war. Unter den engliſchen Soldaten waren, wie gewöhnlich, brillante Typen. General Townshend ſchien übrigens bei ſeinen Truppen beliebter zu ſein als bei ſeinen Offizieren.

Rund zwei Drittel der Gefangenen von Kut-el-Amara waren indiſche Truppen, 9000 Mann! Ein Tropfen im Meer, verglichen mit den Maſſen farbiger Menſchen, die England in Europa, Aſien und Afrika auf die Schlachtbank geführt hat, um der deutſchen Kultur ein Ende zu bereiten. Man kann ſich denken, mit welchem Ingrimm ſich dieſe unſchuldigen Opfer nun von ihrer Heimat abgeſchnitten ſahen! Als ſie zu Schiff nach Basra gebracht wurden, wußten ſie weder weshalb, noch gegen wen ſie in dem fremden Lande kämpfen ſollten. Einige wagten vor Furcht auf meine Fragen gar nicht zu antworten. Andere meinten, ſie hätten nichts von einer Bedrohung Indiens gemerkt. Einer

Die Moſchee Abdel Kader in Bagdad.

von ihnen berief ſich auf die Verſicherungen engliſcher Offiziere, daß Deutſchland der Feind der geſamten Menſchheit ſei. Nach dem Fall von Kut-el-Amara behaupteten die engliſchen Zeitungen, mehr als 4000 Mann hätten dort überhaupt nicht geſtanden. Die Farbigen waren alſo keine Menſchen, lediglich Kanonenfutter, und brauchten in der engliſchen Preſſe nicht als Verluſt gebucht zu werden!

Unter den indiſchen Truppen befanden ſich mehrere mohammedaniſche Regimenter. Es war zweifellos ein Wageſtück, ſie gegen Bagdad zu führen, das im ganzen mohammedaniſchen Indien als eine der vornehmſten Städte der Welt gilt. In Bagdad ſteht auch eine Moſchee, ein Heiligengrab, Abdel Kader genannt, das die Nachfolger des Propheten in Hindoſtan in großen Ehren halten. Ich beſuchte dieſes Heiligtum und erhielt von ſeinem Nakib oder Oberprieſter, Abdurrahman Gilani, einem dicken, behäbigen achtzigjährigen Greiſe, Aufſchluß über die Bedeutung des Platzes. Seine Würde, erzählte er mir, ſei erblich, und die ſechs Prieſter, die ihn bei meinem Beſuch umgaben, ſeien ſeine Brüder. Er hatte zwölf Söhne, alle verheiratet und Väter vieler Kinder. Sie waren Sunniten von arabiſcher Abſtammung und Seïden oder Abkömmlinge des Propheten, alſo Glieder in der Kette einer prieſterlichen Dynaſtie und, wie die Moſchee ſelbſt, mächtig reich. Denn die indiſchen Pilger kommen nach Abdel Kader nicht mit leeren Händen. Außerdem machte der älteſte Sohn, der zukünftige Nakib, jährlich Reiſen zu den indiſchen Mohammedanern, um Gaben für die Grabmoſchee und ihre Prieſter zu ſammeln. Die Moſchee umgaben zahlreiche Häuſer mit Unterkunftsräumen für die indiſchen Pilger; jetzt waren ſie alle dem Roten Halbmond überlaſſen. Als Ende November 1915 die Engländer über den Diſala gingen und gegen Bagdad vorrückten, ſollen zwei mohammedaniſche Regimenter gemeutert haben, da ſie die Stadt, die Abdel Kaders Grab einſchloß, nicht angreifen wollten. Dieſes Ereignis ſcheint den engliſchen Rückzug beſchleunigt zu haben.

* * *

Siegesſtimmung erfüllte Bagdad, als ich dort weilte. Jetzt, da ich dies ſchreibe, kaum ein Jahr ſpäter, erklingen wieder Jubelrufe in der Kalifenſtadt, aber nicht mehr der Osmanen, ſondern der Briten.

Das engliſche Anſehen im Orient hatte durch den Fall von Kut-el-Amara einen ſchweren Stoß erlitten. Was ſollten die Völker Indiens und Ägyptens, was Araber, Perſer und Afghanen von einer europäiſchen Großmacht denken, die nicht einmal Aſiaten ſtandhalten konnte? Alſo galt es, jedes Opfer zu bringen, um den Schimpf jener Niederlage wieder abzuwaſchen. Es ging um Englands Ehre und Anſehen im Orient, um die Zukunft der britiſchen Herrſchaft auf aſiatiſchem Boden.

Anfang des Jahres 1917 meldete der Telegraph wiederholt, daß die Engländer durch das Irak wieder mit bedeutenden Kräften vordrängen, und am 25. Februar brachten alle Zeitungen der Welt ein Telegramm aus Konſtantinopel, Kut-el-Amara ſei von ihnen wiedererobert.

Am 6. März hatte engliſche Kavallerie Ktefiphon paſſiert und ſtand 6 engliſche Meilen ſüdöſtlich vom Nebenfluß Dijala. Offenbar ging der engliſche Oberbefehlshaber auf nichts Geringeres aus, als auf die Eroberung Bagdads. Schon am 11. März kam auch aus London die lakoniſche Mitteilung: Bagdad iſt gefallen. Ihr folgte eine amtliche Meldung, in der es hieß:

„Unſern Truppen, die den Fluß Dijala entlang mit dem Feinde Fühlung hielten, gelang es trotz Mondſcheins in der Nacht zum 8. ds. Mts., überraſchend den Dijala zu überſchreiten und ſich auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes feſtzuſetzen. Nachdem über den Tigris, unterhalb ſeines Zuſammenfluſſes mit dem Dijala, eine Brücke geſchlagen war, ſetzte eine ſtarke engliſche Abteilung auf das rechte Ufer hinüber und ſtieß mit dem Feind ungefähr 9 Kilometer ſüdweſtlich von Bagdad zuſammen. Die Türken wurden aus ihrer Stellung in eine zweite, 3 Kilometer dahinter gelegene, gedrängt und am 9. auch aus dieſer vertrieben. Unſere Truppen lagerten auf dem gewonnenen Gelände. Der Vorſtoß wurde am 10. März trotz furchtbaren orkanartigen Sandſturms zu Ende geführt und die Türken bis 5 Kilometer vor Bagdad zurückgeworfen. — Soeben telegraphiert nun der Oberbefehlshaber in Meſopotamien, daß Bagdad am 11. März frühmorgens von den engliſchen Truppen genommen wurde.“

Ohne Zweifel war die Expedition von General Maude gut vorbereitet; die Engländer wollten den Völkern des Orients zeigen, daß ſie den Türken nicht nachſtänden. Die Londoner Preſſe ſchwelgte in

ungeheurem Jubel, als könne der Ausgang des Weltkrieges nun nicht länger zweifelhaft sein: „Der Sieg vernichtet den deutschen Traum Berlin—Bagdad und macht Deutschlands hochfliegenden Plänen im Orient ein Ende. Dieses Ereignis hat die größte Seifenblase des Pangermanismus zum Platzen gebracht und eine an den Grenzen des indischen Reiches beständig drohende Gefahr entfernt."

Weder Deutschland noch die Türkei haben jemals Absichten auf Indien gehabt. Welche Gefahr diesem am ersten droht, darüber könnte General Kuropatkin, der Erbe von Skobelews Invasionsplan, merkwürdige Dinge erzählen. Außerdem wird das Schicksal der Türkei oder auch nur Mesopotamiens nicht in Bagdad entschieden, sondern allein an der Westfront.

Aber die Freude der Engländer ist nur zu verständlich. Der Krieg ruiniert sie, und sie brauchten eine Ermunterung. Bagdad, Dar-es-Salaam, das Heim des Friedens, war bisher die einzige Stadt, die sie während des Weltkrieges erobern konnten, abgesehen von einigen kaum verteidigten afrikanischen Nestern. Die Zukunft wird zeigen, wie lange sie sich in der Residenz Mansurs werden halten können.

Unſere beiden Gendarmen (rechts).

Vierzehntes Kapitel.

Meine Fahrt nach Babylon.

Am 15. Mai wurde ich bei Tagesanbruch geweckt, kleidete mich in aller Eile an und eilte zum Kai hinunter, wo bereits ein Belem auf Herzog Adolf Friedrich, Rittmeiſter Schölvinck und mich wartete.

Unſer Reiſeziel war Babylon. Die deutſchen Ordonnanzen des Herzogs, ſein Kammerdiener und ſein Koch, beide Neger aus Togo, deſſen Gouverneur der Herzog bei Kriegsausbruch war, ſowie mein arabiſcher „Silberdiener", wie Schölvinck Sale nannte, waren mit dem Gepäck vorausgefahren. Wir hätten den ganzen Weg im Kerbelawagen zurücklegen können, zogen es aber vor, die Feldbahn nach Risvanije zu benutzen und von dort aus auf dem Euphrat zu fahren.

Es war ein herrlicher Morgen. Die Luft war lau, am Himmel ſegelte nur hier und da ein Wölkchen. Wie ein Ball weißglühenden Eiſens ſtieg die Sonne empor, von den Gebetsrufern der Minarette begrüßt, und vergoldete die Balkone und Palmen auf dem rechten Ufer.

Das Boot landete an dem Kai, wo die Feldbahn beginnt. Eine Draisine ſtand bereit, und bald rollten wir durch die ſtille Wüſte, als eben die Eidechſen, Heuſchrecken, Käfer und andere Inſekten ihr Tagewerk begannen. Heute ging es ſchneller als das vorige Mal: in drei Stunden waren wir am Ziel.

Mein alter Schahtur lag noch an ſeinem Platz. Doch brauchten wir ihn nicht. Der Herzog hatte die große Fähre „Emden" inſtand ſetzen laſſen, und ſie hatte ſich, ſeitdem ich in ihrer Geſellſchaft den Euphrat hinabgefahren war, ſehr angenehm verändert. Mittſchiffs erhob ſich ein Deck mit Bänken, Tiſchen und Feldſtühlen; darüber war auf ſenkrechten Stangen ein Zeltdach geſpannt. An den Seiten ſtand unſer Gepäck aufgeſchichtet, und hinten reſidierte der ſchwarze Koch mit ſeinem Petroleumofen und ſeinen Proviantkiſten. Die Beſatzung beſtand aus acht Arabern und einer Eskorte von zwei bis an die Zähne bewaffneten Gendarmen. Der Flußweg bis Babylon galt nicht für ſicher, beſonders in dieſen unruhigen Zeiten, die jetzt auch in der Provinz Irak herrſchten. Auch der Herzog hatte als geſchickter Jäger und Schütze ſeine und ſeiner Soldaten Waffen in Bereitſchaft.

Die Fähre ſtieß vom Land und wurde ſogleich von der gewaltigen Strömung fortgeführt. Wir ſaßen auf bequemen Stühlen unter dem Sonnendach mit freier Ausſicht flußabwärts, zogen unſere Jacken aus, zündeten die Zigaretten an und genoſſen die Fahrt in vollen Zügen. In Gedanken aber war ich den ganzen Tag in meinem lieben, alten Heim zu Stockholm, wo mein ehrwürdiger Vater heute ſein neunzigſtes Lebensjahr vollendete.

Schon vor 12 Uhr betrug die Temperatur im Schatten 36 Grad. Die Hitze wurde aber etwas gemildert durch den Nordwind, der uns zuweilen nach dem rechten Ufer hinübertrieb und uns zwang, die Fähre ziehen zu laſſen. Doch ließ er bald nach, und es gab eine herrliche Fahrt an Jublatije und den weiten Weizenfeldern von M'Geſſab vorüber.

Auf dem rechten Ufer erhebt ſich die Grabkapelle El-Faſl, und von vereinzelten Palmen geſchmückt liegt im Sonnenbrand das Dorf El-Batſch. Am Uferrand knarren die üblichen Waſſerwerke mit ihren unermüdlichen Lederſäcken. Auf der Steppe zu beiden Seiten hüten die Nomaden ihre Schafe und Ziegen; hier und da hat ein wandernder

Die Fähre „Emden".

Die beiden Neger des Herzogs, rechts Sale.

Digitized by Google

Stamm ſeine ſchwarzen, immer gleich maleriſchen Zelte aufgeſchlagen. Bei dem Dorf Nahrlatefije auf dem linken Ufer weiden zahlreiche Pferde, Eſel und Zebuochſen. Bei El-chidr-lias ruht ein Heiliger unter einer weißen, von Palmen beſchatteten Grabkuppel. In dieſer Gegend zeigen ſich am Ufer ſeichte Seen, die Chor genannt werden. Zuweilen ſieht man Fiſchereigeräte derſelben Art, wie an den Ufern des Tarim in Oſt-Turkeſtan.

Um 1 Uhr zeigt das Thermometer 37 Grad, und der Wind hat aufgehört. Das Flußwaſſer hat eine Temperatur von 24,1 Grad. Der Himmel iſt türkisblau und völlig klar, nur eine einzige kleine Wolke ſchwebt über der Wüſte, über der die Luft wie Dampf über einer bratenden Pfanne zittert.

Zu Beginn der Fahrt machte der Euphrat ſcharfe Windungen. Jetzt geht er geradeaus und iſt zuweilen nach Südoſten offen wie eine Meeresbucht. Bäume und Palmen werden ſelten, das Land iſt kahl und flach. Aber häufig zeigen ſich die prismatiſchen Strohdächer der Lehmhütten, in denen Nomaden und Bauern wohnen.

Gegen Abend wird es herrlich, trotzdem wir noch um 5 Uhr über 36 Grad haben. Aber die Sonne iſt etwas bedeckt, und ein leichter Nordwind beſchleunigt unſere Fahrt nach Südſüdoſten.

Wir hielten uns in der Mitte des Stroms, der hier gegen 800 Meter breit und 5—6 Meter tief iſt. Da erſchien nicht weit vor uns das Dorf Soba, und wir ſahen etwa zehn Araber am Ufer ſtehen. Sie waren mit Gewehren bewaffnet, und als wir uns näherten, nahmen ſie eine drohende Haltung ein; einige hockten in Schußſtellung und brachten auf einer kleinen Bruſtwehr ihre Gewehre in Anſchlag, andere ſtanden ſchußbereit da und forderten uns in befehlendem Tone auf zu landen.

Der eine von unſeren beiden Gendarmen legte eilig ſein Gewehr über die Reling, und der Herzog lud kaltblütig ſeine Büchſe. Die Lage war etwas kritiſch, und wir warteten natürlich mit einiger Spannung, wer wohl zuerſt ſchießen werde. Unterdes trieb die Fähre mit der Strömung ruhig weiter; wir waren ſchon den kriegeriſchen Arabern gerade gegenüber, ohne daß etwas geſchah, und entfernten uns ſchon wieder langſam von ihnen. Da gaben ſie plötzlich ihre drohende Haltung

auf, bildeten eine Gruppe und unterhielten ſich lebhaft. Einer von ihnen, wahrſcheinlich der Führer, rief uns, wohl um ihr Benehmen zu entſchuldigen, zu: „Wir wußten nicht, daß ihr Deutſche an Bord hattet.“ Jedenfalls hatten ſie uns, wie unſere Begleiter meinten, für Kaufleute gehalten, die mit Waren ſtromabwärts reiſten und, wenn ſie ſich hätten einſchüchtern laſſen zu landen, in aller Ruhe geplündert worden wären.

So nahm unſer kleines Abenteuer einen harmloſen Verlauf, und wir fuhren weiter, ſaßen wieder behaglich unter unſerm Zeltdach, tranken Rotwein mit Waſſer aus irdenen, in feuchte Tücher gehüllten Töpfen

Phot.: Schölvinck. Der Herzog an Bord.

und freuten uns der eigenartigen Landſchaft, die ſo flach iſt wie ein zugefrorener See, und in die nur Zelte, Palmen und weidende Tiere einige Abwechſlung bringen. Die Poſthalterei Matardas ſah aus der Ferne wie eine Feſtung aus, in der Nähe ſchrumpfte ſie zur Unbedeutendheit zuſammen.

Hinter der Inſel Dſchenabijin wird der Strom von leichten Vegetationsgürteln eingefaßt. Links überwiegen Laubbäume, rechts Palmen, dazwiſchen erſcheinen Gehöfte, Dörfer und Äcker; die Gegend iſt wieder belebter, und die Wüſte verſchwindet. Um $^1/_2$6 Uhr haben wir nur 34,8 Grad Wärme, und man fühlt ſich ſchon behaglicher.

Muſeyib.
(Linkes Ufer.)

Neugierige am Landungsplatz.

Der Strom wird schmäler, und vor uns liegt auf beiden Ufern die Stadt Museyib. Die Häuser tragen wie in Bagdad Galerien, Balkone und Erker; doch ist am Ufer ein Fußsteig freigelassen, auf dem viele Araber umhergehen.

Die Fähre steuerte nach dem linken Ufer hinüber. Aber als wir anlegen wollten, rieten uns die Leute am Strande, nach rechts hinüberzufahren, wo die Behörden ihren Sitz hätten. Man merkte ihnen an, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war; in mehreren langen, schmalen Booten wurden fünfzehn verwundete türkische Soldaten über den Strom nach einem Krankenhaus gerudert.

Auf dem rechten Ufer lagerten türkische Truppen, und bald standen wir vor dem großen, malerischen Haus, in dessen erstem Geschoß der Mutessarrif oder Gouverneur von Museyib sein Amtszimmer hatte. Im Erdgeschoß befand sich ein Café, gedrängt voll von Türken und Arabern, und es wimmelte von Turbanen, Fessen und arabischen Kopftüchern. Ein Derwisch ohne Kopfbedeckung, aber mit einem aufrechtstehenden Haarbüschel, in der Hand eine Art Karnevalspritsche, erheiterte seine Zuhörerschar durch Possen.

Sogleich sammelten sich Neugierige um uns. Die Gendarmen, die am Tor Wache hielten, zeigten uns den Weg die halsbrecherische Treppe hinauf. Man führte uns durch ein mit Teppichen belegtes, verfallenes Zimmer auf eine große Veranda mit prächtiger Aussicht auf den Strom. Hier saß der Mutessarrif, umgeben von Offizieren und Zivilisten, auf einem großen Sofa bei der Arbeit.

Der Gouverneur grüßte uns höflich und bot uns seine Dienste an. Die Unruhe in Museyib war durch einen Aufruhr in Kerbela verursacht worden, von dem wir bereits in Bagdad allerhand hatten munkeln hören. Leicht war es auch hier nicht, Genaueres darüber zu erfahren. Angeblich hatten die Schiiten in Kerbela die türkische Garnison angegriffen und mehrere Offiziere erschossen, worauf die Türken die Stadt metertief unter Wasser setzten. Die Araber der Gegend hatten die Unordnung benutzt, um die Grabmoschee Imam Husseins zu plündern, die außerordentlich reich an Schätzen und kostbaren Geschenken ist. Die Truppen, die wir am Flußufer gesehen, hatten sich wegen der Überschwemmung zurückziehen müssen. Doch schien der Aufruhr inzwischen niedergeschlagen zu sein; wir hörten auch später nichts mehr davon.

Bis zum Dorf Sedde, versicherte uns der Gouverneur, seien wir völlig sicher. Aber unterhalb dieses Punktes müßten wir auf der Hut sein, denn zwei hier hausende Araberstämme, Beni Hassan und El-Fethla, lägen miteinander im Kriege. Der Ingenieur Nahat Bei in Sedde, an den er uns einige Zeilen mitgab, würde uns weitere Aufklärung geben.

Es war 6 Uhr, und die Sonne ging gerade unter, als unsere „Emden" wieder vom Ufer abstieß. Ein neuer Lotse fuhr mit, der das Fahrwasser besser kannte, als die Besatzung aus Risvanije. Die Dämmerung sank hernieder. Die Einzelheiten an den Ufern verschwammen und flossen zu dunklen Umrissen zusammen. Der Wind hatte ganz aufgehört; $^1/_2$8 Uhr zeigte das Thermometer nur 27 Grad.

Bald umgab uns völlige Dunkelheit. Vor uns ertönte ein zunehmendes Brausen wie von einem Wasserfall. Der Lotse erklärte, das sei die Strömung unter der Brücke von Sedde. Hier sei ein gefährlicher Strudel. Sobald das Brausen ganz nahe kam, mußten einige Leute unserer Besatzung ans Land springen, um an einem Seil die Fähre zu bremsen, falls sie in den Strudel hineingeriet. Doch glitten wir ganz ruhig nach der Brücke hin, die sechs kleine Wölbungen und eine breitere siebente für Segelboote hat, und während wir Nahat Bei unsern Empfehlungsbrief sandten, wurde die „Emden" durch die Brücke bugsiert und vertäut.

Bei der Brücke von Sedde teilt sich der Strom in zwei Betten, links das alte des Schatt-el-Hille, rechts das neue des Hindije. Die ganze Wassermasse hat eine Neigung nach rechts und würde das alte Bett völlig aufgeben, wenn nicht Dämme einen Teil des Wassers zwängen, nach dem Schatt-el-Hille hinüberzugehen. Oberhalb Sedde hat ein anderer Arm sich vom Flusse abgezweigt, der Husseinije-Kanal, der südwestlich nach Kerbela geht.

Von Nahat Bei, der sich in größerer Gesellschaft einfand, erfuhr ich, der Hauptstrom habe bei höchstem Wasserstand 3000 Kubikmeter, der Hille-Arm aber nur 90. Der letztere sei bei Beginn 30, der erstere 300 Meter breit.

Leider konnte ich mir, da es Nacht war, von diesem interessanten Punkt keinen klaren Begriff machen. Sir William Willcocks, der im Dienst der türkischen Regierung die Messungs- und Untersuchungsarbeiten

Landſchaft auf dem rechten Euphratufer.

Digitized by Google

zur regelrechten Bewässerung des untern Mesopotamiens übernommen hatte, erklärte 1909, schon die ersten Arbeiten müßten 1 200 000 Hektar Land bewässern und einen Ertrag von 1 000 000 Tonnen Weizen und 100 000 Tonnen Baumwolle bringen. Im Jahre 1912 sagte er, das Wichtigste seien die Dämme bei Feludscha und Hindije (Sedde), sowie die Trockenlegung von überschwemmtem Gebiet und die damit zusammenhängende Kanalisierung. Das Land gegen Überschwemmung zu schützen und das Wasser möglichst vom Schlamm zu reinigen, seien schwierige, doch keineswegs unüberwindliche Aufgaben. Euphrat und

Schatt-el-Hille.

Tigris führen zur Hochwasserzeit fünfmal soviel Schlamm mit sich wie der Nil. Infolge der jährlichen Überschwemmungen häufen sich die Ablagerungen an den Ufern. Der Vegetationsgürtel mit seinen Abfällen und seinen Wurzeln trägt ebenfalls dazu bei, die Uferstreifen zu erhöhen, so daß die Wasserfläche bei Hochwasser höher liegt als die angrenzende Steppe. Der Uferdamm wird auch von Zeit zu Zeit durchbrochen, so bei Sedde, wo die Hauptmasse des Euphrat sich in den Hindije-Arm hineinzwängt. So hat der Strom im Lauf der Jahrtausende mehrfach sein Bett geändert; die modernen Ausgrabungen können das hier und da im Einzelnen nachweisen.

Digitized by Google

Der Hindije-Arm geht faſt geradeaus nach Süden bis Kufa in der Nähe von Nedſchef oder Meſched-Ali, dem vornehmſten Wallfahrtsort der Schiiten nächſt Kerbela oder Meſched-Huſſein. Dann biegt der Strom nach Südoſten ab, nimmt wohl den Überſchuß auf, der vom Schatt-el-Hille kommen kann, und vereint ſich mit dem Tigris — nicht wie früher während eines halben Jahrtauſends bei Korna, ſondern bei Garmet Ali in der Nähe von Basra.

Bahije, 18jährige Araberin aus Hille.

Sehr anfechtbar ſcheint mir Willcocks, wenn er (im „Geographical Journal" 1910 und 1912) drei von den Flüſſen Edens in Kanälen und Armen des Euphrat wiederfinden will. Nur an dem vierten, dem „Frat" der Geneſis, kann er nicht rütteln. Auch iſt es keineswegs ſo ſicher, daß der im Altertum bekannte Pallakopas der jetzige Hindije-Arm ſei, denn jener begann weit unterhalb Babylons, während dieſer von Sedde ausgeht. Strabo ſagt freilich nach Ariſtobulus, Alexander der Große ſei flußaufwärts gefahren, als er die Kanäle bei Babylon unterſuchte, aber nach Arrian ruderte er zur Mündung des Pallakopas euphratabwärts. Der Name wird auch Pallakotta geſchrieben, auf babyloniſch Pallakut. Nach Eduard Meyer lebt dieſer Name fort in Fellüga (Felludſcha).

Alexanders Fahrt fand kurz vor ſeinem Tode ſtatt, und ihre Schilderung bei Arrian iſt von großem Intereſſe. In gedrängter Kürze enthält

ſie eine vortreffliche Beſchreibung vom Euphrat und dem Verhältnis des Hauptſtroms zu den Kanälen. Außerdem zeigt ſie auch den Scharfſinn Alexanders im hellſten Licht:

„Während die Dreiruderer für Alexander gebaut und der Hafen bei Babylon ausgegraben wurden, machte er eine Fahrt von Babylon aus den Euphrat hinunter nach dem Fluſſe Pallakopas. Dieſer iſt von Babylon ungefähr 800 Stadien (20 Stunden) entfernt und kein aus Quellen entſpringender Fluß, ſondern ein vom Euphrat auf der Weſtſeite abgeleiteter Kanal. Der Euphrat, der vom armeniſchen Gebirge herabkommt, fließt nämlich zur Winterszeit, wenn er wenig Waſſer hat, in ſeinem Bett. Bei Frühlingsanfang aber und namentlich gegen die Sommerſonnenwende ſchwillt er an und ergießt ſich über ſeine Ufer hinweg in die Fluren Aſſyriens. Denn dann vermehrt die Schneeſchmelze in den armeniſchen Gebirgen ſeine Waſſermaſſe bedeutend, und da er ein flaches Bett und einen hohen Lauf hat, ſo überſchwemmt er das Land, wenn man ihm nicht einen Ablauf verſchafft und ihn durch den Pallakopas in die Teiche und Sümpfe leitet, die von dieſem Kanal aus beginnen und bis an die Grenzen des Araberlandes reichen ... Nach der Schneeſchmelze, ungefähr zur Zeit des Niedergangs der Plejaden, hat der Euphrat einen niedrigen Waſſerſtand, gibt aber nichtsdeſtoweniger den größten Teil ſeines Waſſers durch den Pallakopas an die Sümpfe ab. Wenn man nun nicht wieder den Pallakopas abdämmte, ſo daß das Waſſer, in die Ufer zurückgedrängt, in ſeinem Bett bliebe, würde ſich der Euphrat unfehlbar in den Pallakopas ergießen und Aſſyrien nicht mehr bewäſſern.“

Arrian berichtet dann noch, wie leicht man das Euphratwaſſer in den Pallakopas-Arm hineinleiten konnte, während der Statthalter von Babylonien große Mühe hatte, die zwiſchen zahlloſen Schlammablagerungen geöffnete Mündung wieder zu verſtopfen. 10000 Aſſyrer fanden dabei volle Beſchäftigung. „Berichte hiervon beſtimmten Alexander, etwas zum Nutzen des aſſyriſchen Landes zu tun. Deshalb beſchloß er, da, wo ſich der Lauf des Euphrat dem Pallakopas zuwendet, den Ausfluß feſt zu verſtopfen. Als er aber ungefähr 30 Stadien weiterging, zeigte ſich Felſengrund, von dem man annehmen mußte, daß er, durchſtochen und mit dem alten Kanal des Pallakopas in Verbindung

Raſt am Ufer des Schatt-el-Hille.

gebracht, einerseits das Wasser dank der Festigkeit des Erdreichs nicht durchsickern, andererseits seine Zurückdrängung zur bestimmten Jahreszeit leicht bewerkstelligen lassen würde. Deshalb befuhr er den Pallakopas und ruderte auf ihm in die Sümpfe hinab bis zum Lande der Araber. Als er hier einen schöngelegenen Punkt sah, baute und befestigte er dort eine Stadt und besiedelte sie mit einer Anzahl griechischer Söldlinge, die sich teils freiwillig anboten, teils durch Alter oder Verstümmelung nicht mehr dienstfähig waren."

Alexander war sehr vergnügt, fügt Arrian hinzu, denn die Prophezeiung der Chaldäer von einem Unglück, das ihm in Babylonien zustoßen werde, war nicht eingetroffen. Als er aber auf der Rückfahrt seinen Dreiruderer mit eigener Hand durch die Sümpfe lenkte, entführte ihm ein heftiger Windstoß seine Kopfbedeckung und die darumgewundene Stirnbinde. Diese blieb im Schilf auf einem der alten assyrischen Königsgräber hängen — schon ein bedenkliches Vorzeichen. Einer seiner Begleiter stürzte sich ins Wasser und holte schwimmend die Binde des Königs zurück; damit sie nicht naß wurde, wand er sie um seinen eigenen Kopf. Alexander schenkte ihm dafür zur Belohnung ein Talent, befahl aber zugleich, ihn zu köpfen, denn wer sein Königsdiadem getragen, müsse sterben. Nach andern Gewährsmännern blieb der Schwimmer am Leben und war niemand anders als Seleucus. Der Vorfall wurde von vielen dahin gedeutet, daß Alexander am Schlusse seiner Laufbahn stehe und Seleucus sein Nachfolger sein werde, was ja auch in gewissem Sinne zutraf. —

Doch zurück in die Gegenwart! Um 10 Uhr waren wir wieder an Bord und fuhren auf dem alten Euphrat weiter. Der Schatt-el-Hille läuft hier so gerade wie ein Kanal und ist nur etwa 170 Meter breit. Selten sah man Menschen oder Feuer an den Ufern. Die Stille wurde nur ab und zu von Hundegebell unterbrochen oder vom Klatschen der Ruder, wenn wir einem Ufer zu nahe kamen. Die Stimmung war zauberhaft, in herrlichem Mondschein glitten wir dahin.

Als wir um 5 Uhr erwachten, waren die Ufer des Schatt-el-Hille mit zahlreichen Palmen geschmückt, die ihre dunkelgrünen Federn im Wasser spiegelten. Die Fähre bewegt sich nur langsam vorwärts, denn dieser Arm des Euphrat hat geringe Strömung. Eine feierliche

Palmenwald auf dem rechten Ufer des Schatt-el-Hille.

Stimmung weht uns aus den dunkeln Säulenhallen der Palmen entgegen. Ihre Wurzeln ſaugen ja ihre Kraft aus den Gräbern Babylons, und eine Fülle großer Erinnerungen aus Tauſenden von Jahren ſtrömt auf uns ein. In ehrfürchtigem Schweigen fahren wir ihnen entgegen.

Auf dem linken Ufer erhebt ſich jetzt über die Palmen hinweg eine ſcharf abgegrenzte plateauförmige Anhöhe. Das iſt Babil, ein Name, der noch heute von den Arabern gebraucht wird, ein Name, der 5 bis 6000 Jahre alt iſt. Wohl iſt die Anhöhe nur ein Haufen Trümmer, unter denen der Sommerpalaſt Nebukadnezars ausgegraben iſt. Aber doch ſteht ſie da wie eine Klippe im Meer, über deſſen Fläche verheerende Stürme dahingegangen ſind.

Phot.: Deutſche Orient-Geſellſchaft.
Das Expeditionshaus der Deutſchen in Babylon.

Noch eine ſchwache Biegung, und in einem Wald von Palmen zeigen ſich die graugelben Lehmhäuſer des Dorfes Kweireſch. Die Landſchaft iſt herrlich und übertrifft alles, was der Euphrat bisher an reizvollen Uferbildern geboten hat. Auch hier knarren die Waſſerräder ihre einförmigen Melodien. Graue Büffel nehmen ihr Morgenbad im Moor am Ufer und wühlen ſich in den Schlamm hinein, bis nur Naſe und Hörnerſpitzen über dem Waſſer zu ſehen ſind.

Nahe bei Kweireſch erheben ſich runde Schutthaufen — hier beginnt das Trümmerfeld des alten Babylon.

Aus dem dichten Grün tritt ein ungewöhnlich großes, gutgebautes Haus hervor mit zwei Stockwerken. Wachen ſtehen vor dem Tor. In ſeiner Nähe landen wir, und an grauen Gartenmauern vorüber führt uns ein Weg hinauf. Zwei Herren in weißer europäiſcher Kleidung eilen uns entgegen und heißen uns herzlichſt willkommen. Der eine von ihnen, ein älterer Mann mit energiſchen Zügen, muſtert uns mit durchdringenden Blicken unter buſchigen Augenbrauen. Sein Name iſt weltberühmt. Es iſt Profeſſor Robert Koldewey, der gelehrte deutſche Aſſyriologe. Seit zwölf Jahren iſt er hier am Werke, die alten Burgen und Paläſte von Babylon auszugraben und dieſe alte Welt aus ihrem langen Schlummer zu wecken. Unterſtützt von einem wechſelnden Stab junger Archäologen hat er ſich wie kein anderer in dieſe Vergangenheit hineingearbeitet, und Babylon iſt die große Liebe ſeines Lebens geworden. Sein Begleiter iſt der Aſſiſtent Dr. Buddenſieg. Beide Herren tragen nicht wie wir Tropenhelme, ſondern ſchwarze Schaffellmützen, und der Profeſſor mit ſeinem dichten, graugeſprenkelten Bart gleicht ſo den Geſtalten, die man auf den aſſyriſchen Reliefs abgebildet findet.

Hofinneres des Deutſchen Hauſes.

Es mag überraſchen, daß die deutſchen Gelehrten während des Weltkriegs auf ihrem Poſten geblieben ſind. Aber von Gefahren ſind ſie ja ſtets umgeben. Ihre Nachbarn, die Araber, ſind nichts weniger als zuverläſſig, und nicht ſelten ſchwirren Gewehrkugeln durch die Fenſter oder pfeifen dieſen Männern der Wiſſenſchaft um die Ohren, wenn ſie draußen auf dem Felde arbeiten. Der Krieg im Irak hatte die Stellung der Deutſchen natürlich noch unſicherer gemacht,

beſonders ſeitdem die Engländer ihre Operationen gegen Bagdad begonnen hatten.

Aber gerade der Gefahren wegen, die den Früchten der deutſchen Arbeit und den großen Sammlungen drohten, iſt Koldewey geblieben, obgleich die Ausgrabungen einſtweilen nicht fortgeſetzt werden. Nur einmal mußten er und Buddenſieg Babylon verlaſſen, als die britiſche Armee den Dijala überſchritt und nur einige Kilometer von Bagdad entfernt ſtand. Um der Gefangenſchaft zu entgehen, flüchteten ſie nach Aleppo. Sie kehrten jedoch bald zurück und fanden ihr Haus geplündert, aber nicht von den Engländern, ſondern von den benachbarten Arabern. Dieſe hatten alles mitgenommen, was für ſie von Wert war, Proviant, Geſchirr, Porzellan, Kochgefäße, Tiſchzeug und anderes. Der Verluſt, den die Deutſche Orient-Geſellſchaft dadurch erlitt, betrug etwa 6000 Mark. Aber Koldewey nahm die Sache mit Humor und erzählte mir lachend, die Araberfrauen in Kweireſch ſtolzierten jetzt in nagelneuen weißen Kleidern umher, die aus deutſchen — Bett- und Tiſchtüchern geſchneidert ſeien. Die koſtbaren Sammlungen, mit denen die Araber nichts anzufangen wiſſen, hatten die Diebe unberührt gelaſſen.

Koldewey führte uns im Schatten der Palmen nach dem deutſchen Expeditionshaus, deſſen ſtarkes Tor für den Fall einer Belagerung mit Riegeln, Balken und Eiſenſtangen verrammelt werden kann wie in einer Feſtung. Es geht nach Norden; einen andern Eingang gibt es nicht. Man gelangt zunächſt in einen kurzen Korridor, an deſſen Seiten die Wachräume liegen; von hier aus führen Treppen nach dem Haus der Gäſte, wo auch wir einquartiert werden. Von einer zweiſtöckigen Galerie gelangt man in die Zimmer. Alle Fenſter haben Gitternetze von feinſtem Stahldraht, um Fliegen und Mücken fernzuhalten. Gegen Sandfliegen und Moskitos bieten ſie freilich keinen Schutz. Aber dieſe ſchlimmſten Plagegeiſter der Gegend beginnen ihre Tätigkeit erſt abends, wenn man nicht zu Hauſe iſt. Den Boden bedecken Strohmatten; die übrige Einrichtung beſteht aus einem gewaltigen Topf mit friſchem Waſſer und einem kleineren mit Trinkwaſſer. Eine dritte Treppe geht auf das Dach; hier ſteht eine Reihe primitiv gezimmerter Betten, die wir jedoch nicht benutzten, da wir unſere eigenen mitgebracht hatten.

Blick vom Haus der deutſchen Archäologen auf die Ruinenhügel von Babylon.

Phot.: Schölvinck.

Von dem mit einer Bruſtwehr verſehenen Dach hat man über die Kronen der größten Palmen hinweg eine großartige Ausſicht. Im Süden und Südſüdweſten breitet ſich in unmittelbarer Nähe, in Gärten gebettet, das Dorf Kweireſch aus. Im Nordnordoſten erhebt ſich in einer Entfernung von $2^1/_2$ Kilometer der Hügel Babil, im Oſten ganz nahe der Hügel Kaſr, und im Südſüdoſten, 1400 Meter entfernt, der Hügel Amran. Zwiſchen Kaſr und Amran, ja, man kann ſagen, zwiſchen Babil und einem Punkt 1 Kilometer ſüdlich von Amran iſt das ganze Gelände voller Ruinen, die ſich auch 4 Kilometer nach Oſten erſtrecken, wenn man alles mitrechnet, was innerhalb der alten Stadtmauer liegt. Zwiſchen dem deutſchen Hauſe und dem Ausgrabungsfeld läuft die breite Landſtraße nach Hille.

Auf dem rechten Ufer des Schatt-el-Hille ſieht man die kleinen Araberdörfer Anane und Sindſchar mit ihren Gärten und vor allem zahlloſe Palmen, die zu einem einzigen Beet üppigen Grüns verſchmelzen. Durch die Mitte zieht der Fluß einen blitzenden, ſchwachgebogenen Strich, und im Oſten breitet ſich in der Ferne die große Wüſte, die am Tage ſo glühend heiß iſt, daß nur Araber barfuß über ihren Lehm und Sand gehen können.

Wir ſteigen wieder hinab nach dem Gewölbe, wo die Gendarmen ſich aufhalten, und betreten den erſten Hof, wo einige Reitpferde ſtehen und Diener ihre Arbeit verrichten. Dort liegen Schienen und Schwellen für eine Feldbahn, die unter normalen Verhältniſſen die Verbindung zwiſchen dem Trümmerfeld und der Station herſtellt und während der Grabungen Schutt fortſchafft.

Ein gewölbter Gang, an den Küche und Dienerzimmer ſtoßen, führt in den innern Hof. Unter einem vorſpringenden Dach linker Hand ſtehen Hunderte von Kiſten aufgetürmt, alle voll von Altertümern, die nach Deutſchland geſchickt werden ſollen. Ringsumher liegen mächtige Fragmente von ſteinernen Menſchengeſtalten, mit Keilſchrift bedeckte Steinplatten, Töpfe, Terrakottalampen, Ziegel und anderes, was noch nicht eingepackt iſt.

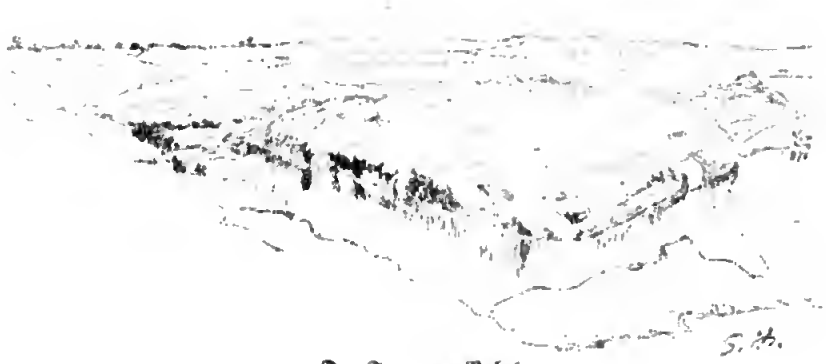
Den Hof verbindet eine Treppe mit den Arbeitsräumen der Archäologen. Auch hier eine Galerie mit auf Säulen ruhender Decke. An den Seiten ſtehen Regale und Tiſche mit kleinen Terrakottafiguren, Öllampen, irdenen Gefäßen, Schalen mit und ohne Ornamentik, Fayence-

ſtücke mit Gefäßſcherben, kleine Pyramiden, Zylinder und Scheiben aus gebranntem Lehm mit Keilſchrift, Knochenwirbel von Menſchen und Tieren, quadratiſche Ziegelſteine mit königlichen Stempeln in verſchiedener Form und unzähliges andere. Es iſt ein vollſtändiges Muſeum, das uns einen Begriff gibt von dem hohen Stand der alten babyloniſchen Kultur.

Profeſſor Koldewey führt uns dann nach der nächſten Höhe, nach Kaſr, wo Nebukadnezars Palaſt und Tempel ſtanden. Durch einen langſam anſteigenden Hohlweg zwiſchen Hügeln und Haufen von Schutt, Sand, Staub und Ziegelſteinen gelangen wir bald auf den welligen Gipfel, vorüber an einem gigantiſchen Baſaltlöwen, der von hohem Sockel aus die Verwüſtung überblickt. An der Straße der Prozeſſionen bleiben wir ſtehen.

Um uns herum die ſchlafende Stadt, die die Forſchung unſerer Zeit zu neuem Leben ruft. Von ſeinen Vorgängern nennt Koldewey: Rich, der im Jahre 1811 eine Reiſe nach Babylon unternahm, Layard (1850), den Verfaſſer des Buches „Ninive und Babylon", Oppert (1852—54) und Raſſam (1878—79). So verdienſtlich und bahnbrechend die Arbeiten der engliſchen und franzöſiſchen Archäologen auch ſind, ſo können ſie ſich doch an ſyſtematiſcher Genauigkeit und Gründlichkeit nicht mit den deutſchen Ausgrabungen meſſen, die auf Veranlaſſung der Deutſchen Orient-Geſellſchaft am 26. März 1899 an der Oſtſeite von Kaſr, nördlich vom Iſchtartor, begannen. Koldewey hatte den Platz ſchon 1887 und 1897 beſucht und dabei Stücke emaillierter Ziegelreliefs geſammelt, die der Anlaß zu dem Entſchluß wurden, die Hauptſtadt des babyloniſchen Weltreichs auszugraben.

Man arbeitete das Jahr über täglich mit bis zu 250 Arbeitern, die 3—5 Piaſter Tagelohn erhielten. Sie drangen auf breiter Front in die Tiefe; Schutt und Erde wurden auf Feldbahnen fortgeſchafft. Ziegelmauern kamen zum Vorſchein und wurden bloßgelegt. Die Arbeit war ungeheuer ſchwer, da die Fundſtücke mit einer 12, zuweilen 24 Meter tiefen Schicht von Schutt und Bruchſtücken überdeckt waren und die Feſtungsmauern 17—22 Meter dick ſind. Als nach fünfzehnjähriger Arbeit die Ausgrabungen durch den Weltkrieg unterbrochen wurden, hatten die deutſchen Forſcher, wie ſie verſicherten, erſt die Hälfte ihrer Aufgabe gelöſt.



Der Turm zu Babel.

Fünfzehntes Kapitel.

Bibel und Babel.

Die Funde der deutſchen Archäologen laſſen erkennen, daß Babylon ſchon vor fünf Jahrtauſenden bewohnt war. Die älteſten ausgegrabenen Ruinen ſtammen aus der Zeit der erſten babyloniſchen Könige, etwa 2500 Jahre v. Chr. Seitdem iſt der Stadtplan mit ſeinen Straßen und Häuſerblöcken nur geringfügig verändert worden. In der Zeit, da die aſſyriſchen Könige auch über Babylon herrſchten, ſtellten ſie den berühmten Tempel Eſagila wieder her, der noch heute die gepflaſterten Fußböden Aſſarhaddons und Sardanapals zeigt. Sanherib pflaſterte einige Teile der Prozeſſionsſtraße des Gottes Marduk, und auf der Kaſrhöhe entdeckte man Spuren von Sargons, Sardanapals und Nabopolaſſars Tätigkeit. Unter Nebukadnezar begann der Neubau der ganzen Stadt und ihrer Tempel Emach, Eſagila, Etemenanki. Damals wurde die ſteinerne Brücke über den Euphrat gebaut, wurden Kanäle angelegt, Burgen und Paläſte errichtet. Auch die gewaltigen Mauermaſſen des Iſchtartors erhoben ſich in der Form, in der wir ſie jetzt noch ſehen.

Auf Naboned, der ebenfalls ſeinen Namen als Bauherr verewigt hat, folgte das Zeitalter der perſiſchen Könige (538—331), in dem das Stadtbild gewiſſe Änderungen erfuhr und die Geſtalt annahm, die von Herodot und Kteſias der Nachwelt geſchildert wurde. Alexander von Mazedonien (331—323) wollte Babylon zu ſeinem alten Glanz er-

heben, doch ſtarb er, bevor er ſein Vorhaben ausführen konnte. Die griechiſche Epoche fällt zwiſchen die Jahre 331 und 139. Mit ihr begann der Verfall. Von den monumentalen Gebäuden wurden Ziegel für Profanbauten geplündert. Ebenſo im parthiſchen Zeitalter (139 v. Chr. —226 n. Chr.). Die Saſſaniden beſchleunigten den Untergang, und nur die ſüdliche Höhe Amran blieb noch bis ins arabiſche Zeitalter 1200 n. Chr. bewohnt. Schon 115 n. Chr. fand der römiſche Kaiſer Trajan die Stadt in Trümmern. Doch waren noch ſpäter kleine jüdiſche und chriſtliche Gemeinden vorhanden, bis im zehnten oder elften Jahrhundert etwa 10 Kilometer ſüdlicher Hille am Euphrat entſtand und für ſeine neuen Häuſer Ziegel aus Babylons alten Burgen, Mauern und Paläſten forderte. Im Gegenſatz zu Ninive, über deſſen Trümmer Xenophon und die Zehntauſend zogen, ohne zu wiſſen, was ſie bedeuteten, iſt Babylon wohl niemals ganz vergeſſen geweſen.

Welch eigenen, mächtigen Klang haben nicht all dieſe alten Namen in unſeren Ohren! Unſern Vorfahren, nur einige Geſchlechter zurück, klangen ſie meiſt noch wie vage Begriffe, wie ein phantaſtiſches Gewebe von Sagen und Legenden. Jedem aber, der in der Schule oder daheim die Bibel las, waren ſie vertraut. Das ganze hebräiſche Altertum iſt mit Babylonien und Aſſyrien aufs engſte verknüpft. Wir erinnern uns alle aus unſerer Kindheit der wunderbaren Welt, die ihre Lebenskraft aus den Zwillingsflüſſen ſchöpfte, denen Sirach das Buch vom Bunde des höchſten Gottes vergleicht, wenn er von dem Geſetz ſpricht, „daraus die Weisheit gefloſſen iſt wie das Waſſer Piſon und wie das Waſſer Tigris, wenn es übergehet im Lenz; daraus der Verſtand gefloſſen iſt wie der Euphrat, wenn er groß iſt, und wie der Jordan in der Ernte.“

Nun ſteigt ſeit weniger als einem Jahrhundert dieſe alte Welt aufs neue aus der Erde herauf und beſtätigt in Keilſchrift auf gebranntem Lehm die Wahrheit der Bibelworte. Der ſüdbabyloniſche Fundort El-Mugeſir, der 1849 von Sir Henry Rawlinſon entdeckt wurde, iſt nichts anderes als Abrahams Heimat, die Stadt Ur, die im erſten Buch Moſes erwähnt wird, wo es von Abraham und ſeinen Verwandten heißt, daß ſie von Ur in Chaldäa zuſammen ins Land Kanaan zogen. Im zweiten Buch der Könige wird erzählt, daß „in König

Hiskias 14. Jahre Sanherib heraufzog, der König von Aſſyrien, wider alle feſten Städte Judas und ſie einnahm. Da ſandte Hiskia, der König Judas, zum Könige von Aſſyrien gen Lachis und ließ ihm ſagen: Ich habe mich verſündiget, kehre um von mir; was du mir auflegeſt, will ich tragen. Da legte der König von Aſſyrien auf Hiskia, dem König Judas, dreihundert Zentner Silber und dreißig Zentner Gold." In Sanheribs Palaſt in Ninive fand man ein in Stein gehauenes Bild des Königs vor ſeinem Zelt mit einer Unterſchrift, die in allem Weſentlichen die Darſtellung der Bibel von ſeinem Streit mit dem König von Juda beſtätigt. Was aber die Keilſchrift nicht verrät, das ſind die goldenen Worte, die der König an den Gedemütigten richtete: „Meinſt du, es genügten Flauſen allein, um Rat zu ſchaffen und die Macht zum Kriegführen zu haben?" In ſeinem berühmten Buch „Babel und Bibel" (1903) beweiſt Profeſſor Delitzſch die Zuverläſſigkeit der bibliſchen Urkunden, und der Geſchichtsforſcher Eduard Meyer ſagt in ſeiner „Geſchichte des Altertums" (1903): „Für die Zeit von 745 an kommen die vollſtändig authentiſchen, aber ſehr dürftigen und abgeriſſenen Angaben im Alten Teſtament als ein wertvolles Plus zu den griechiſchen Quellen."

Niemals habe ich die Bücher des Alten Teſtaments mit größerer Aufmerkſamkeit und wärmerem Intereſſe geleſen, als in den Tagen, da ich die Ruinen von Babel, Aſſur und Ninive beſuchte. Erzählungen, die früher wie Sagen und Märchen klangen, werden hier zur Wirklichkeit. Könige, deren Namen man bisher nur flüchtig kannte, Tiglat-Pileſer, Salmanaſſar, Sanherib, Nebukadnezar, ziehen nicht länger wie ein Zug von Geſpenſtern vorüber, ſondern nehmen leibhaftige Geſtalt an. Einen ähnlichen Eindruck von lebendiger Wirklichkeit hat man vielleicht ſchon vor den babyloniſchen und aſſyriſchen Altertümern des Britiſchen Muſeums erhalten, vor der gewaltigen Statue des Aſſurnaſirpal mit den vornehmen Herrſcherzügen und dem langen, geflochtenen aſſyriſchen Bart, oder vor dem Relief Aſſurbanipals, des Sardanapal der Griechen; oder wenn man im Königlichen Muſeum zu Berlin das charakteriſtiſche Profil des babyloniſchen Königs Marduk-paliddin bewunderte, des Merodach-Baladan der Bibel, der auf einem Grenzſtein aus dem Jahre 714 einem ſeiner Vertrauensleute die Statthalterſchaft

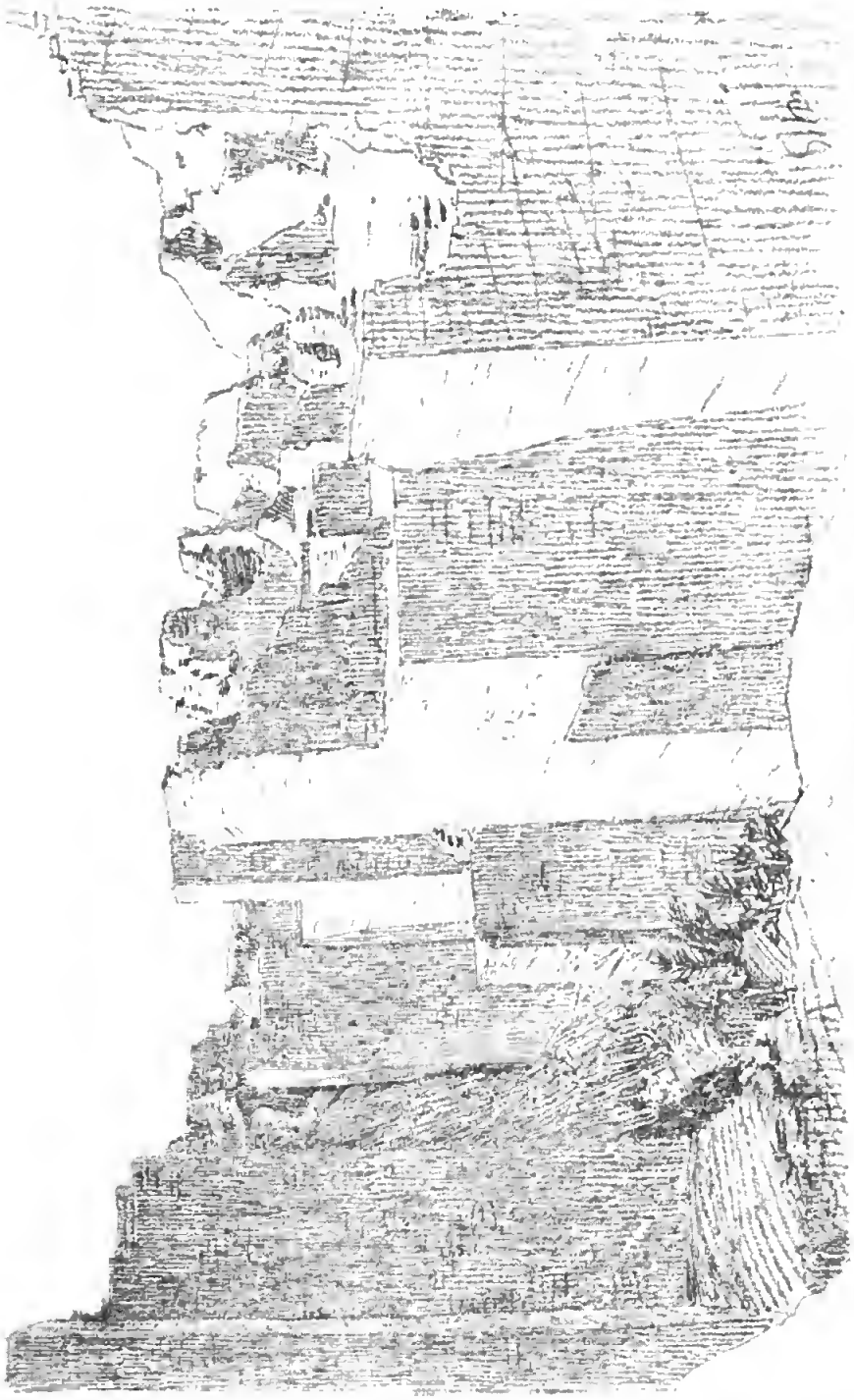
über bestimmte Provinzen verleiht, oder angesichts des prächtigen, im Jahre 670 in Dolerit ausgeführten Reliefs von Assarhaddon von Assyrien, wie er in königlicher Pracht dasteht und zwei Riemen in der Hand hält, an die die gefangenen Könige von Äthiopien und Tyrus gebunden sind.

Aber das Museum einer modernen Stadt wirkt doch weit schwächer als das Land selbst, über dessen endlose Flächen die alten großen Könige geherrscht, unvergleichlich schwächer als die Palastgemächer und Thronsäle, wo sie Recht gesprochen und Vasallen und Gesandte empfangen haben. Hier wohnten sie. Der Strom, in dessen langsam fließendem Wasser Schlösser und Tempel ihre kubischen Formen spiegelten — so meisterhaft von Koldewey und Andrae rekonstruiert, so prachtvoll, aber unwahrscheinlich wiedererweckt von Layard und Gustave Doré — hat ehemals ihre Fahrzeuge getragen, und den Horizont, dessen Kreis so gleichmäßig ist wie der des Meeres und jetzt ein Land verbrannter Steppen und glühend heißer Wüsten umschließt — nicht ein Paradies von Oasen und Gärten, dicht wie die Flecke eines Pantherfells —, diesen Horizont hat auch ihr Blick umfaßt, wenn sie bei Sonnenuntergang auf den Zinnen ihrer Paläste wandelten. Welchen Klang gewinnen erst hier die Worte Daniels über Nebukadnezar: „Als der König einmal auf dem Dache der Königsburg zu Babel ging, hob er an und sprach: Siehe, das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit."

Bereits im zehnten Kapitel der Genesis begegnen uns die uralten Namen Babel und Ninive, Assyrien, Akkad und Sinear, von denen die beiden letzten die Landstriche zwischen dem untern Tigris und dem Euphrat bezeichnen. Dort steht von Nimrod, der anfing, „ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, und war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn", daß „der Anfang seines Reichs war Babel, Erech, Akkad und Chalne im Lande Sinear. Von dem Lande ist darnach gekommen der Assur und baute Ninive . . ." Und im elften Kapitel wird der Turm zu Babel erwähnt, „des Spitze bis an den Himmel reicht", und die Stadt, die den Namen Babel erhielt, weil „der Herr daselbst verwirret hatte aller Länder Sprache, und sie zerstreuet von dannen in alle Länder".

In der Bibel ist Babel teils der Hauptsitz der das auserwählte Volk Gottes befehdenden Weltmacht, teils auch eine Geißel in Gottes Hand bei Bestrafung der ungehorsamen Israeliten. Die Verdammungsworte der Propheten donnern wie schwere Hammerschläge sowohl gegen Babel, wie gegen Juda. So sagt Jesaja: „Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehret werden von Gott wie Sodom und Gomorra, daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe für und für, daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen, und die Hirten keine Hürden da aufschlagen, sondern Wüstentiere werden sich da lagern, und ihre Häuser voll Eulen sein; und Strauße werden da wohnen, und Feldmäuse werden da hüpfen, und wilde Hunde in ihren Palästen heulen und Schakale in den luftigen Schlössern. Und ihre Zeit wird bald kommen, und ihre Tage werden nicht säumen." Die aus der Knechtschaft Befreiten aber sollen über Babel singen: „Wie ists mit dem Dränger so gar aus, und der Zins hat ein Ende! ... Auch freuen sich die Tannen über dir und die Zedern auf dem Libanon und sagen: ‚Weil du liegst, kommt niemand herauf, der uns abhaue' ... Und ich will über sie kommen, spricht der Herr Zebaoth, und zu Babel ausrotten ihr Gedächtnis, ihre Übriggebliebenen, Kind und Kindeskind, spricht der Herr; und will Babel machen zum Erbe der Igel und zum Wassersumpf, und will sie mit einem Besen des Verderbens kehren, spricht der Herr Zebaoth ... Babel ist gefallen, sie ist gefallen und alle Bilder ihrer Götter sind zu Boden geschlagen."

In seiner Weissagung gegen die Assyrer und seiner Erzählung von Sanheribs Fall sagt Jesaja: „Er soll nicht kommen in diese Stadt (Jerusalem) und soll auch keinen Pfeil dahin schießen und mit keinem Schild davor kommen und soll keinen Wall um sie schütten, sondern des Weges, den er gekommen ist, soll er wieder heimkehren ... Da brach der König von Assyrien, Sanherib auf, zog weg und kehrte wieder heim zu Ninive." — Als Merodach-Baladan, der König von Babel, an Hiskia Gesandte mit Briefen und Geschenken schickte, zeigte dieser ihm alle seine Schätze und Besitztümer. Da kam der Prophet Jesaja und fragte den König, woher die Männer kämen. Dieser antwortete: „Sie kommen von ferne zu mir, nämlich von Babel." Da sprach Jesaja:



Die Mauermaſſen des Iſchtartors.

„Siehe, es kommt die Zeit, da alles, was in deinem Haus iſt und was deine Väter geſammelt haben bis auf dieſen Tag, wird gen Babel gebracht werden, daß nichts bleiben wird, ſpricht der Herr. Dazu werden ſie deine Kinder, die von dir kommen werden und die du zeugen wirſt, nehmen, daß ſie müſſen Kämmerer ſein am Hofe des Königs zu Babel.“ — Und ſchließlich ſagt Jeſaja über die Erniedrigung des ſtolzen Babel: „Herunter, Jungfrau, du Tochter Babel, ſetze dich in den Staub! ſetze dich auf die Erde; denn die Tochter der Chaldäer hat keinen Stuhl mehr. Man wird dich nicht mehr nennen: ‚Du Zarte und Üppige‘ ... Setze dich in das Stille, gehe in die Finſternis, du Tochter der Chaldäer, denn du ſollſt nicht mehr heißen ‚Herrin über Königreiche‘.“

Nach Sanheribs Zug geriet das Reich Juda in Verfall und wurde eine Beute des ägyptiſchen Königs. Als dieſer, Pharao Necho, im Jahre 605 den Krieg gegen Nebukadnezar begann, wurde er bei Karkemiſch (jetzt Dſcherablus) aufs Haupt geſchlagen, und das Schickſal der Juden verſchlimmerte ſich; ſie wurden in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt. Davon ſpricht der Prophet Jeremias immer und immer wieder in derben, kraftvollen Worten, und davon ſingt der Pſalmiſt in ſeinem wehmütigen Lied: „An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. Unſere Harfen hingen wir an die Weiden, die daſelbſt ſind; denn dort hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, und in unſerem Heulen fröhlich ſein: Singt uns ein Lied von Zion. Wie ſollten wir des Herrn Lied ſingen in fremden Landen? ... Du verſtörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergilt, wie du es getan haſt! Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerſchmettert ſie an dem Stein.“

Und Jeremias ſagt zu den Weggeſchleppten: „In das Land Zion, da ſie von Herzen gern wieder hin wären, ſollen ſie nicht wieder kommen.“ — „Darum, ſo ſpricht der Herr Zebaoth, weil ihr denn meine Worte nicht hören wollt, ſiehe, ſo will ich ausſchicken und kommen laſſen alle Völker gegen Mitternacht, ſpricht der Herr, auch meinen Knecht Nebukadnezar, den König zu Babel, und will ſie bringen über dies Land nnd über die, ſo darin wohnen, und über alle dieſe Völker, ſo umherliegen, und will ſie verbannen und verſtören und zum Spott und zur ewigen Wüſte machen. Und will herausnehmen allen frohen

Geſang, die Stimme der Mühle und das Licht der Lampe, daß dies ganze Land wüſt und zerſtöret liegen ſoll. Und ſollen dieſe Völker dem Könige zu Babel dienen ſiebzig Jahre. Wenn aber die ſiebzig Jahre um ſind, will ich den König zu Babel heimſuchen um dies Volk, ſpricht der Herr, um ihre Miſſetat, dazu das Land der Chaldäer, und will es zur ewigen Wüſte machen. — Darum ſo gehorchet nicht euren Propheten, Weisſagern, Traumdeutern, Tagewählern und Zauberern, die euch ſagen: Ihr werdet nicht dienen müſſen dem König zu Babel. Denn ſie weisſagen euch falſch, auf daß ſie euch fern aus eurem Lande bringen und ich euch ausſtoße und ihr umkommt."

Jeremias ermahnt die Fortziehenden, ſich des Weges zu erinnern, den ſie gegangen ſind: „Richte dir Denkmale auf, ſetze dir Zeichen und richte dein Herz auf die gebahnte Straße, darauf du gewandelt haſt; kehre wieder, Jungfrau Iſrael, kehre dich wieder zu dieſen deinen Städten ... Gedenket des Herrn im fernen Lande und laſſet euch Jeruſalem im Herzen ſein!"

Die ſiebzig Jahre gingen zu Ende, 605—536. Da befahl König Cyrus von Perſien den Gefangenen, heimzureiſen und für das Haus des Herrn die Gefäße mitzunehmen, die Nebukadnezar aus der heiligen Stadt fortgeführt hatte. Sie wanderten in zerſtreuten Haufen aus, ihr erſter Führer war Serubbabel. Im ſiebenten Regierungsjahr Artaſaſtas zog Esra von Babel nach Jeruſalem, und mit ihm die Prieſter, Leviten, Sänger, Türhüter und Tempeldiener. —

Wie buchſtäblich haben ſich die Vorausſagen der Propheten von der Zerſtörung der großen Stadt erfüllt! Die Wüſte ringsum wirkt weniger öde als dieſe Schutthaufen und dieſe troſtloſen, kahlen Mauern. Denn von der Wüſte erwartet man nichts, die Ruinen aber ſprechen von vergangener Größe und erloſchenem Glanz. Die gewaltigen Mauermaſſen des hohen Iſchtartors ſtehen nackt, nachdem das Feuer die Dächer und Paneele aus Zedernholz vernichtet hat. Nicht einmal Beduinen errichten hier ihre Zelte, nur Schakale ſah ich ſogar am Tage aus ihren Schlupfwinkeln hervorſchleichen. Welch erſchütternde Wahrheit alſo verkünden die an Jeſaja erinnernden Worte des Propheten Jeremias: „Darum ſollen Wüſtentiere und wilde Hunde darin wohnen und die jungen Strauße und es ſoll nimmermehr bewohnet werden und

niemand darin hauſen für und für. Gleich wie Gott Sodom und Gomorra ſamt ihren Nachbarn umgekehrt hat, ſpricht der Herr, daß niemand darin wohne, noch ein Menſch darin hauſe ... Und Babel ſoll zum Steinhaufen und zur Wohnung der Schakale werden, zum Wunder und zum Anpfeifen ... Die Mauern der großen Babel ſollen untergraben, und ihre hohen Tore mit Feuer angeſteckt werden, daß der Heiden Arbeit verloren ſei, und verbrannt werde, was die Völker mit Mühe erbauet haben."

Der weitaus größte Teil der von den deutſchen Archäologen ausgegrabenen Ruinen ſtammt aus Nebukadnezars Zeit. Der Sohn des Gründers des babyloniſchen und chaldäiſchen Reiches, Nebukadnezar, regierte dreiundvierzig Jahre (604—561) und war einer der größten und glücklichſten Könige des Altertums. Er erweiterte die Grenzen des Landes und verlieh der Stadt Babylon unerreichten Glanz. Hiſtoriſche Keilſchrifturkunden aus ſeiner Zeit ſind äußerſt ſelten, dagegen gibt es zahlreiche Bauurkunden, oft mit Gebeten an Marduk, ſowie zahlloſe Stempel auf Ziegelſteinen.

Auch in der Bibel begegnen wir ſeinem Namen öfter als dem irgendeines andern Königs von Aſſyrien und Babylonien, da er es war, der ſo verhängnisvoll in die Geſchichte Iſraels eingriff, indem er die Blüte des jüdiſchen Volkes in das Land der Gefangenſchaft ſchleppte. Schon als Thronerbe eroberte er Jeruſalem, und 586, als er auch alle Feſtungen in Juda eingenommen hatte, zerſtörte er die Stadt zum zweiten Male. „Und Zedekia ward abtrünnig vom König zu Babel," heißt es im zweiten Buch der Könige. „Da kam Nebukadnezar, der König zu Babel, mit aller ſeiner Macht wider Jeruſalem; und ſie lagerten ſich dawider und bauten Bollwerke darum her." Jeruſalem erlag der Hungersnot. „Da brach man in die Stadt; und alle Kriegsmänner flohen bei Nacht auf dem Weg durch das Tor zwiſchen den zwei Mauern." Im zweiten Buch der Chronik wird erzählt, wie Nebukadnezar gegen Jojakim in Jeruſalem heraufzog „und band ihn mit Ketten, daß er ihn gen Babel führte. Auch brachte Nebukadnezar etliche Gefäße des Hauſes des Herrn gen Babel und tat ſie in ſeinen Tempel zu Babel." Daniel, einer von den jungen Edlen, die in die Gefangenſchaft geſchleppt wurden, berichtet von Nebukadnezars Götzendienſt und der Verehrung, die er

trotzdem der Macht des höchsten Gottes erwies, von den Träumen des Königs von den vier Weltreichen und dem abgehauenen Baum, von den drei Männern im brennenden Ofen und ihrer wunderbaren Rettung.

Hesekiel bietet eine prächtige Schilderung von Nebukadnezars Belagerung von Tyrus, der Stadt, „die Kronen verteilt, deren Kaufleute Fürsten sind und deren Krämer die herrlichsten auf Erden sind", der Stadt, die „Silber anhäuft wie Staub und Gold wie Dreck auf den Straßen". „Siehe, ich will über Tyrus kommen lassen Nebukadnezar, den König zu Babel, von Mitternacht her, der ein König aller Könige ist, mit Rossen, Wagen, Reitern und mit großem Haufen Volks." Um Tyrus wurde eine Belagerungsmauer gezogen, ein Wall aufgeschüttet und ein Schilddach gegen die Stadtmauer errichtet. Sturmböcke berannten die Mauern, und mit andern Kriegswerkzeugen wurden die Türme der Stadt umgerissen. Der König rückte mit so viel Pferden an, daß der von ihnen aufgewirbelte Staub die Stadt einhüllte und vom donnernden Lärm der Reiter, Räder und Wagen die Mauern erzitterten.

Wunderlich klingen in diesen Tagen, wo ein anderes Weltreich über dem Meer in seinem Lebensnerv bedroht wird, die Worte des Propheten, wenn er Tyrus, dieses weitberühmte Bollwerk des Phöniziers, „das da liegt vorn am Meer und mit vielen Inseln der Völker Handel treibt," mit einem gescheiterten Schiff vergleicht. „Dein Segel war von gestickter, köstlicher Leinwand aus Ägypten, daß es dein Panier wäre ... Alle Schiffe im Meer und ihre Schiffsleute fand man bei dir, die hatten ihren Handel in dir. Die aus Persien, Lydien und Libyen waren dein Kriegsvolk, die ihre Schilde und Helme in dir aufhingen, und haben dich so schön geschmückt ... Tharsis hat mit dir seinen Handel gehabt und allerlei Ware, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht ... Also bist du sehr reich und prächtig geworden mitten im Meer. Deine Ruderer haben dich auf große Wasser geführt; aber ein Ostwind wird dich mitten auf dem Meer zerbrechen ... Auch die Anfurten werden erbeben vor dem Geschrei deiner Schiffsherren, und alle, die an den Rudern ziehen, samt den Schiffsknechten und Meistern werden aus ihren Schiffen ans Land treten und laut über dich schreien, bitterlich klagen und werden Staub auf ihre Häupter werfen und sich in der

Asche wälzen ... Es werden auch ihre Kinder über dich wehklagen: ‚Ach, wer ist jemals auf dem Meer so still geworden wie du, Tyrus' ... Du warst ohne Tadel in deinem Tun von dem Tage an, da du geschaffen wurdest, bis sich deine Missetat gefunden hat. Denn du bist inwendig voll Frevel geworden vor deiner großen Hantierung und hast dich versündigt. Darum will ich dich entheiligen von dem Berge Gottes und will dich ausgebreiteten Cherub aus den feurigen Steinen verstoßen."

Nach dem dreizehnten Jahr gab aber Nebukadnezar die Belagerung auf und schloß 576 mit Ithobaal von Tyrus ein Bündnis. Hesekiel berichtet in seinem 29. Kapitel, daß er sich dafür in Ägypten entschädigte.

Auch in den apokryphischen Büchern begegnet uns oft der Name des großen Königs, der das Buch Judith eröffnet: „Nebukadnezar, der König von Assyrien, regierte in der großen Stadt Ninive ..." „Da die Länder im Westen sich weigerten, seinen Befehlen zu gehorchen, schickte er nach seinem Oberfeldherrn Holofernes, der in seinem Reiche der nächste war nach ihm selbst, und sagte zu ihm: ‚So spricht der große König, der Herr der ganzen Welt, du sollst von hier ausziehen und mit dir Mannschaft nehmen, die auf seine Stärke vertraut, an Fußvolk bis zu 120000 Mann und eine Menge Pferde mit ihren Reitern, 12000, und du sollst wider alle Reiche im Westen ziehen, deswegen, weil sie meinem Befehl nicht gehorcht haben.'"

Natürlich ist diese Schilderung gewaltig übertrieben. Die Babylonier bildeten keine Massenheere und konnten keine bilden. Aber die Wirklichkeit war gewiß imposant. Die verschiedenen Abteilungen, teils Truppen, die aus kriegerischen Stämmen innerhalb und außerhalb des großen Reiches geworben waren, teils Bogenschützen zu Pferde, eine Spezialität des Orients, wurden von Assurs Fürsten und Feldherrn geführt. Für den Train wurden Kamele, Esel und Maulesel benutzt, „und eine zahllose Schar von Schafen, Rindern und Ziegen für ihren Unterhalt und Getreide in Menge für jeden Mann und viel Gold und Silber aus des Königs Kammer mitgeführt."

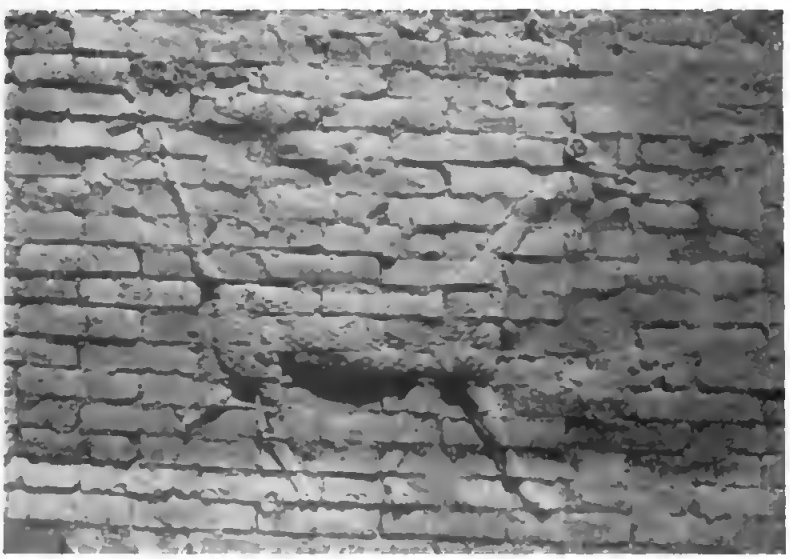
Und Holofernes brach vor dem König Nebukadnezar von Ninive auf „mit den Wagen und Reitern seines Heeres ..., überschritt den

Euphrat und verließ damit Mesopotamien und nahm die Gebiete Cilicieus ein.“ Man braucht keine große Phantasie zu haben, um sich ein Bild zu machen von dem Zug dieser bunten Scharen über die öden Flächen am Fuße des persischen Zagros und des armenischen Taurus. Langsam windet sich der Zug von Wasserlauf zu Wasserlauf. Er hat keine Ähnlichkeit mit einer modernen Marschkolonne, die Ordnung ist im Gegenteil ganz „zerstreut“. Die babylonischen Krieger marschierten nicht in Verbänden, wie später Mazedonier und Römer; sie gingen in losen Scharen; die Herren hatten, gleich den Griechen, ihre Sklaven bei sich, die ihnen die Waffen trugen. Aber der Staub, der von der Menge aufstieg, war nicht minder dicht und zog wie ein weißgrauer Schleier über die Ebene hin. Die Streitwagen rasselten, die Rosse stampften, auf schnellfüßigen arabischen Pferden sprengten die Bogenschützen einher, die Pfeilköcher auf dem Rücken, und die Waffen und die prachtvoll mit Gold und Silber geschmückten Wagen der Männer von Assur blitzten in der Sonne. Unter Lärm und Gesang bewegten sich die Scharen und die unübersehbaren Herden Schlachtvieh vorwärts und zertrampelten das Gras der Steppe. Über die Landgebiete Japhets zog Holofernes „nach Damaskus zur Zeit der Weizenernte“ und weiter bis in die Nähe von Bethulia in Judäa, wo er nach der Sage durch sein eigenes Schwert fiel, das Judiths Hand führte.

Das Buch Baruch erzählt unter anderm von dem Schreiben, das die Juden in Babylonien aufsetzten und mit Geld an ihre Stammverwandten in Palästina schickten. Mochten sich auch die Gefangenen unter den Weidenbäumen am Flusse Babel nicht sonderlich wohlfühlen, der Ton ihres Briefes verrät jedenfalls, daß sie Furcht vor der königlichen Zensur hatten: „Siehe, wir senden euch Geld, dafür kauft Brandopfer und Sündopfer, Weihrauch und Speisopfer und opfert es auf dem Altar des Herrn, unsers Gottes. Und bittet für das Leben Nebukadnezars, des Königs zu Babel, und das Leben Belsazars, seines Sohnes, daß ihre Tage auf Erden seien, solange die Tage des Himmels währen. So wird der Herr uns genug und gute Tage schaffen, und wir werden leben unter dem Schatten Nebukadnezars, des Königs zu Babel, und unter dem Schatten Belsazars, und ihnen dienen lange Zeit und Gnade vor ihnen finden.“

Von der Götterſage der Babylonier ſei hier nur geſagt, daß ſie unter dem Schutz vieler übernatürlichen Mächte zu ſtehen glaubten. Von ihren Göttern finden wir ein paar in der Bibel wieder: Bel und Merodach oder Marduk. Iſchtar war eine Göttin; die hohen Tore ihres Tempels ſtehen noch heute. Ihre im Tempel aufgeſtellten Bildſäulen waren vergoldet und mit Edelſteinen und koſtbaren Gewändern geſchmückt. Als Sadrak, Meſak und Abed-Nego ſich weigerten, „niederzufallen und das goldene Bild anzubeten, das König Nebukadnezar hatte ſetzen laſſen", wurden ſie in den feurigen Ofen geworfen, und als Daniel an ſeinem heimiſchen Gottesdienſt feſthielt, warf man ihn in die Löwengrube. Zu den apokryphen Büchern gehört der Brief, den Jeremias „denen ſchickte, die vom König der Babylonier in die Gefangenſchaft geſchleppt werden ſollten", und in dem er auf ganz prächtige Art ſie vor den Götzen aus Gold und Holz warnt, die „ſich nicht gegen Roſt und Würmer ſchützen können, trotzdem ſie in purpurne Kleider gehüllt ſind". — „Sie zünden ihre Lampen an, ſogar mehr als für ſich ſelbſt, und doch können die Götzen nicht einen einzigen von ihnen ſehen. Ihre Geſichter ſind geſchwärzt vom Rauch in den Tempeln, Fledermäuſe, Schwalben und andre Vögel kommen geflogen und ſetzen ſich auf ihre Leiber und Köpfe, ja ſogar Katzen kommen und ſetzen ſich auf ſie." Die Opfer werden den Prieſtern überwieſen, deren Frauen das Opferfleiſch einſalzen. In den Tempeln „ſitzen die Prieſter mit zerriſſenen Kleidern und mit geſchorenem Haar und Bart und entblößen die Köpfe und heulen und rufen vor ihren Götzen, wie manche beim Leichenſchmaus tun." Die Götzen können keinen König in einem Land einſetzen, „ſie ſind wie die Krähen, die zwiſchen Himmel und Erde fliegen, ſie ſind wie Vogelſcheuchen auf einem Gurkenfeld."

Im Anhang zum Buche Daniel, der mit den wohlbekannten Worten beginnt: „Es war ein Mann zu Babylon mit Namen Jojakim, der hatte ein Weib, die hieß Suſanna", befindet ſich die gelungene Erzählung, wie Daniel die Prieſter Bels ertappte und ihren Götzen und ſeinen Tempel verhöhnte. „Es war auch ein großer Drache daſelbſt, den ſie zu Babel anbeteten." Wir werden ihm noch begegnen, denn er ſpielt in der babyloniſchen Kunſt eine Rolle.



Phot.: Koldewey.

Der „Sirrusch", der „Drache von Babylon" oder die gehende Schlange.

Sechzehntes Kapitel.

Die Ruinen Babylons.

Was bisher von dem babyloniſchen Trümmerfeld auf dem linken, öſtlichen Euphratufer ausgegraben werden konnte, bildet ein Dreieck, deſſen Spitzen nach Norden, Oſten und Süden gerichtet ſind, und deſſen Weſtſeite ſich an den Euphrat lehnt. Seine Nordſpitze umſchließt den Hügel Babil, die Südſpitze den Hügel Amran; die Mitte der Weſtſeite am Euphrat bildet der Hügel Kaſr. Jenſeits, auf dem rechten Euphratufer, iſt noch kein Spatenſtich geſchehen, doch wird ſich dort ein ähnliches Geländedreieck voller Ruinen finden, wenn Herodot damit Recht hat, daß Babylon quadratiſch angelegt geweſen ſei und der Euphrat die Stadt mitten durchſchnitten habe.

Dieſes gewiſſermaßen auf der Südſpitze ſtehende Quadrat war von der äußeren Stadtmauer umſchloſſen, deren Länge die alten Geſchichtſchreiber Herodot und Kteſias auf 86 bzw. 65 Kilometer angeben; in Wirklichkeit betrug ſie nur etwa 18 Kilometer. Die durch Ausgrabungen

freigelegte Nordoſtſeite mißt 4,4 Kilometer; die Südoſtſeite jedenfalls ebenſoviel. Gleichwohl war Babylon die größte Stadt des antiken Orients, auch Ninive nicht ausgenommen, das zu Herodots Zeiten ſchon vom Erdboden verſchwunden war.

Richtiger ſind die Angaben der griechiſchen Schriftſteller über die ſonſtige Anlage der Mauer, die eine dreifache Befeſtigung darſtellte: zuerſt eine 7 Meter dicke Mauer aus Lehmziegeln; 12 Meter vor und parallel mit ihr eine 7,80 Meter dicke Mauer aus gebrannten Ziegeln, und vor dieſer noch eine Grabenmauer von 3,30 Meter Dicke. Vor letzterer lag jedenfalls der Graben mit ſeiner Kontereskarpe. Die Ziegel der Grabenmauer meſſen 33 Zentimeter im Quadrat — das übliche Ziegelmaß in Babylonien — und tragen den Stempel Nebukadnezars. Die 12 Meter breite Gaſſe zwiſchen den beiden erſten Mauern war, jedenfalls bis zur Krone der Ziegelmauer, mit Erdreich ausgefüllt. Dies iſt der Fahrdamm, der auf die klaſſiſchen Schriftſteller einen ſo tiefen Eindruck machte, weil er ſo breit war, daß ein Viergeſpann darauf umwenden konnte. Dieſe Breite der Mauerkrone war militäriſch von größtem Vorteil; ſie ermöglichte ſchnellſte Truppenbewegung bei Verteidigung der Feſtung. In Abſtänden von ungefähr 50 Metern wurden beide Mauern von 330 Türmen überragt. Die Höhe dieſes gewaltigen Feſtungspanzers iſt unbekannt, da ja nur ſeine Fundamente und oft nicht einmal dieſe erhalten ſind; nach Herodot betrug ſie 200, nach Strabo nur 50 Ellen.

Nebukadnezar war es, der die Stadt in eine Feſtung verwandelte. In einer ſeiner Inſchriften ſpricht er von dieſer Mauer, von dem gewaltigen Graben davor und von den aus Zedernholz gefertigten, mit Kupfer überzogenen Türflügeln in den Mauertoren. Später verlor Babylon den Feſtungscharakter; in der parthiſchen Zeit benutzte man die Mauer als Grabgewölbe, wie aufgefundene Sarkophage beweiſen.

Inmitten dieſes, durch die beiden Seiten der alten Stadtmauer und den Euphrat bezeichneten Dreiecks liegt nun eine Welt von Erd- und Schutthaufen, von Mauer- und Burgreſten, die meinem Reiſekameraden und mir ein rätſelhaftes Durcheinander geblieben wäre, hätte uns nicht Profeſſor Koldewey mit unermüdlicher Ausdauer, unter ſeiner ſchwarzen Lammfellmütze des glühenden Sonnenbrandes nicht achtend,

Profeſſor Koldewey beim Vortrag auf den Ruinen Babylons.

drei Tage lang umhergeführt und Licht in dieſes Dunkel der Gräben und Schächte gebracht. Unter ſeinem Zauberſtab erwachte uns Babylon zu neuem Leben. Die Steine erhielten Sprache, die breite Straße der Prozeſſionen bevölkerte ſich mit Babyloniern. Er wußte Epiſoden aus den alten Schriften, z. B. Daniels Beſuch am Hofe Nebukadnezars, einzuflechten, als wenn er ſelbſt zugegen geweſen wäre, und ſo lebendig, packend und anſchaulich, daß man den großen König in ſeiner majeſtätiſchen Pracht vor ſich zu ſehen glaubte. — Die großen, flachen Ziegelſteine, von der Sonne ſo erhitzt, daß man ſie nicht anfaſſen kann, liegen ja noch genau ſo da wie vor 2500 Jahren, als Nebukadnezar und Daniel darüber wandelten. Keines Menſchen Blick iſt ſeit jener Zeit auf dieſe Inſchriften gefallen, die nach ſo langem Schweigen heute unmittelbar zum Forſcher reden, und nichts erſcheint mir begreiflicher als die inbrünſtige Ehrfurcht, mit der ein Mann der Wiſſenſchaft wie Profeſſor Koldewey jedes neue Geſchichtsblatt dieſer Art, das er mit Spaten oder Brechſtange dem Erdboden entringt, zur Hand nimmt.

Was ich von dieſem dreitägigen Vortrag Koldeweys, dem feſſelndſten, den ich je in meinem Leben hörte, behalten habe und aus den Schriften der deutſchen Archäologen, beſonders aus ſeinem eigenen klaſſiſchen Werke „Das wiedererſtehende Babylon“ ergänzen durfte, ſei hier in einigen Umriſſen wiedergegeben.

Wie ſchon erwähnt, ſtammt der weitaus größte Teil der bisher ausgegrabenen Ruinen aus Nebukadnezars Zeit. Seinen Namen nennen Millionen Ziegelſtempel, die ſich vor allem in den Ruinen des Hügels Kaſr gefunden haben. Denn hier erhob ſich ſein Königspalaſt, den er während ſeiner ganzen Regierungszeit erweiterte und verſchönerte.

Von der Nordoſtecke des Kaſr-Hügels aus legte er für den Gott Marduk die Prachtſtraße der Prozeſſionen an, die durch das Iſchtartor nach Süden bis zu Marduks Tempel Eſagila führte. Sie war in der Mitte mit quadratiſchen Kalkſteinplatten von 1,05 Meter Seitenlänge, rechts und links davon mit Breccіaplatten von 0,66 Meter Seitenlänge gepflaſtert. Der Kalkſtein wurde jedenfalls von Hit und Ana auf Kähnen herangeführt. Jede Platte trägt an der Seite die Inſchrift: „Nebukadnezar, König von Babylon, Sohn Nabopolaſſars, Königs von Babylon, bin ich. Die Babelſtraße habe ich für die Prozeſſion des großen Herrn

Blick auf das Ischtartor (von Norden).

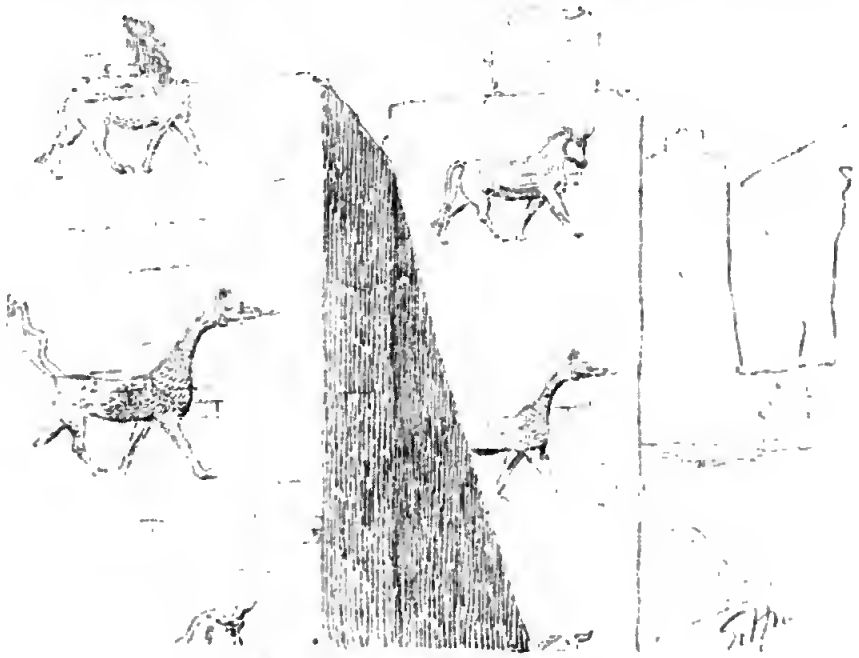
Marduk mit Schadu-(Gebirgs-)Steinplatten gepflastert. Marduk, Herr, schenke ewiges Leben!" Die Oberflächen der Steine sind glatt und blank; viele weiche Sandalen und nackte Fußsohlen sind darüber hingegangen. Die Unterlage der Pflasterung war eine Asphaltschicht, die, soweit die Steine fehlen, jahraus jahrein der glühenden Sonne ausgesetzt ist, ohne an Härte einzubüßen; mit ihr hat man vor zweieinhalb Jahrtausenden den Ziegelbelag darunter vergossen.

Die Straße der Prozessionen liegt 12,5 Meter über dem Nullpunkt, dem mittleren Niveau des Grundwassers, und steigt zum Ischtartore sanft an; man hat von ihr aus einen herrlichen Überblick über das ganze Trümmerfeld. Zu Nebukadnezars Zeit aber war sie rechts und links durch hohe, 7 Meter dicke, von Türmen überragte Festungsmauern geschlossen, die mit prachtvollen Löwen aus Emaille geschmückt waren. Scherben davon hat man zusammenfügen können. Es waren im ganzen 120 solcher Reliefslöwen, jeder 2 Meter lang, meist gelb auf blauem Grund. Vor Beginn der deutschen Ausgrabungen kannte man keine Plastik aus der Regierungszeit des großen Königs; jetzt hat man den ganzen Schmelzvorgang dieser Emaille ergründet. Die Ziegel wurden in Formen gegossen, und jeder trug einen kleinen Teil des Reliefbildes, das sich mosaikartig zusammensetzte. Die Festungsmauer war aus Ziegeln erbaut; über jeder Ziegelschicht lag eine dünne Schicht Asphalt und darauf eine ebenso dünne Schicht Lehm. Bei jeder fünften Schicht ersetzte den Lehm eine Matte aus geflochtenem Schilf; diese ist mit der Zeit verrottet, hat aber Abdrücke in dem Asphalt hinterlassen; man sieht deutlich, wie die Schilfstengel durch Klopfen gespalten und wie Bänder zusammengeflochten sind. Matten dieser Art werden noch heute von den Beduinen angefertigt.

Über dem Schutt erhebt die Fassade des Ischtartores ihre 12 Meter hohen, gigantischen Mauerblöcke. Sie ist die größte und interessanteste Ruine Babyloniens, ja ganz Mesopotamiens und bestand aus zwei dicht hintereinander liegenden Torgebäuden. Ihre Architektur ist vornehm einfach, sie zeigt nur wage- und senkrechte Linien. Wie der Überbau dieser ungeheuer starken Mauerpfeiler ausgesehen hat, weiß man nicht. Die Torhöfe hatte Nebukadnezar, wie eine Inschrift sagt, mit „gewaltigen Stierkolossen aus Bronze und den mächtigen Schlangenbildern"

auf Sockeln ſchmücken laſſen, und die Wände des Baues waren mit Reliefbildern von Stieren und Drachen (Sirrusch) bedeckt. 152 von den wahrſcheinlich 575 Reliefs ſind ausgegraben. Sie ſtehen in Reihen übereinander, jede Tierart ſtets für ſich.

Man ſtaunt über die künſtleriſche Vollendung dieſer Tiergeſtalten. Nur eine hochentwickelte Kunſtauffaſſung konnte eine Form wie die des weitberühmten „Drachen von Babel" oder der „gehenden Schlange" erfinden. Das Schuppenkleid, die Bauchringe des Körpers, der Kopf mit



Stiere und Drachen des Iſchtartors.

der geſpaltenen Zunge und die beiden gerade emporſtehenden Hörner, von denen in der genauen Profilſtellung des Reliefs nur eines ſichtbar iſt, ſind, wie Koldewey ausführt, offenbar der in Arabien häufigen Hornviper nachgebildet. Die Beine ſind die einer hochläufigen Katzenart, die Hinterfüße aber mit ihren mächtigen Klauen und großen Hornplatten ſind einem ſtarken Raubvogel entlehnt. Das Auffallendſte iſt, daß das Tier zugleich Schuppen und Haare hat. „Dieſe gleichzeitige Ausſtattung mit Schuppen und Haaren," ſagt Koldewey, „ſowie die ſtarke Differenzierung der Vorder- und Hinterextremitäten iſt ſehr charakteriſtiſch für die vorweltlichen Dinoſaurier; auch die Kleinheit des Kopfes im

Verhältnis zum Gesamtkörper, die Haltung und die übermäßige Länge des Halses entspricht durchaus dem Habitus jener ausgestorbenen Eidechsenart. Es weht ein förmlich selbstschöpferischer Geist in diesem uralten Kunstgebilde, das an Einheitlichkeit des physiologischen Gedankens alle übrigen Phantasietiere weit übertrifft. Wenn nur die Vorderbeine nicht so bestimmt ausgeprägten Katzencharakter trügen, so könnte ein solches Tier gelebt haben. Die Hinterfüße sind auch bei lebenden Eidechsen denen der Vogelfüße oft sehr ähnlich."

Dieser Drache, der auf den Kunstgebilden jener Zeit, auf Siegeln, Grenzsteinen usw., häufig wiederkehrt, war den Göttern Marduk und Nabo heilig. Der erstere war zu Nebukadnezars Zeit Gegenstand außerordentlicher Verehrung; ihm gehörte der größte Tempel Babylons, Esagila, ihm weihte Nebukadnezar auch die Prozessionsstraße und selbst das Ischtartor, das Haupttor von Babylon, das mit dem Tier der Göttin Ischtar (Astarte), dem Löwen, geschmückt ist, einem in der babylonischen Kunst aller Zeiten sehr beliebten Motiv. Der Stier galt als das heilige Tier des Wettergottes Rammân.

Die Prozessionsstraße, der Hauptverkehrsweg der Stadt und eine der großartigsten Straßen, die es auf Erden gegeben hat, erstreckte sich nach Süden über Dämme, Kanäle und einen später gebildeten Arm des Euphrat fort und führte östlich um Etemenanki, den Turm von Babel, herum zum Tempel Esagila. Auch in der südlichen Fortsetzung sind noch die schweren Kalksteinplatten Nebukadnezars vorhanden, auf denen Daniel und Darius wandelten und auf die der Schein der Erdpechfackeln fiel, die neben Alexanders des Großen Wagen hergetragen wurden. Noch weiter südlich scheinen sie in griechischer und parthischer Zeit zu Kugeln für Wurfmaschinen, die damaligen Kanonen, verarbeitet worden zu sein. Die größten haben einen Durchmesser von 27,5 Zentimeter. Die Steinplatten im Süden tragen dieselbe Inschrift wie die auf Kasr; einige nennen aber auch Sanheribs Namen (705—681 v. Chr.), der ebenfalls die Stadt verschönte, sie aber dann völlig zerstörte und in Ninive residierte. Nebukadnezar sagt davon nichts; er nennt nur seinen Vater Nabopolassar. Die Inschrift eines Ziegelsteins, der aber nicht in seiner ursprünglichen Lage gefunden wurde, sagt von der Prozessionsstraße: „Nebukadnezar, König von Babylon, der Ausstatter von Esagila

und Eſida, der Sohn Nabopolaſſars, des Königs von Babylon. Die Straße Babylons, die Prozeſſionsſtraßen Nabos und Marduks, meiner Herren, die Nabopolaſſar, der König von Babylon, der Vater, mein Erzeuger, mit Aſphalt und gebrannten Ziegeln glänzend gemacht hat als Weg: ich, der Weiſe, der Beter, der ihre Herrlichkeit fürchtet, füllte über dem Aſphalt und den gebrannten Ziegeln eine mächtige Auffüllung aus glänzendem Staub, befeſtigte ihr Inneres mit Aſphalt und gebrannten Ziegeln wie eine hochgelegene Straße. Nabo und Marduk, bei eurem frohen Wandeln in dieſen Straßen — Wohltaten für mich mögen ruhen auf euren Lippen, ein Leben ferner Tage, Wohlbefinden des Leibes. Vor euch will ich auf ihnen (?) wandeln (?). Ich möchte alt werden für ewig."

Durchſchreitet man das Iſchtartor nach Süden, ſo liegt zur Linken der Tempel der Ninmach, der „großen Mutter". Seine Mauern waren mit Toren und Türmen verſehen und mit weißem Putz bedeckt, ſo daß ſie wie Marmorwände ausſahen. Durch Portal und Vorhalle gelangt man auf den offenen Tempelhof und von da in die Gemächer ſelbſt. Der ganze Bau war ſtark wie eine Feſtung, die von den Prieſtern verteidigt werden konnte. In den Vorraum hatte auch das profane Volk Zutritt. In einem Nebenraum fand ſich Sardanapals Gründungszylinder, auf dem man unter anderem lieſt: „Zu eben jener Zeit ließ ich Emach, den Tempel der Göttin Ninmach in Babel, neu machen."

Über die Verwendung der verſchiedenen Räume und den Kult des Gotteshauſes iſt wenig bekannt. Gewiſſe Eigenſchaften ſind allen vier vollſtändigen Tempeln Babylons gemeinſam; ſie haben eine Turmfront, eine Vorhalle, einen Hof und eine Zella mit einem Poſtament in einer flachen Wandniſche. Einige Seitengemächer dienten jedenfalls zur Aufbewahrung kultlicher Gegenſtände, andere zum Aufenthalt der Tempeldiener und Pförtner. Lange, ſchmale Gänge zeigen wahrſcheinlich die Plätze an, wo Treppen auf das flache Dach hinaufführten.

In den Ruinen dieſes Tempels fanden ſich Maſſen von Terrakottabildern, die Hausgötzen geweſen zu ſein ſcheinen. Sie ſiud nur 12 Zentimeter hoch, ſtellen meiſt eine ſtehende Frau dar mit auf babyloniſche Art gefalteten Händen und geben einen Begriff von den großen Götterbildern Babylons, von denen Herodot erzählt.

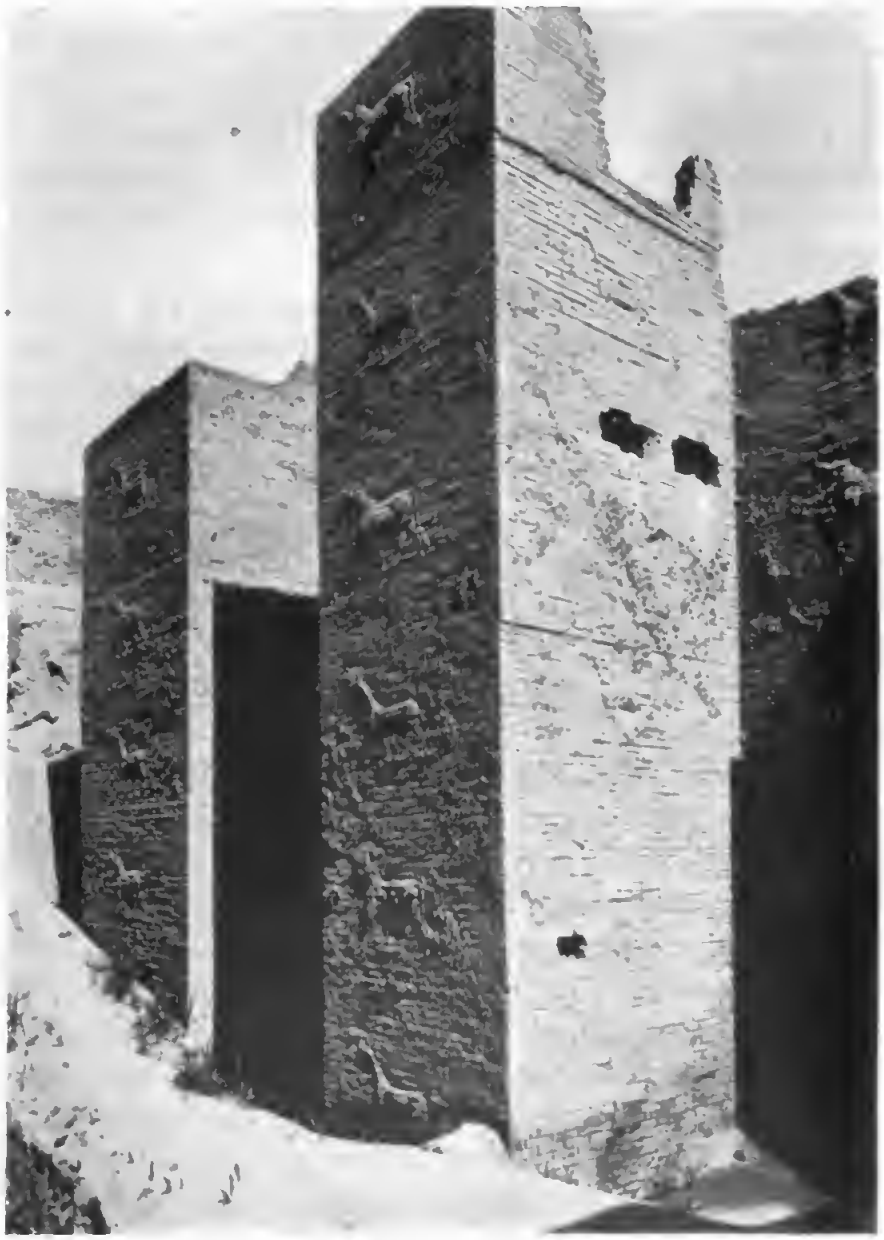
In dieſem Tempel der Ninmach hat, wie Koldewey in ſeiner Schrift „Die Tempel von Babylon und Borſippa" (Leipzig 1911) annimmt, Alexander der Große ſeine täglichen Opfer dargebracht, auch während ſeiner letzten Krankheit, und die Erinnerung an ihn wird angeſichts dieſer Trümmer lebendig.

Ein alter römiſcher Geſchichtſchreiber namens Quintus Curtius Rufus, von dem man nicht weiß, wann er lebte, hat in einem umfangreichen Werke die Taten des Mazedonierkönigs in faſt romanhafter Form geſchildert. Im erſten Kapitel ſeines fünften Buches beſchreibt er auch ſeinen prunkvollen Einzug in Babylon. An der Spitze ſeines Heeres fuhr Alexander in einem von der Leibwache umgebenen Wagen. Die Triumphſtraße war mit Kränzen und Blumen geſchmückt, an den Straßenrändern brannte duftender Weihrauch auf ſilbernen Altären. Die Geſchenke, mit denen man den Sieger empfing, waren Vieh und Pferde, Löwen und Leoparden in Käfigen. Hymnen ſingende Magier und chaldäiſche Sterndeuter ſchritten im Zuge einher. Ihnen folgten Muſikanten und zuletzt babyloniſche Reiter.

Alexander war, wie alle, die Babylon zum erſtenmal ſahen, entzückt von ſeiner Schönheit, und er verweilte hier länger als in irgendeiner anderen Stadt. Aber kein Ort erwies ſich als verderblicher für die militäriſche Diſziplin; der Hiſtoriker malt in draſtiſchen Zügen das leichtfertige, ſittenloſe Leben, das in Babylon geführt wurde. Die neue Hauptſtadt wurde das Capua der alten mazedoniſchen Armee, und auch der König ſelbſt fand hier wenige Monate nach ſeinem Einzug einen allzufrühen plötzlichen Tod.

Der griechiſche Schriftſteller Arrianus berichtet darüber Folgendes: Bei dem Günſtling Medius wurde ein Trinkgelage abgehalten, zu dem auch Alexander eine Einladung angenommen hatte. Man trank und ſcherzte, und nach dem Feſt badete der König und ging zur Ruhe. Auf einer Bahre ließ er ſich zum Opfer tragen, das er keinen Tag verſäumte. Seinen Generalen gab er Befehle für eine neue kriegeriſche Unternehmung; einige Truppen ſollten die Landſtraße einſchlagen, andere ſüdwärts auf dem Euphrat befördert werden; in fünf Tagen ſollten mehrere Generale ihn auf den Triremen begleiten. „Vom Tempel ließ er ſich auf ſeiner Bahre zum Ufer hinabbringen, ging an Bord eines

Fahrzeugs und fuhr über den Strom nach dem Park, wo er wieder badete und dann ausruhte."



Phot.: Koldewey. Die beiden östlichen Pfeiler des Ischtartors.

Am folgenden Tag opferte er wieder, aber von da ab lag er in ununterbrochenem Fieber. Trotzdem erteilte er tags darauf Nearchus

und den übrigen Hauptleuten seine Befehle zum Abmarsch. Am Abend des nächsten Tages stand es bereits schlecht mit ihm. Trotzdem erschien er noch zwei Tage zum Opfer im Tempel. Beim nächsten Morgengrauen aber entbot er die Generale in die Vorhalle, während die übrigen Befehlshaber an den Toren warten mußten. Er hatte sich aus dem Park in die Königsburg tragen lassen; und als die Generale an sein Lager traten, erkannte er sie wohl, vermochte aber nicht mehr zu sprechen. In der Nacht wurde das Fieber bösartig. Dieser Zustand hielt zwei Tage an.

Nun verlangten die Soldaten nach ihrem König, um ihn noch einmal am Leben zu sehen, da schon Gerüchte umgingen, sein Tod werde von der Leibwache verheimlicht. Die Truppen zogen an seinem Lager vorüber. Der König konnte noch mühsam den Kopf heben, aber nicht mehr sprechen; er betrachtete die Vorüberziehenden und reichte jedem die Hand. Einige seiner Vertrauten verbrachten die Nacht im Serapistempel, um den Gott zu fragen, ob es ratsam und für Alexander besser sei, ihn in den Tempel zu bringen, um bei inbrünstigem Gebet seine Genesung abzuwarten; der Gott antwortete, es werde für den König besser sein, wenn er bleibe, wo er sei. „Kurz darauf war Alexander tot, als ob dies für ihn jetzt das Beste gewesen sei."

Quintus Curtius erzählt den Hergang etwas anders. Der König habe noch in den letzten Tagen seines Lebens Gesandte der griechischen Republiken empfangen, die ihm goldene Kronen überreichten, und seine Truppen und Galeeren gemustert. Dem Nearchus und den Kapitänen habe er ein glänzendes Gastmahl gegeben und dann am Trinkgelage bei Medius teilgenommen. Sechs Tage später seien seine Kräfte fast erschöpft gewesen, und die vor Kummer weinenden Soldaten hätten Zutritt zu seinem Krankenzimmer erhalten. Als Alexander sie sah, habe er geäußert: „Wo werdet ihr, wenn ich fort bin, einen solcher Männer würdigen König finden?" Er sei aufrecht sitzen geblieben, bis der letzte Mann der Armee vorübergegangen. Dann sei er, als hätte er dem Leben seinen letzten Tribut entrichtet, ermattet auf sein Lager zurückgesunken. Seinen Siegelring habe er vom Finger gezogen und ihn dem Perdiccas übergeben mit der Bitte, seine Leiche nach der Oase des Jupiter Ammon überführen zu lassen. Als einer fragte, wem er das Reich anvertraue, habe er geantwortet: „Dem Würdigsten."

Voller Schrecken ſtanden die Babylonier auf ihren Hausdächern und den Mauern. Die Nacht kam und vermehrte die Unſicherheit. Niemand wagte Licht anzuzünden. Die Stadt lag in tiefem Dunkel. Herumſtreifende Haufen begegneten einander auf den Straßen, ſich mißtrauiſch betrachtend. Sechs Tage ſtritten die Vertrauten des Königs, wer die Macht übernehmen ſolle. Darüber vergaß man den Toten, deſſen ſterbliche Hülle jedoch trotz der ſtarken Hitze (Alexander ſchied aus dem Leben am 13. Juni 323) keine Veränderung erlitten hatte. Schließlich wurde die Leiche von Ägyptern und Chaldäern einbalſamiert und in einen goldenen Sarg gelegt, der mit wohlriechenden Spezereien gefüllt war; das königliche Diadem ſchmückte ſeine Stirn. Erſt am folgenden Tag brachte Ptolemäus den König der Mazedonier in feierlicher Prozeſſion die endlos lange Straße von Babylon nach Memphis und ſchließlich nach Alexandria, wo zur Erinnerung an ihn ein prachtvoller Tempel gebaut wurde. Noch im dritten Jahrhundert n. Chr. war der Ort bekannt, geriet aber ſpäter völlig in Vergeſſenheit. —

Rechts vor dem ſüdlichen Ausgang des Iſchtartors, gegenüber dem Tempel der Ninmach, iſt die Oſtfront der von Koldewey ſo genannten Südburg, der eigentlichen Akropolis von Babylon, die ſich an der Stelle erhob, wo die älteſte Stadtanlage war, das eigentliche Babilu oder Babilani, die „Pforte der Götter". Aſſarhaddon und Nabopolaſſar ſprechen von Babylon und Eſagila als von zwei getrennten Plätzen; erſt ſpäter wurden ſie zu einem Großbabylon vereinigt. Dieſer gewaltige Gebäudekomplex wurde von Nabopolaſſar gegründet, von Nebukadnezar aber ſo durchgreifenden Veränderungen unterworfen, daß man von einem einheitlichen Werk ſeiner Hand ſprechen kann.

Durch ein von Wachtlokalen rechts und links flankiertes Tor betreten wir den Oſthof der Südburg. An ſeiner Nord- und Oſtſeite liegen Beamtenwohnungen, von denen jede oder auch je zwei zuſammen einen Hof haben. An der Südſeite befinden ſich die eigentlichen Amtsräume, und dahinter wieder Wohnungen; auch in jeder Wohnung iſt der ſüdlichſte Raum der größte und behaglichſte, da er, durch Mauern geſchützt und nur von Norden her zugänglich, faſt den ganzen Tag im tiefſten Schatten lag. Hierzulande dauert ja der Sommer von Mitte März bis Mitte November, und die heiße Tageszeit von 9 Uhr

morgens bis 9 Uhr abends. Professor Koldewey hat bis zu 49,5 Grad Celsius gemessen. Nur im Januar stellt sich etwas Frost ein. Die jährlichen Niederschläge betragen 7 Zentimeter gegen 64 in Norddeutschland. Die ganze Bauart ging also auf Schatten und Kühle hinaus; Fenster hatten die Wohnungen nicht. Gearbeitet wurde durchweg im Freien, auf den Höfen, geschlafen auf den Dächern. Wohnungen von mehreren Stockwerken, von denen Herodot spricht, ließen sich bisher nicht nachweisen. Die Wände waren mit Gipsputz bedeckt; ein Säulenstumpf und ein Kapitäl von feinem weißen Kalkstein verraten das Vorhandensein alter Säulengänge. Die Torwände waren wieder mit Reliefslöwen geschmückt, wenigstens hat man Bruchstücke solcher Emaillen auf allen Höfen der Südburg gefunden.

Phot.: Koldewey.

Zylinderförmige Bauurkunde Sardanapals für Nimitti-Bel, die innere Stadtmauer Babylons.

Der Mittelhof der Südburg hat noch mehr und größere Räume, die zweifellos öffentlichen Geschäften dienten. Hier hatten gewissermaßen die Ministerien ihre Amts- und Wohnräume, hier wurde Gericht gehalten und in Kanzleistuben das Urteil ausgefertigt. Die stattlichen Amtszimmer liegen wieder nach Süden; ihre Bedeutung ergibt sich auch daraus, daß sie direkten Zugang zu den entsprechenden Gebäuden des nächsten und größten Hofes haben, den die eigentliche Residenz der babylonischen Könige umschloß.

Dieser Haupthof ist 55 Meter breit und 60 Meter lang; er wurde zuletzt mit Lehmziegeln gepflastert und diente in der Sassanidenzeit als Begräbnisplatz; man fand hier zahlreiche trog- und pantoffelförmige Sarkophage. An der Südseite dieses Hofes liegt der größte Raum des ganzen Palastes, der Thronsaal der babylonischen Könige. Er ist 17 Meter breit und 52 Meter lang; der Weiße Saal im Berliner Schloß

mißt nur 16×32 Meter. Die Mauern der Breitseiten sind 6 Meter dick. Die Haupttür, zu deren Seiten sich kleinere Eingänge öffnen, geht auf den Hof hinaus. Ihr gegenüber zeigt die innere Südwand eine Nische; hier stand jedenfalls der Königsthron. Die Außenwand nach dem Hofe zu war mit prächtigen Fayenceornamenten auf dunkelblauem Grund bedeckt; gelbe Säulen mit hellblauen Kapitälen waren durch Palmettenranken miteinander verbunden.

In diesen Thronsaal ließ Belsazar, der letzte König von Babylonien, bei festlichem Mahl in trunkenem Übermut die goldenen und silbernen Gefäße bringen, die sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel von Jerusalem geraubt hatte. Aus ihnen sollten die Gäste trinken. Aber während sie tranken und ihre Götter lobten, gingen hervor Finger wie einer Menschenhand, die schrieben gegenüber dem Leuchter auf die getünchte Wand des Königssaals. Und der König ward gewahr der Hand, die da schrieb, und entsetzte sich. Vergebens bat er Chaldäer und Sterndeuter, die Schrift zu lesen; niemand kannte sie. Nur Daniel vermochte sie zu deuten: Mene mene tekel upharsin, d. h. „Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet. Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden. Dein Königreich ist zerteilet und den Medern und Persern gegeben.“ In derselben Nacht ward der Chaldäer König Belsazar getötet. — Deutsche Gelehrte (Hoffmann und Nöldecke) haben übrigens die unglückverheißenden Worte viel einfacher erklärt, und da wenigstens die ersten drei Worte Münzwerte bezeichnen, vermutet Koldewey, daß einer der anwesenden Perser ganz unschuldig mit Kohle an der Wand seine Forderungen ausgerechnet, der bereits von schlimmen Ahnungen gefolterte König aber daraus neuen Argwohn gegen seine Umgebung geschöpft habe.

Von besonderem Interesse ist der sogenannte Gewölbebau in der Nordostecke der Südburg; ein breiter Gang führt vom Mittelhof dorthin. Unter allen Gebäuden der Stadt, ja des Landes, nimmt er eine Ausnahmestellung ein. Er besteht aus vierzehn langen, gleichgroßen Kammern, die, rechts und links je sieben, auf einen gemeinsamen Korridor hinausgehen und von einer starken Mauer umgeben waren. Südlich und westlich lagen weitere Kammern, und in einer derselben findet sich ein Brunnen, wie er in Babylon und in der antiken Welt sonst

überhaupt nicht vorkommt. Er besteht aus einem quadratischen Schacht in der Mitte und zwei länglichen zu beiden Seiten und enthielt jedenfalls ein Wasserschöpfwerk, ein Paternosterwerk oder einen Dolab, ähnlich denen, die ich in den Kapiteln über meine Fahrt auf dem Euphrat beschrieben habe.

Diese Kammern sind die einzigen kellerartigen Räume, die in Babylon vorkommen; sie waren mit Tonnengewölben überdacht und außerdem aus Hausteinen errichtet, wie die Steinreste beweisen. Solcher Haustein findet sich außerdem nur noch an der Nordmauer des Kasr. Die gesamte Literatur über Babylon einschließlich der Keilinschriften kennt aber nur zwei Gebäude, an denen Haustein zur Verwendung kam: die Nordmauer des Kasr und — die sogenannten „hängenden Gärten der Semiramis", die griechische Dichter besungen haben und von denen die alten Historiker Diodor, Strabo, Flavius Josephus und Quintus Curtius Rufus soviel zu erzählen wissen. Daraus zieht Koldewey den Schluß, daß der Gewölbebau mit diesen „hängenden Gärten", die einfach auf Dachterrassen angelegt waren, identisch ist, während man sie bisher auf dem Hügel Babil suchen zu müssen geglaubt hat. Den Namen der sagenhaften assyrischen Königin Semiramis hat jedenfalls nur die Phantasie der alten Historiker mit diesen Gärten in Verbindung gebracht. Schon Diodor, der Semiramis als die eigentliche Erbauerin Babylons rühmt, nennt die Gärten ein Werk eines späteren assyrischen Königs, der eine Perserin zur Frau hatte. Da diese in der Ebene Mesopotamiens die Gebirge ihrer Heimat vermißte, habe der König durch diese Anlage den Charakter des persischen Landes nachahmen wollen. —

Im Norden des Kasr liegt die „Hauptburg", die bei Beginn der deutschen Ausgrabungen unter einer 8—12 Meter dicken Erd- und Schuttschicht begraben war. Auch diesen Palast hat Nebukadnezar errichtet und aus vortrefflichen steinharten, hellgelben Ziegeln erbauen lassen. Er war noch reicher ausgeschmückt als die Südburg; an seinen Fronten schimmerten große Reliefs in blauer Fayence; der Boden war mit Platten aus weißem und buntem Sandstein belegt, jeder Stein verzeichnete an der Seite den Namen des Bauherrn. Die Dachbalken waren aus Zedern- und Zypressenholz. Hier hatten Nebukadnezar und sein Nachfolger unermeßliche Kunstschätze zum „Staunen der Menschheit"

Der Baſaltlöwe in Babylon.
(Links zwiſchen ausgegrabenen Ruinen das Grundwaſſer.)

geſammelt; wertvolle Proben davon wurden ausgegraben. Den Eingang bewachten wie in den aſſyriſchen Paläſten gewaltige Baſaltlöwen, wie aus Bruchſtücken hervorgeht, die die deutſchen Archäologen gefunden haben. An der Nordoſtecke ſtand bereits bei Ankunft der Deutſchen der ſchon erwähnte, aus der Zeit Nebukadnezars ſtammende gewaltige Baſaltlöwe, der von ſeinem Sockel aus die Gegend beherrſcht, eine nur grob ausgeführte Plaſtik ohne feinere Detailkunſt. Seine Seiten zeigen zahlreiche Spuren von Flintenkugeln und Steinwürfen. Die Arme des unter dem Löwen liegenden Mannes ſind ebenfalls abgeſchlagen — ein Zerſtörungswerk der Beduinen, die in dem Löwen einen „Dſchin", einen böſen Geiſt der Wüſte, erblicken. Einige Gelehrte ſehen in dieſer Gruppe eine allegoriſche Darſtellung von Babyloniens Sieg über Ägypten, andere wollen Daniel in der Löwengrube darin erkennen, ein Gedanke, der aber nach Koldewey der babyloniſchen Kunſt fremd iſt. Zu den merkwürdigſten Funden auf dem Hügel Kaſr gehört eine in neubabyloniſcher Schrift gefertigte Kopie der berühmten Keilinſchrift von Behiſtun, worin König Darius Hyſtaſpes (521—485) in perſiſcher, ſuſiſcher und babyloniſcher Sprache eine ausführliche Geſchichte ſeiner Regierung und der von ihm niedergeſchlagenen Empörungen in faſt allen Provinzen ſeines Reiches hinterlaſſen hat.

In der Südoſtecke des Kaſr fand man die älteſten Ziegelſtempel Nebukadnezars. Es gibt verſchiedene Arten. Bei einigen wurden die Stempel aus Holz geſchnitzt, in Formſand abgedrückt und in dieſer Form in Bronze gegoſſen. Sie ſagen faſt immer dasſelbe: „Nebukadnezar, der König von Babylon, der Pfleger von Eſagila und Eſida, der Sohn Nabopolaſſars, des Königs von Babylon."

Die Ziegel wurden in viereckige Holzrahmen gepreßt, die auf geflochtenen Rohrmatten lagen; meiſt ſind die Abdrücke der letzteren auf der einen Flächenſeite noch ſichtbar. Dann brannte man ſie in Ziegelöfen, ohne Zweifel derſelben Art, wie ſie noch heute außerhalb Bagdads in Gebrauch ſind. Verbrecher in ſolche Öfen zu werfen, gehörte zu den neuperſiſchen Exekutionsmitteln, die auch Nebukadnezar nicht fremd waren, wie Daniel berichtet.

Einige Stempel haben acht Zeilen. Von ihnen fanden ſich 412 Stück. Von anderen Stempeln gibt es Millionen. Niemals wohl hat

Phot.: Koldewey.

Ausschachtung des Grabens westlich der Südburg.

ein König in ſolchem Umfang für ſeine Unſterblichkeit geſorgt wie Nebukadnezar; faſt jeder dieſer ſteinharten Ziegel nennt ſeinen Namen, und ſie waren in ſolcher Menge da, daß in ſpäteren Zeiten ganze Städte daraus errichtet werden konnten. Die einfachen Häuſer in Kweireſch ſind zum größten Teil aus ſolchen Ziegeln vom Palaſt der entſchlafenen Großkönige erbaut.

Hier und da finden ſich in den Mauern auch Steine mit größeren Inſchriften. Eine derſelben, die Koldewey in einer Hofmauer der Südburg entdeckte, berichtet ausführlich von dem Bau dieſes Palaſtes. „Nebukadnezar, König von Babylon, Sohn Nabopolaſſars, des Königs von Babylon, bin ich," ſo lauten die ſechs Zeilen Keilſchrift in dem üblichen, pomphaften Stil dieſer Urkunden. „Den Palaſt, die Wohnung meines Königtums auf der Erde Babylons, die in Babylon iſt, baute ich. Mächtige Zedern vom Gebirge Libanon, dem glänzenden Wald brachte ich, und zu ſeiner Bedachung legte ich ſie. Marduk, der barmherzige Gott, der mein Gebet erhört: Das Haus, das ich gebaut, an ſeiner Behaglichkeit möge er ſich ſättigen! Das Kiſu, das ich errichtet, ſeinen Verfall möge er erneuern. Darin, in Babylon möge alt werden mein Wandel. Meine Nachkommenſchaft möge in Ewigkeit die Schwarzköpfe beherrſchen."

Sein Gebet zum Gotte Marduk wurde nicht erhört, ſein Reich zerfiel ſchon unter ſeinem Nachfolger, und dieſe Trümmer auf dem Kaſrhügel ſind die noch immer gewaltigen Reſte der großen Babel, die König Nebukadnezar ſechs Jahrhunderte v. Chr. zum königlichen Haus erbaut hatte, „durch ſeine große Macht, zu Ehren ſeiner Herrlichkeit". Ehe er aber, auf der Zinne der Palaſtmauer wandelnd, dieſe ſtolzen Worte ausgeſprochen hatte, ertönte eine Stimme vom Himmel: „Dir König Nebukadnezar wird geſagt: dein Königreich ſoll dir genommen werden, und man wird dich von den Leuten verſtoßen, und ſollſt bei den Tieren, ſo auf dem Felde gehen, bleiben; Gras wird man dich eſſen laſſen wie Ochſen, bis daß über dir ſieben Zeiten um ſind, auf daß du erkennſt, daß der Höchſte Gewalt hat über der Menſchen Königreiche und ſie gibt, wem er will."

Den weſtlichen Teil der Südburg nennt Koldewey auf Grund einer Inſchrift Nebukadnezars den Palaſt Nabopolaſſars. Er iſt der älteſte

der auf dem Kasr gefundenen Überreste, während die ältesten Baudenkmäler ganz Babylons aus Hammurabis Zeit (um 2200 v. Chr.) stammen.

Nordöstlich von Kasr liegt der Hügel Homera, östlich das griechische Theater, und südlich der weltberühmte Turm von Babel, dessen Spitze nach dem 11. Kapitel der Genesis bis an den Himmel reichte. Etemenanki war sein alter Name. Er stand im „ehemtorigen Heiligtum des Zeus Belus", das noch zu Herodots Zeiten erhalten war und zwei Stadien im Geviert gemessen haben soll. „In der Mitte des Heiligtums," berichtet dieser Geschichtschreiber, „erhebt sich ein fester Turm, ein Stadium lang und ein Stadium breit. Auf diesem Turm steht ein zweiter, auf diesem ein dritter und so fort bis zu acht Türmen. Auf die Zinne führt eine Treppe, die um alle diese Türme außen herumgeht. Ungefähr auf ihrer Mitte ist ein Absatz mit Bänken, wo die Hinaufsteigenden sich niedersetzen und ausruhen. Auf dem letzten Turm aber steht ein großer Tempel, und darin ein geräumiges, wohlbereitetes Bett mit einem vergoldeten Tisch davor. Kein Standbild schmückt den Tempel, und nachts bleibt niemand dort außer einem eingeborenen Weib, das der Gott gerade auserwählt hat; so versichern wenigstens die Chaldäer, die Priester dieses Gottes. Sie sagen auch, der Gott selbst besuche den Tempel und ruhe auf dessen Lagerstätte; das scheint mir aber nicht glaublich."

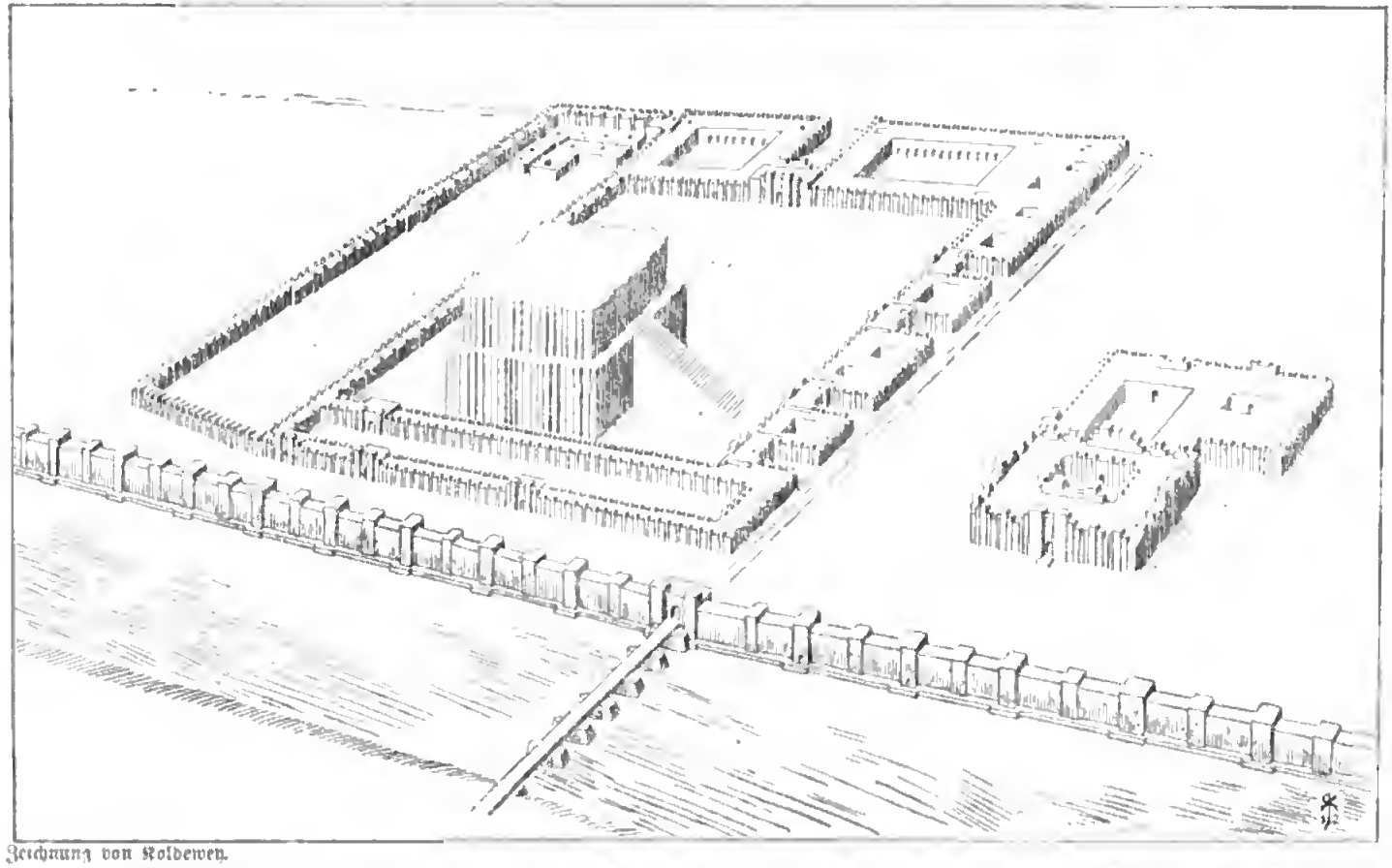
Ein späterer griechischer Geschichtschreiber, Diodorus aus Sizilien, gibt zwar keine Beschreibung des Turmes selbst, berichtet aber, daß er, wie allgemein versichert werde, außerordentlich hoch gewesen sei, und daß „die Chaldäer dort ihre Beobachtungen anstellten, da sie von einem so hohen Bau aus aufs genaueste den Auf- und Niedergang der Gestirne beobachten konnten. Das Ganze war kunstvoll und mit großen Kosten aus Ziegeln und Erdpech zusammengefügt. Oben an der Treppe standen drei goldene Bildsäulen, die des Zeus, der Hera und der Rhea. Die des Zeus, der stehend und schreitend dargestellt war, maß 40 Fuß in der Höhe und war tausend babylonische Talente schwer. Rhea saß auf einem goldenen Stuhl. Ihre Bildsäule war ebenso schwer wie die des Zeus. Neben ihren Knien standen zwei Löwen, und neben diesen silberne Schlangen von außerordentlicher Größe, jede wog 30 Talente.

Hera war ſtehend dargeſtellt; in der Rechten hielt ſie eine Schlange am Kopf, in der Linken ein mit Edelſteinen beſetztes Zepter. Ihr Bild wog 800 Talente."

Der Hiſtoriker Strabo, geboren im Jahr 63 v. Chr., kennt auch das Heiligtum des Zeus Belus, er aber nennt es eine vierſeitige Pyramide aus gebrannten Ziegelſteinen, ein Stadium im Quadrat und ein Stadium hoch. Xerxes habe es zerſtört, Alexander es wieder aufbauen wollen; dieſer ſei aber vorher geſtorben, nachdem er erſt in zweimonatiger Arbeit durch zehntauſend Mann den Schutt habe wegräumen laſſen.

Die Inſchriften der Bauherren ſelbſt ſchließlich rühmen nur die Höhe des Bauwerks. Nabopolaſſar, der auf Befehl des Gottes Marduk mit Wiederherſtellung des vorher eingeſtürzten Turms begonnen haben will, verſichert, ſeine Spitze habe „himmelan" ſtreben ſollen, und ſein Sohn Nebukadnezar verkündet der Nachwelt: „Etemenankis Spitze aufzuſetzen, daß mit dem Himmel ſie wetteifere, legte ich Hand an."

Und was iſt von dieſem, zu einer Mythe gewordenen Wunderbau der Alten Welt noch übrig? So wenig, daß es faſt rätſelhaft erſcheint, wie die Forſchung ſeinen Standort hat ermitteln und die kümmerlichen Reſte nach den dürftigen Angaben der Hiſtoriker hat identifizieren können! Nicht einmal ein Hügel iſt mehr zu ſehen, nur ein Durcheinander von Erderhöhungen, die hier und da mit Ziegelſteinſcherben bedeckt ſind, zwiſchen denen etliche genügſame Wüſtenpflanzen ihre Stengel und Blätter trotzig der unbarmherzig ſtrahlenden Sonne entgegenſtrecken. Wo ſich ehemals die dicken Mauern des Turms erhoben, findet man einen ebenſo breiten Graben mit kriſtallklarem, grünem Waſſer, ein verführeriſch einladendes Quellbecken. Menſchen ſpäterer Zeiten haben die unerhörten Ziegelmaſſen geraubt, die Mauern Fuß für Fuß abgetragen und ſchließlich dem Erdboden gleichgemacht. Aber nicht einmal damit hat man ſich begnügt, ſondern die Plünderung ſogar bis zu den Grundmauern fortgeſetzt, bis der Spiegel des Grundwaſſers ihr halt gebot. Steinharte, gebrannte Ziegel waren wertvolle Seltenheiten, deren Herſtellung Mühe und Koſten erforderte. Die letzten Plünderer waren Leute aus Hille, Kweireſch und andern Dörfern der Umgegend. Auf dem Grund des Grabens findet ſich vielleicht noch dieſe oder jene Ziegelſchicht, aber die deutſchen Archäologen haben bisher noch nicht weiter



Zeichnung von Koldewey.

Rekonstruktion der Umgebung des Turms von Babel (unvollendet dargestellt), von Esagila, der Kaimauer Naboneds und der Brücke über den Euphrat.

nachforſchen können. Das Waſſer iſt ſalzhaltig und ungeſund. Algen und andere Pflanzen gedeihen darin, und über ſeinem ſtillen Spiegel, der mit dem Waſſerſtand des Euphrat ſteigt und fällt, heben die Fröſche ihre Köpfe, um abends ihre Liebeslieder anzuſtimmen. In den heißeſten Tagesſtunden ſind ſie ſchläfrig und ſtumm; nur ab und zu hört man ein leiſe brodelndes Quaken. In majeſtätiſcher Ruhe liegt jetzt dieſer Platz, auf dem ehemals die Babylonier lärmende Tempelfeſte feierten; die lautloſe Stille legt ſich faſt beklemmend auf die Bruſt. Auf dem Abhang eines nahen Hügels erhebt ein mohammedaniſches Heiligengrab ſeine kleinen weißgelben Kuppeln.

Nur den Fundamentgrundriß des babyloniſchen Turms hat die Wiſſenſchaft bisher feſtſtellen können; er bildet ein Viereck von 90 Metern Seitenlänge, und von Südſüdoſten führte eine mächtige Freitreppe zum erſten Abſatz empor. Auch den Grundriß des Peribolus, der den Turm umgebenden Ringmauer mit ihren zahlreichen monumentalen Gebäuden, die jedenfalls als Prieſter- und Pilgerwohnungen dienten, hat man aufgedeckt. Wie der Turm ſelbſt ausſah, weiß man aber noch nicht. Die Schilderung Herodots iſt unklar. Wahrſcheinlich war er eine „Zikkurrat", d. h. einer von den im alten Meſopotamien verbreiteten maſſigen Türmen, um deren Außenwand herum ein langſam anſteigender Weg zur Spitze hinaufführte. Profeſſor Koldewey hofft, die Löſung des Rätſels bei Ausgrabung der am beſten erhaltenen Zikkurrat von Borſippa oder Birs Nimrud zu finden, die 20 Kilometer ſüdlich von Babylon liegt. —

Die Gegend öſtlich von Etemenanki führt den arabiſchen Namen Merkes, d. h. das Lager. Hier ſtand ein großer Teil der Bürgerhäuſer Babylons. Die Grabungen ergaben, daß das Grundwaſſer jetzt höher ſteht als im Altertum. In der 2—3 Meter tiefen oberſten Schicht finden ſich ſpärliche Ruinen aus parthiſcher Zeit. Die darunterliegende, 4 Meter tiefe Schicht enthält Überreſte aus der Glanzperiode der neubabyloniſchen Könige und reicht bis in die perſiſche und griechiſche Zeit. Die Häuſer lagen dicht zuſammengedrängt an engen Straßen, denn die Bevölkerung war zahlreich. Die Mauern ſind ſolid aus Lehmziegeln errichtet. Auch der Boden beſteht aus Ziegeln, und Rundbrunnen ſind allgemein. In der nächſttieferen Schicht finden ſich nur wenige Wohn-

häuſer. In der darauffolgenden Kulturſchicht, die Keilſchrifttafeln aus der Zeit 1300—1400 v. Chr. barg, ſind ſie wieder häufiger. 1 Meter unter dem Nullpunkt enthält die unterſte Schicht Urkunden der erſten babyloniſchen Könige (2250 v. Chr.), d. h. aus einer Zeit, auf die der Patriarch Abraham zurückblicken konnte, als er von Ur und Haran aus ins gelobte Land zog. Die Straßen der Stadt waren gerade, ſchnitten ſich faſt rechtwinklig und waren, im Gegenſatz zur Prozeſſionsſtraße, meiſt ungepflaſtert. Die kleineren Tempel lagen mitten in den

Phot.: Koldewey.

Trogförmiger Sarg aus Merkes, einem Stadtteil Babylons.

Straßenlabyrinthen, wie das noch heute in den Städten des Orients üblich iſt. Hier und da gab es auch offene Plätze und kleine Märkte.

Der Stadtteil Merkes umſchließt auch viele Gräber aus den verſchiedenſten Zeiten. In den älteſten, tiefſten Kulturſchichten, die Hammurabi und ſeinen Nachfolgern angehören, wurden die Leichen unmittelbar der Erde anvertraut, höchſtens in Strohdecken gehüllt oder mit Ziegelſteinen umgeben. Sie lagen lang ausgeſtreckt und anſcheinend dort, wo ſie bei Lebzeiten ihre Wohnung hatten. Bis 3 Meter über dem Nullpunkt fanden ſich Gräber, deren Leichname in hockender Stellung in lange, topfähnliche Gefäße mit rundem Deckel eingeſchloſſen waren. In der nächſten Schicht folgen kurze und hohe, ebenfalls mit

Deckeln verſehene Lehmſärge aus der Zeit Nebukadnezars und ſeiner nächſten Vorgänger; hier ſind die Leichname ſo ſtark zuſammengedrückt und gekrümmt, daß die Kniee bis an das Kinn hinaufreichen. Die 4—7 Meter über Null liegende Schicht enthält trogförmige Särge, die auch zu kurz ſind, um die Toten ausſtrecken zu können. Die oberſte Schicht zeigt griechiſch-parthiſche Gräber mit Ziegelſarkophagen, in denen die Toten in Holzſärgen lagen. Gewöhnlich gab man den Verſtorbenen Schmuck mit ins Grab, ſelten Waffen.

Phot.: Schölvinck. Die Ausgrabungen von Eſagila.

Weiter nach Süden führen uns die Hügel von Amran zu einem gewaltigen Schacht, deſſen ſenkrechte Lehmwände noch die rundlichen Spateneindrücke zeigen. Hier wurden Gräber bloßgelegt, in denen teilweiſe noch Skelette liegen. Auf einem dieſer Hügel erhob ſich der Marduktempel Eſagila. Die Zella an der Nordſeite ſeines Hofes iſt wahrſcheinlich die, in der die Generale Alexanders den Gott Ea, der in griechiſcher Zeit mit Serapis identifiziert wurde, um Rat fragten, ob ſich der König zu ſeiner Geneſung hierher tragen laſſen ſolle.

In unmittelbarer Nähe dieſes Tempels begann die Euphratbrücke,

von der sieben aus Ziegel gebaute Strompfeiler ausgegraben sind. Nach den Angaben Herodots, Diodors und anderer Historiker soll die Brücke aus Hausteinen gebaut gewesen sein; jedenfalls ist sie die älteste bekannte Steinbrücke der Erde.

Östlich von Amran liegt der Tempel eines unbekannten Gottes, und noch weiter östlich der Ninibtempel Epatutila, bei dem zahlreiche Terrakottabilder, männliche Figuren, Reiter auf Pferden und anderes, gefunden wurden.

Ebenso gründlich wie bei dem Turm von Babel hat die Zerstörung an dem Punkte gehaust, der durch die Jahrtausende den alten Namen Babil behalten hat, dem Ruinenhügel im äußersten Norden des Ausgrabungsgeländes. Er ist ein Viereck von 250 Meter Seitenlänge und jetzt ein Durcheinander von Erdmauern und tiefen Schächten. Erst glaubt man, hier seien Zimmer und Gänge ausgegraben, erfährt dann aber, daß man, genau so wie beim Turm von Babel, nur gleichsam den Gipsabdruck eines verschwundenen Stadtteils vor sich hat. Schon im Altertum füllte man, wenn die Häuser verfallen waren, das Innere der Ruinen mit Erde und Schutt aus, um festen Grund für neue Gebäude zu gewinnen. So wuchsen die Städte im wörtlichen Sinne in die Höhe und bildeten sich schichtweise die „Tells" des Orients; ganz Babylon ist solch ein Tell. Als dann die oberen Schichten zerfielen, die Neubauten aufhörten, der Hügel Babil als Steinbruch diente und man bis zu den Ruinen der vorhistorischen Zeit in die Tiefe grub, wurden nur die Mauerziegel fortgenommen; die Erdausfüllung aber schonte man sorgfältig, damit die Ziegelschächte nicht einstürzten. Was also heute Schächte und Gräben sind, waren ehemals die Mauern, die festen Erdblöcke dagegen die leeren Räume — eine Architektur, die für Uneingeweihte nicht leicht verständlich ist.

Nach Koldewey diente Babel bereits im Altertum, vielleicht schon in der römischen, sicher aber in der parthischen Zeit als Steinbruch. Dann durfte diese Stätte längere Zeit in Frieden ruhen. Um 1890 aber begann eine neue Plünderung, als der Launen des Euphrat wegen der Damm bei Sedde errichtet wurde, um den Strom zu hindern, ganz und gar sein altes Bett aufzugeben. Den türkischen Archäologen Halil Bei und Bedri Bei kommt das Verdienst zu, dieser Verwüstung Einhalt getan zu haben.

Nur den einen Vorteil hat der Ziegelraub gehabt, daß die deutſchen Archäologen ohne langwierige und koſtſpielige Grabungen ſich eine klare Vorſtellung von den verſchwundenen Gebäuden machen konnten. Auf dem Gipfel von Babil ſtand ehemals ein Palaſt mit zahlreichen Räumen verſchiedener Größe. Ihren Boden deckten Sandſteinplatten mit der Inſchrift: „Nebukadnezars, des Königs von Babylon, des Sohnes von Nabopolaſſar, Königs von Babylon, Palaſt.“ Auch alle Ziegelſteine tragen Nebukadnezars Stempel, woraus Koldewey ſchließt, daß Babil eines der Schlöſſer dieſes Königs geweſen iſt. Dr. Buddenſieg, der hier unſer kundiger Führer war, vermutet, Nebukadnezar habe hier ſeine Sommerreſidenz gehabt. Kühler wird es hier, $2^1/_2$ Kilometer vom Kaſr entfernt, ſchwerlich geweſen ſein. Aber wahrſcheinlich war Babil von ſchattigen Parken und breiten Kanälen umgeben, die der dicht bebauten, in der Sonne bratenden Stadt fehlten.

In dem Hügel Babil fand man Bruchſtücke eines Kalkmörteleſtrichs, der zu verraten ſcheint, daß gewiſſe Teile des Palaſtes von perſiſchen Königen oder Alexander dem Großen und ſeinem Nachfolger erneuert wurden. Auch hat ſich eine in Stein gehauene Urkunde erhalten, die von H. Winckler überſetzt wurde und nach Koldewey von dem Palaſt auf Babil handelt: „An der Ziegelſteinmauer gegen Norden trieb mich das Herz, einen Palaſt zum Schutze Babylons zu bauen, einen Palaſt wie den Palaſt Babylons aus Erdpech und Ziegelſteinen erbaute ich darin. 60 Ellen baute ich eine ‚Appa danna‘ gegen Sippar hin; ich machte einen ‚Nabalu‘ und legte ſein Fundament in die Bruſt der Unterwelt an die Oberfläche der Grundwaſſer in Erdpech und Ziegelſteinen. Ich erhöhte ſeine Spitze und verband ihn mit dem Palaſt, mit Erdpech und Ziegelſteinen machte ich ihn wie ein Waldgebirge hoch. Gewaltige Zedernſtämme legte ich zur Bedachung darüber. Türflügel aus Zedernholz mit einem Überzug aus Kupfer, Schwellen und Angeln, aus Bronze gefertigt, errichtete ich in ſeinen Toren. Jenes Gebäude nannte ich ‚Nebukadnezar möge leben, es möge alt werden der Ausſtatter von Eſagila‘, mit Namen.“

Das Schönſte von Babil aber war gewiß und iſt noch die Fernſicht von der Höhe, beſonders am Abend, kurz vor Sonnenuntergang. Bei Windſtille iſt die Luft ungewöhnlich klar und durchſichtig. Im

Osten treten die Überreste der Mauern und Kanäle hervor und heben sich scharf beleuchtet vom dämmerigen Horizont ab. Im Westen stehen auch die unscheinbarsten Hügel wie schwarze Silhouetten da. Im Süden sieht man mit Hilfe eines Fernrohrs deutlich den Turm von Borsippa oder Birs Nimrud. Über den dichten, Dörfer und Häuser völlig verdeckenden Palmenhainen an den Ufern des Euphrat ragt im Südsüdosten ein schlankes Minarett von Hille empor. In dieser Himmelsrichtung liegen auch die Hauptruinen von Babylon, die Hügel Kasr und Amran, die äußere und innere Mauer der Stadt, alles brandgelb beleuchtet, wo die Sonnenstrahlen hintreffen; aber ins Violette übergehend, wo Schatten sich ausbreitet. Im Norden aber zieht sich ein feines, helles Band durch die lebloſe Wüste: es ist die Straße, die uns bald nach Bagdad zurückführen soll; ihre erste Station, Mahawil, zeigt die Umrisse ihres Hans oder Gasthauses über dem Horizont.

hinzulegen und ſich einer ſchlaffen Betäubung zu überlaſſen, die man nicht Schlaf nennen konnte und die durch keine noch ſo ſpannende Lektüre zu überwinden war.

Man lebte erſt richtig auf, wenn wir uns am Abend in bequemen Stühlen auf der Dachterraſſe lagerten, bei ſtrahlendem Mondſchein in kühlender Abendluft des Tages Laſt und Hitze überwanden und froh waren, wenn die Wärme auf etwas über dreißig Grad geſunken war. Dann beſchloß Profeſſor Koldewey ſeine am Tage begonnene Vorleſung über dieſe ruhmreiche Stätte, die er ſo liebt, und über die langen Jahre unerſchöpflicher Arbeit, die ihn zum Ehrenbürger Babylons gemacht haben. Wenn ich dann mein Bett aufſuchte, lag ich meiſt noch lange wach. Leiſe ging eine nächtliche Briſe durch die Kronen der Palmen, und die Schatten des vom Monde weiß beleuchteten Mückennetzes flatterten wie im Elfentanz. Es war wie ein Märchen, und ich glaubte in einem Sarkophag von durchſichtigem Alabaſter zu liegen und den Flügelſchlag der Jahrhunderte über der alten Königsſtadt rauſchen zu hören. Die Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen, die Koldeweys Vortrag hervorgezaubert hatte, miſchte ſich unter die Bilder des Traumes; Löwe, Stier und Drache wurden lebendig und wandelten einher mit den fünfzehn gelben Katzen, die im Hauſe der deutſchen Archäologen allenthalben herumſprangen. Sie waren die Lieblinge Koldeweys, der ſie nicht entbehren konnte, und zeichneten ſich alle dadurch aus, daß die Spitze ihres Schwanzes zu einer kleinen Öſe geflochten war, was ebenſo vornehm wirkte, wie der Knoten am Schwanz des Drachen von Babel.

Schon in Aleppo hatte mir ein Beſucher der Ruinen Babylons verſichert, die größte dortige Sehenswürdigkeit ſei Profeſſor Koldewey ſelbſt, und dieſem Urteil mußte ich zuſtimmen. Denn der ſchon bejahrte Gelehrte mit ſeinem noch immer jugendlichen Weſen, mit ſeinem tiefen wiſſenſchaftlichen Ernſt und ſeinem behaglichen Humor, die er als unſer Dolmetſcher am Hofe Aſſarhaddons, Sardanapals, Nabopolaſſars und vor allem Nebukadnezars in anregendſtem Wechſel anzuwenden wußte, hatte in der ganzen Art, wie er die Dinge ſah und wie er ſelbſt lebte, etwas ſo Charakteriſtiſches, daß ich von ſeiner Perſönlichkeit einen der ſtärkſten Eindrücke mitnahm, den nur ein Menſch auf den andern ausüben kann.

Ebenso unvergeßlich wird mir das Arbeitszimmer des Gelehrten sein, das zu betreten eine Auszeichnung bedeutete, die nur wenigen Fremden zuteil wurde. Es hatte etwas von einer Eremitenklause, in der sich Staub und Tabaksrauch aus den vier Fuß langen Pfeifen seines Besitzers einträchtig vermischten. Die Fenster waren sorgfältig geschlossen, das eine mit einem Stück Stoff, das andere mit weißem und schwarzem Papier verhängt; wenn man aus diesem mystischen Dunkel wieder ins Helle trat, war man wie geblendet. Alle Ecken und Winkel hingen voller Spinnengewebe, denn die fleißigen Spinnerinnen in ihrer löblichen Arbeit zu stören, hätte der Hausherr nicht übers Herz gebracht. Jedenfalls paßte das Altertümliche dieses Raumes ganz stilgerecht zu dem Ruinenfeld ringsum.

Die Tische bedeckte eine phantastische Sammlung unzähliger Gegenstände. Da waren Federn, Messer und Dolche, Papiere in allen Formaten und Tinte in verschiedenen Farben, Thermometer und alte Briefe, ein Spirituskocher und eine Maultrommel, auf der der große Forscher eine lustige Melodie spielte, Altertümer aller Art, besonders mit Keilschrift bedeckte Zylinder, die noch der Entzifferung harrten. Dann Bücher, Karten und Pläne des Trümmerfeldes, Photographien von Palästen und Tempeln, Kaffeetassen, Gläser und Teller, Toilettesachen und modern arabisches Allerlei. Ein kleines Gestell trug einen Propeller, der, mit Petroleum geheizt, Zugwind hervorbrachte, und daneben lagen zwei Geigen; denn Professor Koldewey studierte Musik, um das musikalische Vermögen der Babylonier beurteilen zu können. Ja, er studierte so ziemlich jede menschliche Wissenschaft, die irgendwie zu der alten babylonischen Kultur in Beziehung stand. In seiner Bibliothek entdeckte man Handbücher der Chirurgie und Anatomie, die er dazu brauchte, um die Darstellung menschlicher Körper in den Plastiken der Babylonier mit der Wirklichkeit vergleichen, ihr Kunstverständnis und ihre Beobachtungsgabe prüfen zu können. Und dickleibige Werke der Zoologie und Paläontologie dienten ihm zur Bestimmung der Tierformen, die sich in Babylon abgebildet finden. Er zeigte mir in seinem eigenen Buche über das wiedererstehende Babylon das Bild eines Drachenfußes verglichen mit dem eines Raubvogels: die Ähnlichkeit zwischen beiden ist in der Tat schlagend und verrät eine bewundernswerte Naturtreue. Dabei

Phot.: Schölvind.

Auf der Galerie des deutſchen Expeditionshauſes.

Von rechts nach links: Dr. Buddenſieg, der Herzog, Profeſſor Koldewey, der Verfaſſer.

hielt mir der gelehrte Eremit einen kleinen Vortrag über diesen Sirrusch, das Fabeltier, dessen Relief wir am Tor des Ischtartempels gesehen hatten; das Wesentliche davon habe ich schon im vorigen Kapitel wiedergegeben.

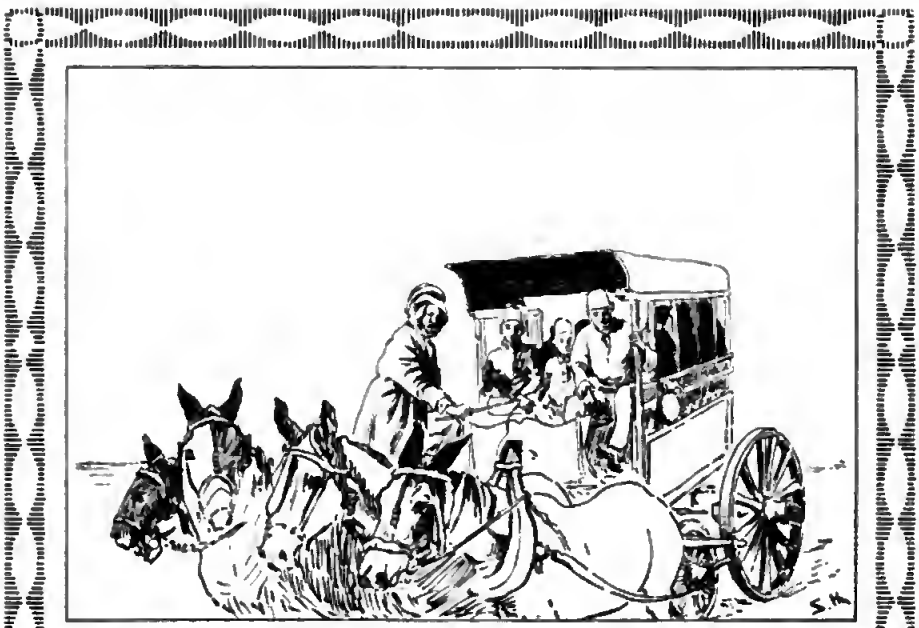
Neben zahlreichen unentbehrlichen Werken über Architektur, Ornamentik und Kunstgeschichte standen sogar astronomische Handbücher, denn die Babylonier waren in der Sternkunde sehr erfahren. Und der Fachwerke über Koldeweys eigene Wissenschaft, die er selbst in so hohem Grade gefördert hat, war kein Ende. Den größten Teil seines einsamen Eremitenlebens verbrachte aber Koldewey nicht in dieser seiner Klause, sondern draußen unter den Ruinen, in der unmittelbaren Gesellschaft der alten Babylonier. Die Wogen des Weltkrieges hatten seine Einsamkeit bis dahin nur ein einziges Mal erreicht. Jetzt hörte er kaum noch das Echo der fernen Schlachten. Im März 1917 aber mußte er Babylon zum zweiten Male verlassen, noch rechtzeitig, ehe Bagdad von den Engländern erobert wurde.

Damit ist die Inventaraufnahme dieser deutschen Studierstube am Ufer des Euphrat noch nicht abgeschlossen. Ein Regal in einer dunklen Ecke war angefüllt mit photographischen Apparaten, Blechbüchsen, Pappkasten mit photographischen Platten und Filmkapseln. Hier stand ein Stoß Mappen mit Zeichnungen von Gebäuden und Mauern, dort lehnten sich Reißbretter und Winkel malerisch an Pantoffel und Schnürstiefel, die auf dem Wege zur Vernichtung verschieden weit vorgeschritten waren. Teppiche waren früher einmal in Gebrauch, jetzt standen sie zusammengerollt in einer Ecke. Mehrere gewaltige, eisenbeschlagene Kisten enthielten die größte Kostbarkeit des Hauses: Manuskripte und Tagebücher, Photographien und Pläne. Falls unvorhergesehene Ereignisse zu schneller Flucht zwingen sollten, stand alles bereit, was in erster Linie mitgenommen werden mußte.

Gewiß hatte keine ordnende Hand das Zimmer Koldeweys berührt, seit die arabischen Plünderer darin aufgeräumt hatten. Inmitten des Wirrwarrs stand das Bett, ebenso verstaubt wie alles andre. Hier hatte der Gelehrte drei Monate lang an Fieber darniedergelegen; jetzt war er Rekonvaleszent. Einen Arzt brauchte er nicht! Er hatte ja seine medizinischen Handbücher, und kein Arzt in der ganzen Welt kannte

Babylons Klima ſo gründlich wie er, und keiner ſicherlich war mit den Gebrechen ſeines Körpers vertrauter als er ſelbſt. Ihm war dieſe Atmoſphäre, die ihn umgab, ein Lebensbedürfnis, und in dieſer Einſamkeit fühlte er ſich unendlich wohl. Er hätte ja ebenſo gut nach Hauſe reiſen und andern die Bewachung der Ruinen überlaſſen können. Aber nein, er wollte nirgends anders als eben in Babylon wohnen!

So lebte und arbeitete der berühmte Forſcher, und ſeine ſyſtematiſchen Ausgrabungen hatten nun eins der alten Gebäude nach dem andern ans Tageslicht gebracht. Wenn aber endlich die Grabungen abgeſchloſſen ſind, und die Gelehrten ihrer Wege ziehen, dann bricht das letzte Stadium der Zerſtörung an. Dann beginnt aufs neue der Ziegelraub, dann ſuchen die beutegierigen Araber wieder nach verborgenen Schätzen, dann nagt wieder die Verwitterung an den Ruinen, und Wind und Wetter treiben hier wieder ihr Spiel. Dann ſchlagen die Wogen des Wüſtenmeers zum letzten Male über Babylon zuſammen, und neue Jahrtauſende ziehen über die öden Hügel.



Kerbelawagen.

Achtzehntes Kapitel.

Samarra, die Hauptſtadt des Kalifen Mutawakkil.

Faſt überſättigt mit Eindrücken überwältigender Art verließ ich am Abend des 18. Mais Babylon. Ein vierſpänniger Kerbelawagen, die Poſtkutſche zwiſchen Bagdad und Hille, die beſonders von perſiſchen Pilgern nach Kerbela und Nedſchef benutzt wird, brachte uns, den Herzog, Rittmeiſter Schölvinck und mich, in zehnſtündiger nächtlicher Fahrt nach Bagdad zurück.

Dieſe Fahrt auf den mit Mänteln und Kiſſen notdürftig gepolſterten Holzbänken des hochrädrigen Marterkaſtens, deſſen Federung auf ein volles Haus mit Sack und Pack berechnet war, mit uns dreien aber Ball ſpielte, wird uns wohl allen unvergeßlich ſein. Wir ſaßen im Zickzack, um Raum für die Beine zu haben, und wechſelten von Zeit zu Zeit unſere Plätze, um nicht immer auf derſelben Stelle geſtoßen und geſchunden zu werden. An Unterhaltung war nicht zu denken, denn

bei dem erbitterten Geraſſel des trockenen Holzwagens, dem klappernden Getrappel der Pferdehufe auf dem ebenſo trocknen wie harten Wege, der lange Strecken glatt wie Aſphalt, dann wieder durch Reſte von Kanaldämmen kaum fahrbar war, konnte man ſich höchſtens durch lautes Schreien verſtändigen. Nur Freund Schölvinck brachte es fertig, in dieſem betäubenden Lärm regelrecht einzunicken, bis plötzlich ſein großer Tropenhelm raſſelnd vom Kopfe rutſchte und er zu der beiden Zuſchauer Beluſtigung jäh aus dem Schlaf aufſchreckte. Dazu die unendliche Einſamkeit und die todbleiche Beleuchtung, als der Mond am Himmel ſtand. Beim Aufgang war er, infolge der durch Dunſt und Staub getrübten Atmoſphäre, dunkelgelbrot, faſt hagebuttenfarbig, und zeigte eine merkwürdige elliptiſche Form, deren Längsachſe dem Horizont parallel lief. Als er dann langſam emporſtieg, brannte ſein Licht immer klarer und beleuchtete ſchließlich wie ein Scheinwerfer die Kuliſſen des Weges: hier und da einen dürren Hügel, einen alten Kanaldamm vielleicht noch aus der Kalifenzeit, die graue Steppe und ab und zu einige Reiſende, die mit Pferden, Eſeln oder einer ſtolz einherſchreitenden Kamelkarawane aus der Mondſcheindämmerung auftauchten und wie Schatten vorüberzogen.

Rittmeiſter Schölvinck.

Gegen $^1/_2$4 Uhr zeigte ſich endlich ein ſchwaches Leuchten am öſtlichen Horizont und ward allmählich heller. Als wir eben über die

Brücke von Cher fuhren, sprühte der Horizont in Blitzen, und die Ebene loderte empor wie in einem Steppenbrand. Alles ringsum bekam Farbe, und die Strahlen der siegreich aufgehenden Sonne spielten auf den vergoldeten Kuppeln und Gebetstürmen von Kasimen. Die Grabmoschee stand in der weiten Wüste wie ein Märchenschloß aus schimmerndem Gold, und im satten Grün ihrer Palmen lag wieder die Stadt der Kalifen vor uns.

Bagdad prangte in vollem Flaggenschmuck, als wir ankamen. Der türkische Kriegsminister Enver Pascha wurde erwartet. Er kam wie ein Wirbelwind, von Kanonendonner begrüßt, und fuhr sogleich nach Kut-el-Amara weiter. Dann reiste er nach Chanikin und war am 25. Mai wieder in Bagdad, wo ich ihm im alten Hause des Feldmarschalls von der Goltz, das jetzt von seinem Nachfolger Halil Pascha bewohnt wurde, einen Besuch abstattete. Bald darauf reiste er mit seinem Stabschef, dem General Bronsart von Schellendorf, nach Samarra.

Auch meine Tage in Bagdad waren gezählt. Mein nächstes Reiseziel war Mosul mit den Ruinen von Ninive, und mit gewohnter Liebenswürdigkeit forderte mich der Herzog auf, mich seiner Karawane anzuschließen, die den gleichen Weg nehmen sollte. Da alles, was Fuhrwerk und Pferd hieß, militärisch beschlagnahmt war, erleichterte mir dieser glückliche Umstand meine Weiterreise ungemein.

Am 1. Juni brachen wir auf. Ein Belem setzte uns über den Tigris, und am Bahnhof verabschiedeten wir uns von den zahlreichen deutschen, türkischen und schwedischen Freunden, die sich dort versammelt hatten, von General Gleich und den Majoren Kiesling und Molière, von Dr. Hesse und Konsul Richarz, der am nächsten Tag auf „Sommerfrische" in sein Särdab hinunterzuziehen gedachte. Dann brachte uns ein Salonwagen zunächst nach Kasimen, wo Halil Pascha, der neue Wali und der syrische Erzbischof von Bagdad den Herzog noch einmal begrüßten, und abends um 10 Uhr langten wir in Samarra an. Soweit war die Bagdadbahn fertig, als der Ausbruch des Krieges ihren Weiterbau unterbrach. Hier wurden unsre Pferde, Maulesel und Wagen ausgeladen, dazu das gewaltige Gepäck, und auf dem Hofe des Stationsgebäudes der Abendbrottisch gedeckt, um den wir uns zu fünf Mann versammelten: Herzog Adolf Friedrich, Rittmeister Schölvinck, Rittmeister

Der neue Wali von Bagdad. Der Herzog ſpricht mit Halil Talcha.

Buſſe, der ehemalige Adjutant des Feldmarſchalls, Konſul Schünemann aus Täbris und ich. Auf dem Dach des Bahnhofsgebäudes ſtanden unſere Betten, und über Nacht wehte ein ſo herrlicher Nordwind, daß das Mückennetz überflüſſig war und man zum Laken ſogar noch einen Mantel brauchte. Auch über Tag hatten wir nicht über allzu große Hitze zu klagen gehabt und uns bei 33 Grad am Nachmittag wie in Mitteleuropa zur Sommerszeit gefühlt.

Am andern Morgen ordnete ſich die Hauptabteilung der Karawane

Phot.: Schöttinck. Jüdiſches Gefangenenzelt.

und brach unter Konſul Schünemanns Leitung, begleitet von den Ordonnanzen des Herzogs und meinem treuen Sale, direkt nach Tekrit auf. Wir übrigen wollten den Tag zur Beſichtigung der alten Kalifenſtadt Samarra verwenden, deren Ruinen auf dem linken Tigrisufer liegen.

Um 7 Uhr fuhren wir zum Strom hinunter und hielten an einem von einer Mauer umgebenen Hof, wo eine ſtarke Abteilung engliſcher Gefangenen aus Kut-el-Amara lagerte; ſie waren wie wir mit der Bahn von Bagdad gekommen, ſammelten ſich hier in dem erſten Gefangenendepot und ſollten nun den langen Weg über Moſul und Neſibin nach

Engliſche Gefangene.

A. Phot.: Schönlind.

Ras-el-Ain zu Fuß marſchieren, um dann wieder mit der Bahn nach Konia und andern Städten Kleinaſiens befördert zu werden.

Aus der Schar der engliſchen Offiziere, die ſich am Eingang aufhielt, trat uns ein katholiſcher iriſcher Prieſter entgegen, den ich ſchon bei den Dominikanerſchweſtern in Bagdad getroffen hatte, ein älterer vornehmer Mann mit kurzgeſchorenem, weißem Haar; er hatte eine angenehme, mitteilſame Art und betrachtete den Ernſt ſeiner Lage mit ſtoiſcher Ruhe und ſogar mit Humor. Über die Behandlung und Verpflegung ſeitens der Türken hatte er nicht im geringſten zu klagen, und daß dieſe ihren Gefangenen keinen erſtklaſſigen Rückzug gewähren konnten, ſah er vollkommen ein. Daß viele ſeiner Leidensgefährten auf dem Marſch von Kut-el-Amara nach Bagdad geſtorben waren, ſchrieb er vor allem dem Mangel zu, der während der Belagerung geherrſcht hatte. Aber er fürchtete ſehr, daß manche engliſche Soldaten, die bereits kränkelten, der Anſtrengung des Marſches bis Ras-el-Ain nicht gewachſen ſein würden. Je zwei mußten ihr Gepäck auf einem Eſel verteilen; dieſes mußte daher auf das Allernotwendigſte beſchränkt werden.

Die meiſten Offiziere lagen auf Decken und Mänteln am Boden, einige ſaßen auf kleinen Lederkoffern und rauchten Pfeife. Dieſer las in einem Buche, jener ſchlief, das Taſchentuch über das Geſicht gebreitet; ein dritter nähte ſich einen Knopf an ſeinen Khakirock, während ſich ſein Kamerad das Raſiermeſſer ſchliff. Die in unſerer Nähe lauſchten unſerm Geſpräch mit dem Prieſter. Einer von ihnen war Arzt und ſorgte für die Kranken, die unter einem proviſoriſchen Schutzdach ruhten. Auf dem Hof ſaßen die indiſchen Diener der Ordonnanzen der Engländer um ein kleines Feuer herum, brieten Fiſche oder kochten Tee und Eier für ihre Herren. An der Mauer lagen indiſche Unteroffiziere in maleriſchen Gruppen.

Bei flüchtigem Zuſehen hätte man glauben können, alle dieſe Männer könnten ſich nicht mehr auf den Beinen halten; in Wirklichkeit waren ſie, mit wenigen Ausnahmen, in beſter Verfaſſung. Sie hatten nur eben nichts anderes zu tun, als ſich hinzulegen und in den Himmel zu ſehen. Beſonders die Engländer waren kräftige, abgehärtete Männer mit wettergebräunten Geſichtern. Sie trugen ihr Geſchick mit Gleich-

mut und ſogen an ihren Pfeifen mit einer Ruhe, als ob ſie zur Sommerfriſche in Schottland wären.

Und doch waren jetzt Indiens ſtolze Herren keinen Deut mehr wert als ihre 300 Millionen Sklaven! Wer Indien kennt, kennt auch die Kluft, die dort zwiſchen Europäern und Weißen beſteht. Durch ſeine Macht, ſeine Organiſation, ſein militäriſches Syſtem („Militarismus"), ſeine überlegenen Waffen und ſein herriſches Auftreten, nicht durch ſeine Intelligenz, hat England das große Indien zu unterjochen vermocht, hält es noch heute deſſen Völker wie in einem Schraubſtock. Der Engländer befiehlt, der Inder hat nur zu gehorchen; über 400 Millionen Mark jährlich müſſen die Landeskinder für eine Armee zahlen, in der ſie ſelbſt niemals eine höhere Stelle bekleiden können und die nur zu ihrer Unterjochung da iſt. Der frühere amerikaniſche Präſidentſchaftskandidat Bryan hatte nur zu recht, als er kürzlich ſchrieb: „Verglichen mit dem Deſpotismus, der in Indien herrſcht, iſt der ruſſiſche Zarismus ein Kinderſpiel!"

Hier unter den Gefangenen waren ſie nun alle gleich, und der eine konnte nicht mehr auf Koſten des andern üppig leben. Das erweckte in mir kein Mitleid. Ich beklagte aber die traurige Rolle, die der Chriſt jetzt in den Augen der Andersgläubigen ſpielte. Die Inder, mochten ſie nun Hindus, Brahmanen, Buddhiſten oder Mohammedaner ſein, waren Zeugen der Erniedrigung ihrer früheren Herren, und ſoweit ſie Mohammedaner waren, freuten ſie ſich wohl gar im Stillen, nicht mehr chriſtlichen, ſondern mohammedaniſchen Offizieren gehorchen zu müſſen. Bei den Dardanellen und bei Kut-el-Amara waren die hochfahrenden Engländer von den Türken aufs Haupt geſchlagen worden, und jetzt erfuhren ſie von dieſem Volk, dem ſie während des Krieges ſtets mit Verachtung und Hohn begegnet waren, als Gefangene eine gute und rückſichtsvolle Behandlung! Hier waltete eine göttliche Nemeſis, und es iſt nun an den Engländern, daraus die nötige Lehre zu ziehen, die ſie hoffentlich nicht mißverſtehen werden. Auch die ſpäteren Ereigniſſe in Meſopotamien haben an dem, was einmal geſchehen iſt, nichts ändern können. —

Am Ufer des Tigris lag eine endloſe Reihe von Keleks. Das ſind die berühmten Flöße, die aus einem Holzgerippe beſtehen, das von einigen

hundert mit Luft gefüllten Ziegenfellen getragen wird. Sie dienen als Frachtſchiffe auf der Strecke von Moſul oder noch weiter flußaufwärts bis Samarra, von wo die Ladung mit der Eiſenbahn nach Bagdad geht. In Samarra werden die Flöße auseinandergenommen, die Felle geöffnet und das zuſammengepackte Material zu neuer Verwendung nach Moſul zurückbefördert.

Auf uns wartete eine Guffa, die uns trotz des hohen Wellenganges halbwegs trocken am andern Ufer abſetzte. Dort begann dann unſere Wanderung durch die Ruinen des alten Samarra, arabiſche Häuſer mit ſchönen Einzelheiten, bis zu der gewaltigen Burg, in deren ſchattigen Gewölben wir vor der immer heißer brennenden Sonne Schutz fanden. Mittlerweile ſandte uns der Platzkommandant einige Pferde, die uns zu der großen Moſchee und dem mächtigen Turm ihres Minaretts brachten. Sein wendeltreppenartiger Aufgang war an mehreren Stellen eingeſtürzt, was die arabiſchen Pferdeburſchen nicht hinderte, wie Katzen darauf herumzuklettern.

Phot.: Schölvinck. Ein ſchattiges Gewölbe.

Die Zeit erlaubte uns nicht, dieſer merkwürdigen alten Kalifenhauptſtadt, die dank der Laune eines Herrſchers gleichſam über Nacht emporwuchs, nach kaum fünfzig Jahren aber ſchon wieder verlaſſen wurde und verfiel, mehr als eine flüchtige Beſichtigung zu widmen. Ich beſchränke mich daher auf einige Andeutungen über die kurzlebige Geſchichte der Stadt und verweiſe im übrigen auf die

Phot.: Schölvinck. In den Ruinen von Samarra.

Schriften* der beiden deutschen Archäologen Professor Sarre und Dr. Herzfeld, die auf diesem Ruinenfeld mit so ausgezeichnetem Erfolge tätig gewesen sind.

Als Harun er-Raschids Sohn, der Kalif al-Mutasimbillah, infolge der Zwistigkeiten zwischen seiner türkischen und asiatischen Leibwache und der arabischen Bevölkerung sich in Bagdad nicht mehr sicher fühlte, beschloß er im Jahre 836 n. Chr. eine andere Hauptstadt zu gründen. Dazu wählte er einen Platz 130 Kilometer nördlicher am linken Ufer des Tigris, wo vordem nur unbedeutende Dörfer und einige christliche Klöster gestanden hatten. Schon zwei Jahre später bezog er seine neue Residenz und nannte sie Surra man ra'a („Wer sie sieht, der freut sich"). Hier starb er im Jahre 842.

Unter seinem Sohn und Nachfolger, Harun al-Wathik (842—847), wuchs Samarra zu einer Weltstadt heran, die aus allen Teilen des unermeßlichen Reiches, das sich von China bis nach Marokko erstreckte, Bürger und Kaufleute in Massen anlockte. Der eigentliche Erbauer Samarras ist aber Mutasims zweiter Sohn, Dschafar al-Mutawakkil (847—861). Zwei Drittel des bisher freigelegten Trümmerfeldes, das sich in 2 Kilometer Breite 33 Kilometer weit den Tigris entlang erstreckt und die größte Ruinenstätte der Erde ist, stammen aus seiner Zeit. Das ganze bebaute Gebiet Samarras, von dem nur einige Hauptteile ausgegraben sind, umfaßte etwa 200 Quadratkilometer! Die Ringbahn von Berlin schließt nur 90 ein! Die von Mutawakkil erbauten Paläste kosteten 204 Millionen Dirhem (Franken). Auch die große Moschee, das riesige Schloß Balkuwara im Süden des Gebietes und die sogenannte Nordstadt oder al-Mutawakkilije sind sein Werk.

Die große Moschee wurde von 846—852 gebaut und kostete 15 Millionen Dirhem. Die Mauern und Teile der Türwölbungen im

* „Archäologische Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet" von F. Sarre und E. Herzfeld. Berlin, 1911. — „Erster vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen von Samarra" von Ernst Herzfeld. Mit einem Vorwort von Friedrich Sarre. Berlin, 1912. — „Mitteilung über die Arbeiten der zweiten Kampagne von Samarra" von Ernst Herzfeld, und: „Die Kleinfunde von Samarra und ihre Ergebnisse für das islamische Kunstgewerbe des 9. Jahrhunderts" von Friedrich Sarre; beide in: „Der Islam", herausgegeben von C. H. Becker, Band V, Heft 2—3. Straßburg 1914.

Mihrab, in der Gebetsniſche, ſtehen noch heute. Das Ganze war ein Mauerviereck mit vier großen Hallen. In der Mitte des mit Ziegeln gepflaſterten Hofes befand ſich ein Springbrunnen in Form eines Monolithbeckens von vier Meter Durchmeſſer, der „die Taſſe des Pharao“ hieß. Zahlreiche runde und achteckige Marmorſäulen, Kapitelle und Baſen in Glockenform, Scherben von Glas und Gold in Moſaik, Freskomalereien, Stuckornamente, Holzſchnitzereien, Öllampen, künſtleriſch geformte Fenſter und andre Überreſte zeugen von der Pracht dieſes Tempels. Malwije, das Minarett der Moſchee, das ſich auf einem Sockel von 32 Meter

Phot.: Scholvien. Die große Moſchee in Samarra.

Seitenlänge erhebt, iſt gewiſſermaßen ein Abkömmling des Turmes von Babel. Die ganze Grundfläche der Moſchee betrug 250000 Quadratmeter; wenn der Kalif mit ſeinem Hofſtaat hier ſeine Freitagsgebete verrichtete, konnten hunderttauſend Andächtige bequem darin Platz finden!

Der Palaſt des Kalifen umfaßte nicht weniger als 175 Hektar; 71 davon gehören zum Garten am Tigrisufer, der Pavillons, Hallen und große Waſſerbecken umfaßte. Etwa 300 Arbeiter haben hier allein ſieben Monate lang gegraben und 14000 Quadratmeter bloßgelegt; 32000 Kubikmeter Schutt wurden auf einer Feldbahn fortgeſchafft. Große Teile des Palaſtgebietes ließen ſich ohne völlige Ausgrabung beſtimmen.

Linkes Tigrisufer bei Samarra.

Phot.: Schölvinck.

Die Privathäuſer Samarras waren aus ungebrannten Lehmziegeln und einſtöckig, hatten aber bis zu fünfzig Zimmer. Vornehme Gemächer waren geſchmackvoll ausgeſtattet mit orientaliſchen Gipsornamenten, bei denen Herzfeld drei verſchiedene Stilarten unterſcheidet: die koptiſche, die irakiſche und die nordmeſopotamiſche.

Kurde Selman Petto, 80 Jahre alt.

Bei dem Dorf Dur am Nordende von Samarra ſteht noch ein etwa ums Jahr 1000 erbautes, viertürmiges Mauſoleum des Mohammed el-Duri, des älteſten Sohnes Muſa al-Kaſims. Al-Aſchik iſt der Name einer Burg und eines Mauſoleums am rechten Tigrisufer, die nach Mutawakkils Zeit entſtanden ſind.

Die Kleinfunde aus Samarra, von denen Professor Sarre eine vorläufige Beschreibung gegeben hat, umfassen glasierte und unglasierte, bemalte und ornamentierte, ostasiatische und einheimische Keramik, Wand-, Glas- und Holzmalerei, Papyri, Teppiche, einige Gegenstände aus Metall und Münzen.

Der Kalif Mutawakkil fiel Ende 861 von der Hand seines Sohnes Mutasir, unter dessen Regierung die Auflösung des Reiches begann. Während der letzten zweiundzwanzig Jahre Samarras herrschten hier fünf Kalifen unter blutigen Fehden. Eine Provinz nach der andern fiel ab, und die türkischen Prätorianer wuchsen den Kalifen über den Kopf. Der letzte Kalif in Samarra verließ die Stadt im Jahre 883, zog erst ins südliche Irak und 891 nach Bagdad.

Samarra bestand also nur 45 Jahre (838—883) und verfiel dann schnell. Heute ist es eine kleine schiitische Stadt mit 2000 Einwohnern, einem türkischen Kaimakam, aber ohne Garnison.

Eine Forschungsreise, die Sarre und Herzfeld 1907/08 in Syrien und Mesopotamien unternahmen, gab Veranlassung zu den deutschen Ausgrabungen, die 1911 und 1912 stattfanden. Im Zusammenhang damit nahm der Hauptmann Ludloff vom Generalstab eine Karte des ganzen Gebiets im Maßstab 1 : 25000 auf. Die Ergebnisse der Ausgrabungen und der topographischen Arbeiten bestätigen in allen Punkten die Glaubwürdigkeit der arabischen Geschichtsschreiber Tabari und Baladhuri und die Genauigkeit der Schilderungen des Geographen Jakubi. Die Gottesdienste und Feste, Palastrevolutionen und Volksaufstände, die Triumphzüge und Hinrichtungen, Mordszenen und Begräbnisse, kurz alles, was die alten Chroniken berichten, kann nun wieder, wie Herzfeld sagt, auf seinen wirklichen Schauplatz verlegt werden.

Das heutige Samarra ist eines der großen schiitischen Wallfahrtsorte wie Nedschef, Kerbela, Kasimen und Meschhed in Persien, die alle den Europäern unzugänglich sind. Die schiitische Sekte entstand aus dem dritthalbjahrhundertlangen Streit der omaijadischen und abbassidischen Kalifen mit den Aliden, die direkt vom Propheten herstammen, ist also fast ebenso alt wie der Islam. Der Schiitismus ist die herrschende Religion in Persien und hat als Gegensatz zum arabischen Element politische Bedeutung. Alljährlich unternehmen etwa hunderttausend seiner

Bekenner eine Pilgerfahrt nach den zwei Wallfahrtsstätten Samarras. Die eine ist das Mausoleum, unter dessen goldener Kuppel der zehnte und elfte Imam ruhen neben Alis Schwester, Gemahlin und Mutter. Dieses Heiligtum stammt aus neuerer Zeit. Die Kuppel wurde erst 1908 vollendet. Ihre Goldbekleidung, die schon aus weiter Ferne wie eine kleine Sonne leuchtet, ist, wie eine Inschrift über dem Tor verrät, ein Geschenk des Schahs Nasreddin von Persien und hat 30000 türkische Pfund, also über eine halbe Million Mark, gekostet.

Das andere Heiligtum mit einer blauen Fayencekuppel ist eine unterirdische Krypta, in der der zwölfte Imam, der Mahdi, der „Herrscher der Zeit", der Messias der Schiiten, im Alter von vier Jahren verschwand. Sie wurde vom Kalifen Nasir im Jahre 1210 gebaut. Andere Teile des Heiligengrabs stammen aber aus neuerer Zeit.

Wir ritten auch in die kleine Stadt hinein, um uns wenigstens eine Vorstellung von der Lage der beiden Heiligtümer zu verschaffen und sie von außen zu betrachten. Man bewachte uns dabei scharf, damit wir nicht etwa das verbotene Gebiet betraten. Wir konnten daher nur von der Schwelle aus einen Blick in den Hof des Mausoleums werfen und kehrten dann durch die ärmlichen Basare und das Stadttor, das in einer hohen, von einer indischen Prinzessin zum Schutz gegen raubgierige Beduinen errichteten Mauer liegt, zu unserm Lager am Bahnhofsgebäude zurück.

Phot.: Schölvinck.

Aufbruch aus Samarra.

Neunzehntes Kapitel.

Die Karawane des Herzogs.

Am andern Morgen verließen wir ſchon vor Sonnenaufgang Samarra, um baldmöglichſt Tekrit zu erreichen, wo der größte Teil der Karawane des Herzogs auf uns wartete. Von den neun Wagen der Kolonne waren vier bei uns, zwei Droſchken, ein Jaile und ein Kerbelawagen. Die beiden letzteren waren trotz ihrer Gebrechlichkeit mit Gepäck ſo ſchwer befrachtet, daß ich ihnen keine lange Laufbahn prophezeite. Doch ging bis Tekrit noch alles gut ab, denn die Straße dorthin war ſo eben, als wäre ſie aſphaltiert, obgleich man von einer wirklichen Straße eigentlich gar nichts ſah; der gelbgraue, dürre und harte Alluviallehm des Bodens erlaubte zu fahren wie man wollte. So waren hier einſt die Heere des Altertums vorgerückt. Jetzt ging die türkiſche Etappenſtraße hier durch. Aber nur wer von Bagdad nach Moſul wollte, kam dieſes Weges; in umgekehrter Richtung benutzte man beſſer eines der Tigrisflöße bis Samarra.

Den ganzen Tag über war der Tigris oder doch sein dunkler Vegetationsgürtel in Sehweite. Schaf-, Ziegen- und Rinderherden weideten auf der Steppe; hin und wieder kam ein Bauer mit einem Esel daher; sonst bildeten nur Steppenhühner (Keklik auf Türkisch) und Heuschrecken die Staffage. In ungeheuern Massen pickten die ersteren zu beiden Seiten der Straße, in mächtigen Wolken flogen sie auf, wenn unsre Wagen sich nahten, waren aber sonst wenig scheu. Was sie fraßen und wovon auch die Herden der Nomaden lebten, war nicht recht einzusehen, denn das kurze Steppengras war von der Sonne völlig gedörrt und obendrein von Heuschrecken verdorben. Auch bei diesen war Schmalhans Küchenmeister; mit um so größerer Gier warfen sie sich auf den Pferdemist, und wo sie gar den Kadaver eines Zugtiers fanden, fraßen sie sich buchstäblich zu Tode. Die gefallenen Tiere sah man nicht vor lauter Heuschrecken, und die Kadaver umgab jedesmal ein Wall toter oder sterbender Fresser, die mit aufgeschwollenen Körpern dalagen und die Luft noch mehr verpesteten. Auch wir selbst konnten uns während der Fahrt der widerwärtigen Insekten kaum erwehren, klatschend flogen sie uns gegen Gesicht und Hände, und als wir nördlich von der Ruine Dur, wo unser Weg wieder unmittelbar an das Stromufer heranführte, die Pferde tränkten und ein Bad nahmen, wimmelte selbst das Wasser von diesen widerwärtigen Insekten; ganz wie auf dem Euphrat hatten sich auch hier ungeheure Massen verflogen, und unwiderstehlich riß der Strom sie mit sich, um irgendwo ihre Gebeine in seine neuen Ablagerungen einzubetten. —

Unsere beiden Droschken sollten den Gepäckwagen voranfahren; die Kutscher aber hatten etwas von räuberischen Überfällen munkeln hören und offenbar vereinbart, sich gegenseitig nicht aus dem Gesicht zu verlieren, so daß wir alle zusammen an dem Gasthof in Tekrit vorfuhren, wo die übrige Reisegesellschaft bereits gestern ausgespannt hatte. Außerdem waren noch Oberarzt Professor Reich und Major Reit, beide auf dem Wege nach Deutschland, seit gestern hier eingekehrt.

Tekrit mit seinen engen, gewundenen Straßen, anspruchslosen Stein- und Lehmhütten und langen grauen Mauern liegt wie Hit auf einem Hügel, gesichert gegen alle Überschwemmungen. Mehrere Kaffeehäuser am Tigrisufer bieten eine prächtige Aussicht auf den Strom. Eines dieser

Kavekhanes beherbergte englische Offiziere, die wegen Übermüdung oder Krankheit ausruhen mußten. Auch mein alter Freund Ryhot war darunter, und Herzog Adolf Friedrich, Professor Reich und ich unterhielten uns einige Zeit mit den Gefangenen. Ihre Gefaßtheit im Unglück war bewundernswert; von Erregung über die Kriegsereignisse merkte man ihnen nichts an. Als ich daran erinnerte, daß der Herzog Gouverneur von Togo gewesen sei, das englische Truppen besetzt hätten, während er an der Westfront stand, meinten sie lächelnd, Togo werde natürlich wie alle Kolonien bei Friedensschluß zurückgegeben; die englische Presse, die

Phot.: Schölvinck. Ein Teil unserer Kolonne.

allerdings eine andre Sprache führe, habe darüber glücklicherweise nicht zu bestimmen. Das vornehm zurückhaltende Wesen dieser Angelsachsen stand in so wohltuendem Gegensatz zu dem Ton englischer Zeitungen und so mancher Bankettreden englischer Staatsmänner, daß man sie kaum für Angehörige desselben Volkes hätte halten mögen.

Mittlerweile hatte sich auf den zwei engen Höfen, die unsern Troß beherbergten, das malerisch bunte Durcheinander einer Karawanserei entwickelt. Unser wertvollstes Gepäck war in einem stockfinstern Loch geborgen, vor dem Schölvincks Diener Gustav Wache hielt, während die Ordonnanz des Herzogs und sein afrikanischer Diener Schmitt unter Konsul Schünemanns Oberaufsicht die Kutscher und Burschen befehligten.

Der ſchwarze Koch aus Togo wirtſchaftete eifrig an ſeinen Töpfen, während ſich ſein Landsmann mit Gläſern und Tellern, Meſſern und Gabeln zwiſchen arabiſchen Stallknechten und Hufſchmieden hindurchſchlängelte, die unſere Pferde fütterten oder beſchlugen. Auf der Terraſſe an der einen Hofſeite ſaßen etliche Perſer, Filzmützen auf dem Kopfe und gewundene Locken an den Ohren, um einen glühenden Mangal herum und ſtopften mit einer Feuerzange Holzkohlen in den Samowar, aus dem unſere Teegläſer gefüllt wurden. Ein Tekriter Bäcker kam mit einem Sack voll Brot hereingeſtürmt, und Frauen brachten in Holz-

Phot.: Schölvinck. Ein ſchwieriger Abhang.

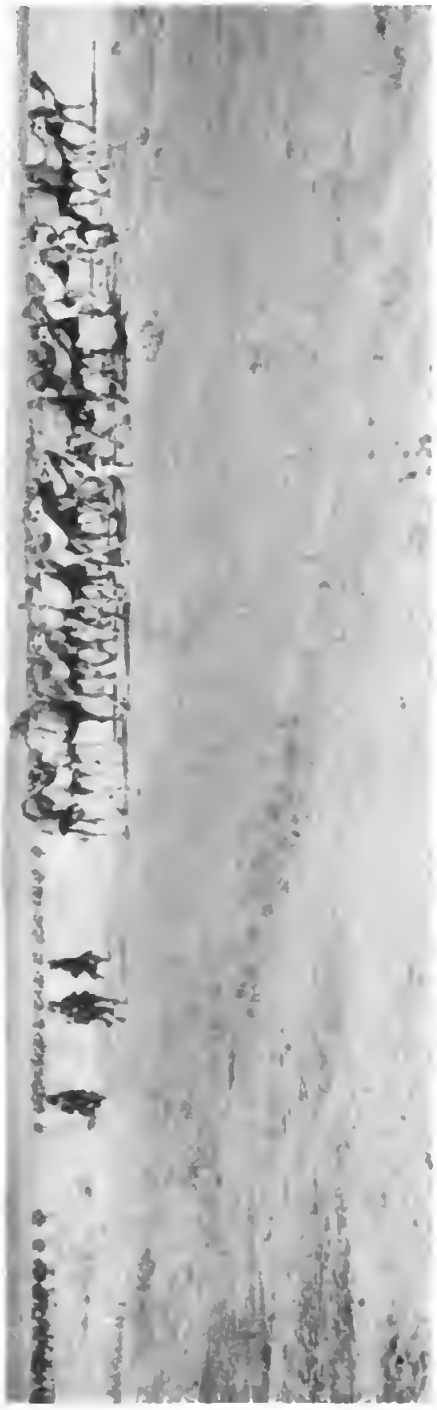
kummen Milch und Joghurt. Die Flammen unſerer Tiſchlampe und des Lagerfeuers, an dem für uns und die Mannſchaft das Abendeſſen bereitet wurde, warfen unruhige Schatten in das ſo ſchon lebendige Bild, und wir freuten uns, beizeiten auf dem Stalldach, wo unſere Betten ſtanden, dem Lärm dieſes Feldlagerlebens entrückt zu ſein.

Um 3 Uhr morgens, als das Dunkel der Nacht noch auf der Steppe lag, erwachte die Unruhe des Abends bereits wieder. Deutſche und Türken, Araber und Tataren drängten ſich durcheinander, um die Karawane zum zeitigen Aufbruch fertig zu machen. Deichſeln knarrten, Geſchirre raſſelten, Pferde und Mauleſel wieherten in der friſchen Morgenluft. Während wir frühſtückten, wurden die Packwagen beladen, Kiſten

und Kasten mit Riemen festgemacht, und sowie ein Wagen fertig war, fuhr er auf die Straße hinaus. Dort ordnete sich die Kolonne.

Diesmal nahm ich im Automobil des Herzogs Platz. Am Steuer saß derselbe Chauffeur Laube, der uns bei meinem Besuch an der Westfront von Bapaume nach Metz begleitet hatte. Die Straße — wie meist in Asien eine Menge parallel laufender Fußwege — war so glatt, daß man bequem 40 Kilometer in der Stunde fahren konnte. Schwierigkeiten machten nur hin und wieder einige höchstens 10 Meter tiefe Wadis durch die Steilheit ihrer Abhänge. Die Landschaft war ziemlich die gleiche wie am Tage vorher. Nur war die Steppe dichter mit einem Rasen bedeckt, den die Heuschrecken verschmähen; diese fanden sich daher nur bei Tierkadavern. Um so häufiger waren die Steppenhühner, die dicht vor unserm heransausenden Auto in Wolken aufstiegen, mit ihren kurzen pfeifenden Flügelschlägen uns umschwirrten und sich bald wieder niederfallen ließen. Wenn wir anhielten, hörten wir das Gackern der Hennen, die um ihre Küchlein bangten. Mit sicherer Hand erlegte der Herzog neunzehn Hühner, die eine willkommene Abwechslung unserer Speisenkarte waren, uns aber auch in den Verdacht der Straßenräuberei brachten. Denn eben als der Herzog schoß, kam eine unbeladene Kamelkarawane des Weges; sogleich begannen auch deren Leute zu schießen, um uns zu zeigen, daß sie nicht unbewaffnet seien. Als sie dann sahen, daß wir friedliche Europäer waren, kamen sie herangeritten und grüßten „Marhabba". Auch graue Antilopen mit weißem Bug zeigten sich in kleinen Herden; aber ihnen war nicht beizukommen; ehe man sich zum Schuß fertig machen konnte, waren sie verschwunden.

In zweieinhalb Stunden erreichten wir den Ort Charnine am Fuße einiger Hügel. Hier machten wir für heute halt, um unsere Begleitung zu erwarten. Der neuen Karawanserei auf einer steilen Anhöhe, wo gerade eine mit Getreide beladene Rinderkarawane einzog und ein „Seraiban", ein Aufseher, mit vier Wachtposten sich einquartiert hatte, statteten wir nur einen Besuch ab. Für unsere Tagesruhe wählten wir den alten Han, eine malerische Ruine mit bedenklich brüchigen Gewölben und Mauern. In seinem Außenschatten ließen wir uns nieder, brieten die heutige Jagdbeute und vertrieben uns die Zeit mit Unterhaltung, Lektüre, Rauchen und Streifereien in die Umgebung. Im Laufe des



Begegnung mit einer großen Kamelkarawane.

Beduinen am Tigris.

Phot.: Schilling.

Nachmittags kam Professor Reich in seinem aus Bagdad stammenden, gelb angestrichenen Deckwagen, der wie eine Postkutsche aus der Zeit Napoleons aussah, umsomehr als an seiner Rückseite ein großes N prangte. Einige Stunden später fanden sich auch Schölvinck und Busse ein und dann die ganze Kolonne. Auf dem hohen Ufer eines 10 Meter breiten und 3 Meter tiefen abgeschnürten Tigrisarmes, der von allen Seiten durch frisch sprudelnde Quellen gespeist wurde und reich an Fischen, Schildkröten und Frö-schen war, fuhren die Wagen zu einem reizenden Lager auf. Ringsum wimmelte es von Step-penhühnern. Als wir uns nach einem erfrischenden Bad beim flackernden Feuer versammelten, umsummten Myriaden Insekten die Lichter auf unsern Tischen. Auch eine große häßliche Tarantel kletterte auf einen unserer Zelt-stühle und mußte ihre Kühnheit mit dem Tode büßen. Die Mann-schaft tötete noch vier dieser gif-tigen Riesenspinnen. Im übrigen dokterten wir lange an einem Pferd und einem Maulesel herum, mit denen es nach den Anstren-gungen des Tages zu Ende ging.

Araber vom Albu Segar-Stamm.

Am andern Morgen zogen wir in nordwestlicher Richtung weiter, der Herzog und Busse zu Pferde, Schölvinck und ich im Auto. Rechts erhob sich die Bergkette des Dschebel Makhul, links dehnte sich die laut-lose, jetzt fast völlig einsame Steppe. Da erschien am Nordrand des Horizonts eine Reihe schwarzer Punkte, etwa dreihundert Kamele, die unbelastet südwärts wanderten. Während in Zentralasien die Karawanen in langen Reihen hintereinander marschieren, läßt man sie in Mesopo-tamien gewöhnlich neben der Straße in breiter Herde über die Steppe gehen, damit sie nicht andere Karawanen behindern. Wir hielten und

machten einige photographiſche Aufnahmen von den ruhig und würdig vorbeiſchreitenden Tieren, die unſer Auto ganz ohne Scheu mit offenbarem Intereſſe betrachteten. Die Beſitzer der Karawane, wohlhabende Kaufleute, kamen auf grauen Stuten hinterher geritten.

Als wir eine kurze Strecke weiter gefahren waren, wurde eine unzählige Maſſe ſolcher ſchwarzen Punkte vor uns ſichtbar. Bald hatten wir ſie eingeholt. Diesmal war es ein ganzer Araberſtamm namens Albu Segar, der in der Umgebung von Moſul neue Weideplätze aufſuchte. Ein graubärtiger Alter berichtete uns, das heutige Ziel ſei ein niedriger Hügel rechts der Straße, und da wir den Unſern weit voraus

Phot.: Schölvinck.

Das alte und das neue Transportmittel: Kamel und Automobil.

waren, ſchloſſen wir uns den Nomaden an, um eine Lagerung großen Stils mitzumachen.

Hier wie in Tibet beſtimmen Weide, Waſſer und Jahreszeiten die Wanderungen der Nomaden. Jetzt trieb die große Hitze die Albu Segar-Araber nordwärts; im Herbſt wanderten ſie wieder den Tigris hinunter. Wo ſich ergiebige Weide fand, machten ſie einen oder mehrere Tage Raſt oder unternahmen wohl auch einen Abſtecher weſtlich in die Steppe hinein.

Ein prächtiges Bild, wie die Herrſcher der Wüſte durch ihr angeſtammtes Reich zogen, das ſie nur mit wilden Tieren teilten und in dem ſie jede Quelle und jeden Weideplatz ſeit den Tagen ihrer Urväter kannten. Kamele, Pferde und Eſel trugen ihre bewegliche Habe, Männer

und Knaben, teils beritten, trieben die Lasttiere an. Auf hohen gelben oder weißen Dromedaren ritten die vornehmen Frauen; sie saßen tiefverschleiert in einer Art Vogelbauer, das durch Vorhänge geschlossen werden konnte, jetzt aber geöffnet war; einige hatten ihre kleinen Kinder bei sich. Andere Frauen ritten nach Männerart auf Pferden. Die armen Leute mußten zu Fuß gehen. Gewaltige Schafherden überschwemmten in mehreren Abteilungen die Steppe.

Bald war der Vortrupp an einer salzhaltigen Quelle angelangt. Nun wurden schwarzbraune Zeltbahnen auf dem Boden ausgebreitet, Stangen darunter aufgerichtet, die Zeltbahnen durch Seile gespannt und diese an Pflöcken befestigt. Wände aus Schilfmatten trennten die Räume für Frauen und Küche ab. Die Räume der Männer wurden schnell mit Teppichen und abgenutzten Kissen ausgestattet.

Araber vom Albu Segar-Stamm.

Wir hatten für uns und das Automobil um Unterschlupf während der heißen Tagesstunden gebeten. Der Wagen verschwand unter dem äußersten rechten Flügel eines großen Zeltes, und wir verbrachten hier den ganzen Tag. Wir beobachteten die Araber, und sie nicht minder neugierig uns. Europäer und Autos waren ihnen nichts Neues, aber beide zusammen in einem Zelt als Gäste hatten sie noch nicht erlebt. Erst waren sie scheu und zurückhaltend, allmählich aber brach das Eis. Einige besonders schöne Gestalten mit blitzenden Augen, aristokratisch geschwungenen

Naſen und ſchwarzen Bärten in der kleidſamen Tracht ihrer weißen Tücher (Keffije), deren Zipfel über Schultern und Rücken herabhingen und auf dem Scheitel durch zwei dicke, runde Ringe aus ſchwarzer oder brauner Ziegenwolle (Aggal) feſtgehalten wurden, verſetzten ſogleich meinen Zeichenſtift in Unruhe. Es war aber ſchwer, ſie zum Modellſtehen zu bewegen, und erſt als ich unſern Gendarm vor ihren Augen porträtiert hatte, ohne daß dieſer dabei einen Schaden erlitt, und jedem einen halben Medſchidije verſprach, ließen ſie ſich dazu herbei. Bald lockte der Klang des Silbers auch Leute aus den Nachbarzelten heran, und alle Furcht vor den moraliſchen Folgen der Prozedur ſchien gewichen. Die großen, ſtarken Menſchen waren wie die Kinder und ſchämten ſich weder ihres Geizes noch ihres Mangels an Mut. Eine der Frauen zu zeichnen, war dagegen unmöglich. Nicht als ob dieſe ſich geweigert hätten, aber die Männer duldeten das nicht. Der Häuptling des Zeltes erklärte mir, auch für unſer ganzes Gold und Silber werde keine Frau des Stammes der Schande des Porträtiertwerdens preisgegeben.

Der hungrige Araberjunge.

Als Dank für die Gaſtfreundſchaft, die die Araber uns gewährten, kauften wir für 7 Medſchidije zwei Schafe und ein Lamm und luden die ganze Geſellſchaft in ihrem eigenen Zelt zu Gaſte. Die Schafe wurden geſchlachtet, abgezogen, in der Küche in zwei großen Töpfen gekocht und auf großen Metallplatten das Fleiſchgericht hereingebracht. In zwei dichten Gruppen knieten die Männer zum Mahle nieder und ſchlangen mit heißer Gier herunter, was ſie erwiſchen konnten; die abgenagten

Knochen zerſchlugen ſie auf dem Rücken ihrer Meſſer, um auch das Mark zu genießen. Für uns wurde eine beſondere Portion nicht ſonderlich ſchmackhaft in Fett gebräunt. In einiger Entfernung ſah ein bleicher magerer Junge mit fieberhafter Aufmerkſamkeit der Fütterung zu. Er ſei krank, behaupteten die Männer, und dürfe nicht eſſen; ich reichte ihm ein großes Stück, ſeine Augen glänzten, ſeine Zähne blitzten, und in wenigen Augenblicken war ſeine Beute verſchwunden. Seine Krankheit war wohl nur Hunger geweſen. Aus andern Zelten ſtellten ſich noch mehrere Gäſte ein, jeder erhielt ſeinen Anteil, und es blieb ſogar noch Fleiſch übrig, das zu ſpäterer Verwendung wieder in die Küche geſchafft wurde. Sehr befriedigt erhoben ſich unſere arabiſchen Freunde von dieſem ungewöhnlichen Feſtſchmaus. Unſer Silber hatten ſie in der Taſche, das Fleiſch der ihnen abgekauften Schafe ſelbſt aufgegeſſen, und die Felle bekamen ſie noch dazu geſchenkt — ein feines Geſchäft! Dafür bewirteten ſie uns mit Airan, ſaurer Milch, und dünnem Gerſtenbrot, das auf einem Kaſſerollendeckel gebacken war. Den Schluß machte Kaffee, der bitter war wie Chinin.

Einer unſerer Gäſte im Araberzelt.

Merkwürdigerweiſe war die Hitze im Zelt gar nicht drückend. Es wehte ſchwacher Nordwind, aber er kam doch direkt aus der in der Sonne glühenden Steppe, und die Zeltbahnen waren mit ſo weiten Stichen zuſammengenäht, daß die Sonne auf dem Boden allerhand Lichtſtreifen zog. Auch mußte die dunkelbraune oder eher ſchwarze Farbe die Wärme anziehen. Und doch iſt in dieſen heißen Gegenden kein Schatten wohltuender als der im Zelt der Araber. In den Löchern

der Hans oder den unterirdiſchen Särdab iſt der Schatten dichter und die Zahl der Wärmegrade etwas niedriger, aber die eingeſchloſſene, unbewegte Luft ſehr drückend. Die ſchwarzen Zelte dagegen ſind nach allen Seiten hin offen, die Luft kann beſtändig wechſeln, kein friſcher Hauch geht verloren, und Licht und freie Ausſicht nach allen Seiten geben dazu ein Gefühl der Freiheit, das man in geſchloſſenen Räumen ſehr entbehrt.

Als der Abend dämmerte, meldeten uns die Araber, daß Wagen und Reiter auf der Steppe in Sicht ſeien. Es waren unſere Leute. Wir verabſchiedeten uns alſo von unſeren arabiſchen Wirten oder viel-

Phot.: Schölvinck. Ein Rad iſt los.

mehr Gäſten, ſtießen wieder zu unſerer Karawane und begaben uns zur Quelle Bilalidſch, wo diesmal unſer Nachtlager ſein ſollte.

Die Karawane hatte einen neuen Unfall erlebt: einer unſerer Perſer war, jedenfalls im Schlaf, von einem Wagen geſtürzt und überfahren worden. Jetzt lag er in einer Droſchke, und ein Kamerad pflegte ihn. Gebrochen hatte er nichts, wie ſich bei näherer Unterſuchung zeigte, aber das Erlebnis hatte ihn doch mächtig angegriffen.

Nach kurzer Nachtruhe waren wir früh um 4 Uhr wieder auf den Beinen. Heute mußten der Herzog, Schölvinck, Buſſe und ich zu vieren mit dem Auto vorlieb nehmen, da der Weg nach Aſſur für die Gepäckwagen ſehr beſchwerlich war, und alle Pferde gebraucht wurden. Er

führte über die an sich unbedeutenden Hügel, die den Dschebel Hamrin mit dem Dschebel Makhul verbinden; aber sie sind von Wasser und Wind zu verfitzten Labyrinthen verarbeitet. Bald boten tiefe Rinnen mit steilen Rändern lästige Hindernisse, bald war die Straße so schmal, daß das Auto kaum vorwärts kam, bald lag sie voller Blöcke oder war durch Erdrücken gesperrt. Unser tapferes Auto überwand aber alle Schwierigkeiten und konnte schließlich über ebenerem Gelände in beschleunigter Fahrt dem Tigrisstrom und der alten Königstadt Assur zueilen.

Unsere Reisegenossen aber kamen nicht so glücklich durch. Als wir nach Besichtigung der Ruinen von Assur ausruhten, langte des Herzogs Ordonnanz Gustav mit der Nachricht an, ein Zaile sei auf dem schwierigen Wege umgestürzt und zerbrochen und habe dem Kutscher, einem alten Manne aus Bagdad, den Oberschenkel zerschmettert. Sofort schickten wir das Auto, um den Verunglückten zu holen. Konsul Schünemann und Wachtmeister Schmitt hatten ihn so gut wie möglich geschient, und wir ließen ihm alle Pflege angedeihen. Der Alte weinte über sein Mißgeschick, war aber mit einigen Zigaretten schnell getröstet. Als dann am Abend unter Gepolter und Hallo die übrige Kolonne mit ihren schwitzenden Gäulen und schwer bepackten Wagen, die auch noch die Last des verunglückten Zaile hatten übernehmen müssen, angekommen war, übergaben wir unsere beiden Patienten dem Bahnhofsvorsteher und ließen einen von der Mannschaft bei ihnen, um sie nach einigen Ruhetagen auf einem Kelek nach Bagdad zu bringen.

Diese kleinen Mißgeschicke waren aber nur ein Vorspiel dessen, was auf dem Wege von Assur nach Mosul unser wartete.

Phot.: Schölvinck. Aſſur.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Königsſtadt Aſſur.

In Aſſur ging es uns nicht ſo gut wie in Babylon, wo uns der beſte aller Führer zur Seite war. Hier mußten wir uns damit begnügen, aufs Geratewohl über Schutthügel und Fundamente von Palaſtmauern zu wandern, in der glühenden Sonnenhitze die tiefen Suchgräben und Schächte zu durchklettern, die das Ruinenfeld rechtwinklig durchqueren, und hier und da im Schatten einer Marmorplatte oder eines unterirdiſchen Gewölbes auszuruhen. Wir fanden auch den großen, zerſchlagenen Steinſarkophag, den die deutſchen Archäologen mit unendlicher Geduld wieder zuſammengefügt haben. Die Ausgrabungen begannen mit Erlaubnis der türkiſchen Regierung und unter Leitung der Deutſchen Orient-Geſellſchaft im September 1903 und wurden bis zum Ausbruch des Weltkriegs fortgeſetzt. Ihre Ergebniſſe gliedern ſich in fünf Gruppen: A) Baudenkmäler aus aſſyriſcher Zeit; B) Einzelfunde aus aſſyriſcher Zeit; C) Denkmäler aus parthiſcher Zeit; D) Ver-

schiedenes; E) Die Inschriften von Assur. Bisher sind vier Foliobände der Gruppe A erschienen; daraus kann man sich eine Vorstellung von dem Umfang eines Werkes machen, das nur die Schilderung einer einzigen Stadt enthält. Aber diese Schilderung muß in Zukunft die Ruinen ersetzen, denn diese sind, wie mir Professor Andrae schon in Bagdad sagte, durch die Ausgrabungen zerstört worden. Ohne letztere hätte jedoch die wissenschaftliche Forschung niemals die Stadt erobern können, die dem assyrischen Reich seinen Namen gegeben hat.

Nach meiner Heimkehr versuchte ich, in die Folianten von Professor Andraes grundlegendem Werk „Der Anu-Adad-Tempel in Assur" (Leipzig, 1909) einzudringen. Assyrische Tempelbauten waren vordem wenig bekannt, und man ersehnte seit langem die Gelegenheit, über die sargonischen, also jungassyrischen Tempel in Chorsabad (etwa 720 v. Chr.) hinaus ältere Denkmäler dieser Art zu erforschen, um Material zum Vergleich mit den besser bekannten babylonischen und den umstrittenen salomonischen Tempelbauten zu gewinnen. Der Anu-Adad-Tempel am Nordtor der Stadt Assur zwischen dem Palast Assurnasirpals im Osten und dem „neuen Palast" Tukulti-Ninibs im Westen erfüllte diesen Wunsch.

Anu und Adad sind zwei Götter, Anu der Himmelsgott und Gottvater, Adad „sein tapferer Sohn", der Gott des Blitzes und des Wetters. Die Ruinen ihres Tempels zeigen zwei typisch assyrische Heiligtümer; das ältere wurde Ende des 12. Jahrhunderts von Assurrisisi begonnen und von Tiglat-Pileser I. vollendet; das jüngere baute Salmanassar auf den geschleiften Mauern des alten in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

Beide Tempel bezeichnen zwei verschiedene Bauperioden, die in Einzelheiten sehr voneinander abwichen, im Hauptplan aber miteinander übereinstimmten: die eigentlichen Tempelräume lagen jedesmal zwischen zwei mächtigen Türmen (Zikkuraten) nebeneinander, ihre Tore gingen nach Südosten, und davor war ein Hof, den allerhand Seitengebäude umgaben.

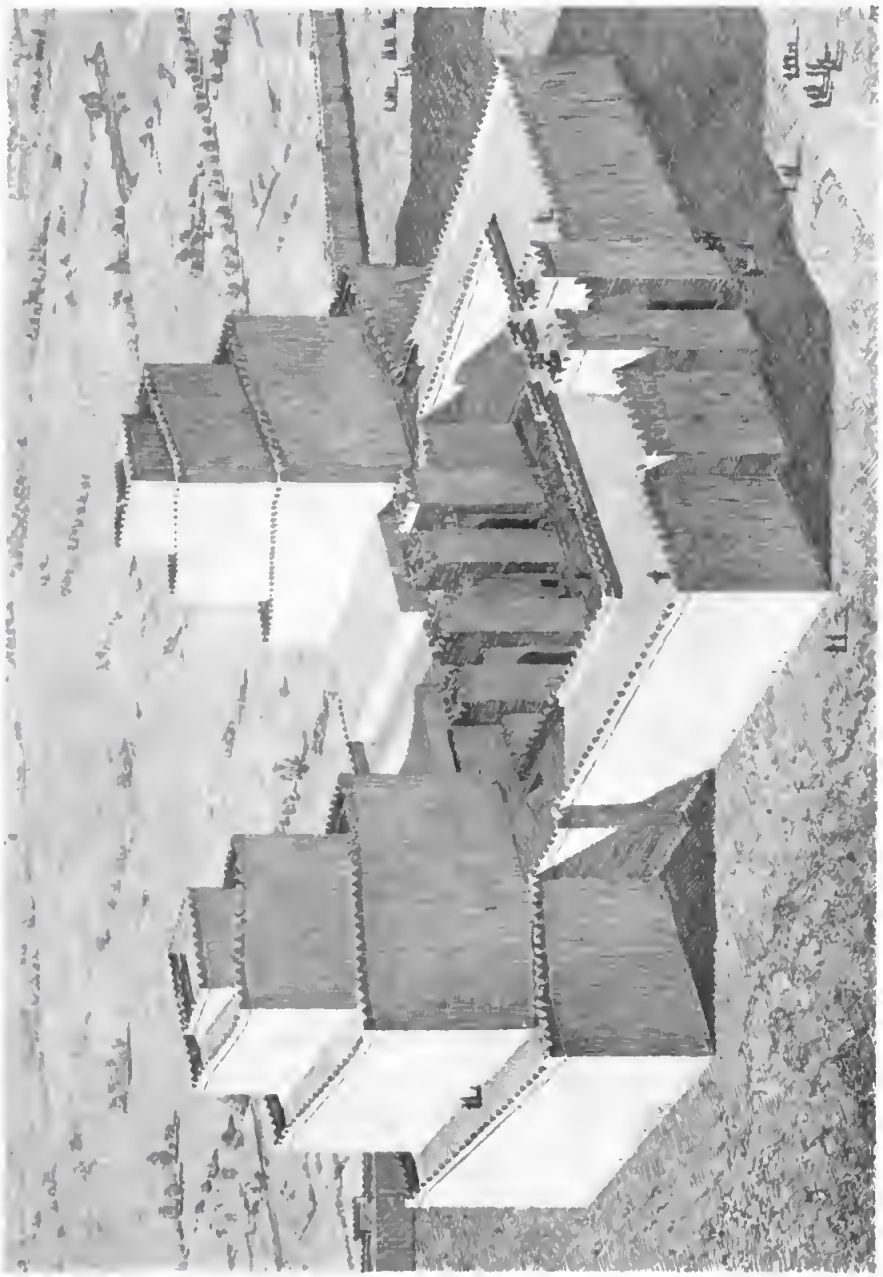
Von dem älteren Tempel ist nur der Unterbau erhalten, bis zu fünf Meter hohe, dicke Mauerteile aus steinharten Ziegeln von gelbem Lehm. Sie stehen auf felsigem Grund, der durch Erdfüllung geebnet worden ist. Die Reste genügen, um den Grundriß mit größter Sicherheit

zu beſtimmen. Rätſelhaft iſt nur der Überbau mit den Toren und Türen. Auch Inſchriften des Erbauers fand man an Ort und Stelle; eine von ihnen lautet: „Aſſurriſiſi, Prieſter des Gottes Aſſur, Sohn des Mutakkilnusku, des Prieſters des Gottes von Aſſur, des Sohnes von Aſſurdan, dem Prieſter des Gottes Aſſur, Erbauer des Tempels Adads und des Gottes Anu".

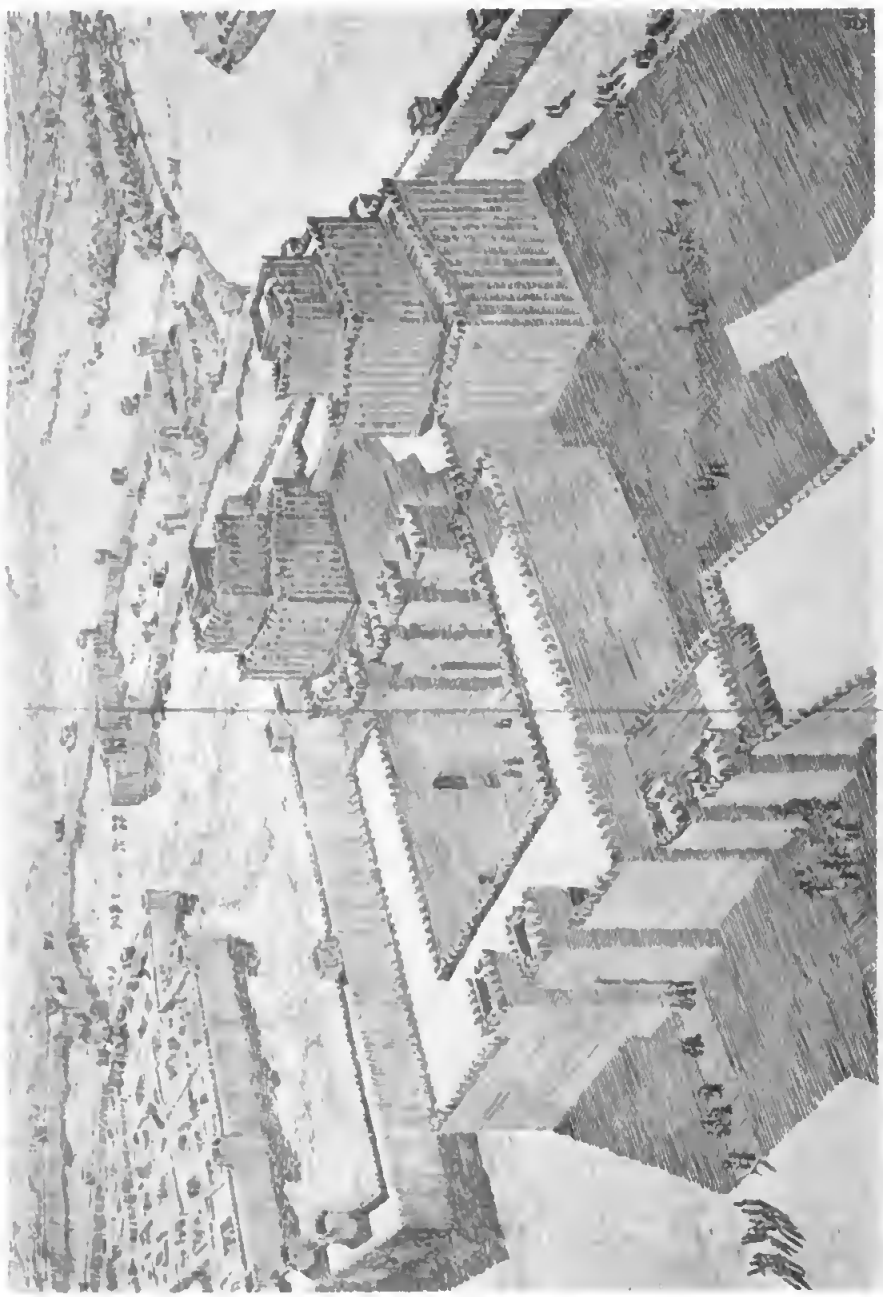
Der Hof iſt 50,5 Meter breit und 28 Meter tief. Seine Mitte nahm ein Brunnen ein. Die geringfügigen Reſte der umliegenden Gebäude mit ihren Zimmern und Gängen geben viele Rätſel auf. Wer Aſſurs jetzige Schuttlabyrinthe geſehen hat, muß aufs Höchſte den Scharfſinn bewundern, der dieſe Tempel und Mauern rekonſtruiert und ſogar Detailzeichnungen von ihnen entworfen hat.

Der Grundriß der beiden Türme iſt quadratiſch, ihre Seitenlänge 36 Meter. Aber wie ſahen ſie ſelbſt aus? Konnte man ſie beſteigen und wie? Ein Vorbild aus aſſyriſcher Zeit bietet der Tempelturm von Chorſabad, um den ſich eine einfache Rampe zur Spitze emporwindet. Wahrſcheinlich waren auch die beiden Türme des Anu-Adad-Tempels maſſiv wie alle bekannten Zikkurate. Andrae vermutet, daß ihre Höhe etwa 50 Meter betrug, und daß ein fünf Meter breiter, langſam anſteigender Weg vom Hof aus hinaufführte. Baudokumente auf Ziegeln und Terrakottaprismen nennen Tiglat-Pileſer I. als Vollender dieſes Tempelbaues. Die im Jahre 1852 von Raſſam und Layard gefundenen, heute im Britiſchen Muſeum befindlichen berühmten Prismen, deren achthundert Textzeilen die Regierungstaten Tiglat-Pileſers verewigen, verſchweigen, daß ſein Vater Aſſurriſiſi, wie Andrae nachweiſen konnte, den Grundſtein zu dem Tempel gelegt hat.

Von dem jüngeren Tempel iſt faſt die ganze Nordſeite verſchwunden, von andern Teilen aber ſogar der Uberbau erhalten. Zweihundertundfünfzig Jahre nach Tiglat-Pileſer I. ließ Salmanaſſar II. die jedenfalls noch bedeutenden Reſte des alten Tempels bis auf fünf Meter über dem Felſengrund abtragen und errichtete nun auf dieſem eingeebneten Grund den Neubau, der an Umfang kleiner, aber noch immer ſehr groß war. Eine hier gefundene Urkunde berichtet, das Dach habe aus Zedernholzbalken beſtanden; eine andere iſt in Baſalt eingehauen und lautet: „Salmanaſſar, der mächtige König, der König des Alls, der König



Rekonſtruktion des Tempels des Aſſurriſſi (nach Andrae).



Reconſtruction des Tempels Salmanaſſars II. (nach Andrae).

des Landes Aſſur, der Sohn Aſſurnaſirpals, des Königs des Landes Aſſur, des Sohnes von Tukulti Ninib, dem Könige des Landes Aſſur, der Erbauer des Tempels des Gottes Ann, des Tempels des Gottes Adad".

Salmanaſſars Brunnen auf dem Hofe iſt von einer Ringmauer umgeben und bis zum Grundwaſſer 29,5 Meter tief. Unter den Tempelmauern fand man Beile und Schwerter, die wahrſcheinlich ſymboliſche Bedeutung hatten. Nach dem goldenen Blitz zu urteilen, den Adad in der Hand hielt, müſſen die Götterbilder prächtig ausgeſtattet geweſen ſein.

Phot.: Andrae.

Der Tigris bei Aſſur.

Neun Jahre verwandten Andrae und ſeine Mitarbeiter auf die Freilegung der Feſtungswerke Aſſurs (vgl. „Die Feſtungswerke von Aſſur" von Walter Andrae. 2 Bde., 1913), denn ihre Beſtimmung war nicht nur wichtig für die Erkenntnis der ganzen Stadtanlage, für Ermittlung ihrer Zugänge und zugleich des Verlaufs der wichtigſten Handelsſtraßen, ſondern auch für die Geſchichte der Befeſtigungskunde überhaupt, da man aſſyriſche Feſtungen bis dahin nur ungenügend kannte. Die Arbeit war um ſo ſchwerer, als die Mauern am Rande des Stadthügels naturgemäß am meiſten der Vernichtung ausgeſetzt waren, und obendrein der Tigris den größten Teil der Oſtfront zerſtört hatte.

Aſſur liegt auf der Spitze eines Ausläufers der Chanukekette, und der Platz war für eine Feſtung wie geſchaffen. Im Oſten beſpülte ihn der ſchnellfließende, das ganze Jahr über tiefe Tigris, ein Angriff von dort war alſo unmöglich. Im Norden fiel der Fels (weicher Sandſtein und Kieſelkonglomerat) jäh nach einem Stromarm ab, der trefflich als Feſtungsgraben diente. Am Rande dieſes noch erkennbaren Flußbettes hatten wir unſer Lager aufgeſchlagen. Vor der Weſtfront erleichterten zwei kleine Täler die Anlage von Gräben, die nur da zugeſchüttet waren, wo Straßen zu den Toren führten. Im Süden war eine Geländeſenkung. Der einzige Nachteil war, daß man von dem Hügelplateau im Weſten aus in die Stadt hineinſehen konnte. Deshalb baute man die Weſtmauer am höchſten.

Phot.: Andrae. Der Strand von Aſſur.

Das Alter der Feſtungsbauten Aſſurs iſt ſehr verſchieden. Andrae unterſcheidet die archaiſche Zeit bis zur Mitte des 2. vorchriſtlichen Jahrtauſends, die altaſſyriſche bis Ende des 2. Jahrtauſends, die jungaſſyriſche vom Anfang des 1. Jahrtauſends bis Sargon, die ſpätaſſyriſche unter Sargon und den Sargoniten bis zur Zerſtörung des aſſyriſchen Reiches im Jahre 606 v. Chr., die nachaſſyriſche der Wiedereinwanderung unter den Neubabyloniern und Cyrus (6. Jahrhundert) und die parthiſche Zeit, die erſten zwei Jahrhunderte vor und nach Chriſtus.

Aus vorgeſchichtlicher Zeit haben ſich keine Befeſtigungen gefunden, nur Grundmauern von Häuſern, Feuerſtätten und Kanälen. An der

Ostseite führte man schon zu Anfang des 2. Jahrtausends Mauern auf, um die Stromfahrt zu beherrschen und das Ufer gegen die Erosion zu schützen. Diese Mauern befestigte Adadnirari I. in altassyrischer Zeit. Davon ist noch vieles erhalten. Auch legte man Landeplätze und Treppen am Ufer an. An der Nordostecke der Stadt lag der Assurtempel mit der Front nach Norden, und an der Nordwestecke der Palast Tukulti-Ninibs I. auf seiner ungeheuren Plattform.

In jungassyrischer Zeit baute Salmanassar III. im Westen und Südwesten eine äußere und eine innere senkrechte Mauer, auf denen je eine Fahrstraße hinlief. Blaugelbe und schwarzweiß glasierte Ziegel schmückten die Zinnen. Nach seiner Regierung, aber vor Sargon, verfiel die innere Mauer; an ihrer Stelle entstanden Wohnhäuser, und davor legte man eine niedrigere Mauer an.

In spätassyrischer Zeit führten Sargon und Sanherib noch mancherlei Verbesserungen aus. Die Achämeniden dagegen ließen die Befestigungen unverändert, und auch in der parthischen Zeit wurde nichts daran getan.

Aus der Zeit Salmanassars III. grub man sieben Tore aus. Jedes Tor flankierten zwei Türme; nach innen waren Wachtstuben, Rampen und Treppen, die zur Mauerzinne hinaufführten. Eines der Tore hieß Abul gurgurri, das Stadttor der Metallarbeiter; die übrigen sind bisher namenlos. Die Zapfen der gewaltigen Flügel des Gurgurritores, zylinderförmige Basaltblöcke, sind noch vorhanden. Verkohlte Zedernholzbalken lassen auf eine Feuersbrunst schließen. Zwei sargonitische Kalksteinblöcke an diesem Tor tragen Sanheribs Namen. Eine Bildsäule Salmanassars III., die im Gurgurritor stand, besitzt jetzt das Ottomanische Museum in Konstantinopel, eine andere, die den König auf seinem Throne sitzend darstellt, das Britische Museum. Beide sind in Lebensgröße.

Der ebenfalls ausgegrabene, offenere Zugang von Norden her, den man nicht als Tor bezeichnen kann, hieß Muschlal und wird schon Ende des 3. Jahrtausends auf Ziegelinschriften erwähnt. Adadnirari I. in altassyrischer Zeit ließ ihn erneuern; auch die jungassyrische Zeit unter Salmanassar III. kennt ihn. Unter Sanherib heißt es: „Der Palast Muschlal in der Stadt Assur", und bei Assarhaddon: „Bit muslalu,

das am Palaſt der Stadt Aſſur liegt, ließ ich aufs neue erbauen als Ein- und Ausgang".

Straßen an der inneren Mauer ſtammen aus ſpätaſſyriſcher Zeit; ſie erinnern an die Straßen Pompejis und der heutigen Städte des Orients.

Profeſſor Andrae beſchreibt ausführlich alle Einzelfunde, die an den Mauern gemacht wurden, Ziegelkanäle, Straßen und Häuſer, Abflußtrommeln, Poternen, Wehrgänge, Turmtreppen, Baſtionen, emaillierte Terrakottareliefs, Kupferbecken, Konſolen, Haken und Pfeilſpitzen aus Bronze, Gräber und Ziegel mit Inſchriften, von denen folgende aus der Zeit Salmanaſſars III. als Probe angeführt ſei: „Salmanaſſar, der König des Alls, König des Landes Aſſur, der Sohn des Aſſurnaſirpal, des Königs des Landes Aſſur. Erobernd herrſchte ich vom großen Meer beim Lande Amurru gegen Sonnenuntergang bis zum Meer beim Lande Kaldu, genannt Marratu (d. h. der Salzſtrom). Da brach ich die Ruinen der früheren Feſtungsmauer meiner Stadt Aſſur nieder, die Tukulti-Ninib, Salmanaſſars Sohn, ehedem gebaut hatte; ich erreichte ihren Grund; von ihrem Fundament bis zu ihrer Bruſtwehr fügte und vollendete ich ſie; prächtiger und gewaltiger als zuvor machte ich ſie. Meine Tafeln und Urkunden brachte ich an. Ein zukünftiger Fürſt ſoll ihre Ruinen wieder aufrichten und meinem Namen wieder ſeinen Platz einräumen, dann wird Aſſur ſeine Gebete erhören."

Salmanaſſar gedachte alſo der kommenden Jahrtauſende, die ſeinen Namen vergeſſen könnten. Dann ſollten die Steine für ihn reden!

Andraes Grabungsmethode in den Ruinen Aſſurs war eine andere als die Koldeweys in Babylon. Er zog 5 Meter breite „Suchgräben" quer über das ganze Stadtgebiet; ſie laufen je 100 Meter voneinander entfernt parallel von der Weſtmauer bis nach dem Tigrisufer im Oſten. Stieß ſolch ein Graben auf Reſte von Paläſten, Mauern, Toren, Häuſern, Kanälen uſw., ſo grub man ſeitwärts weiter, bis der ganze Fund bloßgelegt war. Manchmal zwangen Bodengeſtaltung oder neuere mohammedaniſche Grabſtellen zur Aufgabe des 100-Meter-Zwiſchenraums. Solch ein unregelmäßiger Graben führte in den Jahren 1903—1911 zur Entdeckung der merkwürdigen Königspfeiler im Winkel zwiſchen dem breiten Nordteil und dem ſchmalen Südteil der Stadt. (Vgl. „Die Stelenreihen in Aſſur" von Walter Andrae. Leipzig, 1913).

Dieſe Pfeiler ſtammen aus der Zeit zwiſchen dem 14. und 7. Jahrhundert v. Chr. Sie ſind flach, oben abgerundet und tragen eine Inſchrift oder ein Reliefbild der Perſonen, zu deren Gedächtnis ſie errichtet wurden. Die größten ſind aus Baſalt und nennen Tukulti-Ninib I., Semiramis und Aſſurnaſirpal III.; kleinere ſind mit den Namen anderer Könige und hoher Beamten bezeichnet. Einer aus körnigem, gelbgrauem Kalkſtein zeigt das Bild einer Palaſtdame Sardanapals. Sie ſitzt, nach rechts gewendet, auf einem Thron, iſt mit Armbändern und Ohrringen geſchmückt, trägt Roſetten auf den Schultern und auf ihren üppigen, den Rücken herabwallenden Locken eine Königskrone; in der Linken hält ſie eine Blume, die Rechte ſtreckt ſie nach oben. Das Geſicht entſpricht dem Schönheitsideal des Orients: volle runde Wangen, kräftiges Kinn, gerade, ſcharf gezeichnete Naſe, ſchön geſchwungene, breite Augenbrauen und lachende Lippen.

Phot.: Schöllvinck.

Ein Suchgraben in Aſſur.

Eines dieſer Denkmäler nennt Andrae den „Kalkſteinpfeiler der Semiramis“. Auf ihm ſtehen die Worte: „Pfeiler für Sammuramat, die Palaſtdame Samſi Adads, des Königs des Alls, des Königs von Aſſur, die Mutter des Adadnirari, des Königs des Alls, des Königs von Aſſur; die Schwiegertochter Salmanaſſars, des Königs der vier Weltgegenden.“ Die in dieſer Inſchrift genannten Könige ſind Salmanaſſar III., Samſi Adad V. und Adadnirari IV., die zwiſchen 858 und 781 regierten. Nach einem Schlummer, der vor der Gründung Roms begann, hat alſo der Forſcher

dieſe Semiramis von den Toten erweckt und ihre Verwandtſchaft mit drei Königen feſtgeſtellt. Von ihrem ſonſtigen Schickſal aber wußte der Stein nichts zu melden. —

So weit war Andraes Werk über die Ausgrabungsergebniſſe von Aſſur gediehen, als der Weltkrieg auch dieſes ſtolze Denkmal deutſcher wiſſenſchaftlicher Forſchung einſtweilen zu einem Torſo machte.

Phot.: Schölvinck.

Das deutſche Expeditionshaus in Aſſur.

Wir beſuchten auch das Haus der deutſchen Archäologen am Ufer, ein großes, feſtes Gebäude, auf deſſen Innenhof, wie üblich, eine offene Galerie hinausging. Am Tor trat bei unſerer Ankunft die Wache ins Gewehr. Dann empfing uns ein alter Türke, erzählte von der Zeit, als Andrae, Jordan, Lührs und Bachmann hier arbeiteten, und zeigte uns die Zimmer, die jeder von ihnen bewohnt hatte. Jetzt lagen darin vierzehn engliſche Soldaten und eine Anzahl ſchwerkranker Inder, die auf dem Wege in die Gefangenſchaft zuſammengebrochen waren.

Später unterhielt ich mich in der Nähe des deutſchen Hauſes mit einem dieſer Patienten, der ſich bereits wieder völlig erholt hatte. Es war ein Hinduſoldat, der fließend Engliſch ſprach und den Anflug europäiſcher Bildung ſehr geſchickt mit ſeiner urſprünglichen orientaliſchen Weisheit zu verbinden wußte. Auch er hatte anfangs den Verſicherungen

der engliſchen Offiziere geglaubt, Deutſchland habe aus Raubſucht den Krieg begonnen und die Türkei gezwungen, mitzumachen; die Deutſchen ſeien Barbaren und die Feinde der Menſchheit, die Koſaken aber die Herolde der Ziviliſation; Deutſchland ſei ſchon ſo gut wie vernichtet, und die Türkei verdiene eine exemplariſche Strafe, da ſie die Geſchäfte der Deutſchen beſorge. Das alte Lied! Seit dem Fall von Kut-el-Amara war aber dem Hinduſoldaten ein Licht aufgegangen. Von der Barbarei der Deutſchen und Türken hatte er nichts gemerkt, er war im

Phot.: Schölvinck.
Aſſur von Norden geſehen. Unſer Lager bei Kalaat-Schergat.

Gegenteil als Gefangener von den Türken gut behandelt worden. Auch die Bedrohung Indiens durch Deutſchland hatte er als Schwindel erkannt, und er wußte nun, daß man ihn gezwungen hatte, für ein Land zu kämpfen, deſſen Geſchick ihn nichts anging und für das ſich zu opfern er und alle ſeine Landsleute wahrlich nicht die geringſte Veranlaſſung hatten.

Der Inder bat mich noch, ihn in meinen Dienſt zu nehmen, in der Hoffnung, dann früher wieder in ſeine Heimat kommen zu können. Dieſen Wunſch mußte ich ihm natürlich verſagen, und er kehrte wieder

zu den türkiſchen Wächtern zurück, die ihre Schützlinge frei umherſtreifen ließen. Ich mußte dieſer Begegnung noch oft gedenken. Die angeblichen Vertreter der Ziviliſation und des Chriſtentums führten die Orientalen gegeneinander ins Feld und brachten ſie, was noch ſchlimmer iſt, nach Europa, um gegen Chriſten zu fechten. Dieſe Saat Englands wird noch einmal furchtbar in die Halme ſchießen! Dann werden Männer wie dieſer Hinduſoldat und viele Tauſende ſeiner Leidensgefährten, die nun wiſſen, wie man ſie betrog, ihren Landsleuten vieles zu erzählen haben!

Am Abend lagen die Hügel von Aſſur in bleichem Mondſchein. Im Lager verklang der Lärm, die Unterhaltung verſtummte, und die Steppe ſchlief. Die lautloſe Stille war unheimlich. Leiſe Schritte umſchlichen unſere Betten — waren es Geſpenſter, die die Mitternachtsſtunde aus den tauſendjährigen Gräbern der Ruinen ringsum heraufbeſchwor? Sollten all der Glanz und die Herrlichkeit der alten Königsſtadt doch noch nicht ſo ganz verſchollen ſein und nächtlicher Weile eine geiſterhafte Wiederauferſtehung feiern?

In den Ruinen regte ſich nichts. Was mich aus dem Halbſchlaf emporſchreckte, waren hungrige Hunde aus der Nachbarſchaft, die in unſerm Lager nach Beute ſuchten.

Phot.: Schölvinck.

Unſer großes Zelt bei Schergat-haueſi.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Erlebniſſe auf einer Etappenſtraße.

Es war eine ſehr ſtattliche Karawane, die am Morgen des 7. Juni, in dünne Staubwolken gehüllt, von Aſſur nordwärts zog: an der Spitze Konſul Schünemann mit den perſiſchen Reitern, dann unſere Wagen mit türkiſchen, arabiſchen und armeniſchen Kutſchern, und als Nachhut 25 Eſel, die wir von Arabern gemietet hatten, um unſere Gepäckwagen zu entlaſten. Doch bedurften unſere Zugtiere ſo ſehr der Schonung, daß wir beſchloſſen, heute nur bis Schergat-haueſi zu marſchieren, das kaum eine Stunde entfernt war. Wir hatten alſo reichlich Zeit und folgten daher der Einladung eines Araberhäuptlings vom Hedſchadſchſtamm, der eine Strecke weiter unten am Ufer des Tigris ſein Lager hatte.

Die Dörfer der Hedſchadſcharaber in der Nähe von Schergat-haueſi zählten gegen 100 Zelte mit je 8—10 Bewohnern. Auch bei Kalaat-Schergat und an einigen andern Plätzen bildeten ſie kleine Gemeinden

Sie gelten ſchon als Fellachen oder Ackerbauer, haben aber die Liebe der Nomaden zu ihren ſchwarzen Zelten noch nicht abgeſtreift.

An Ort und Stelle angelangt, fanden wir ein prächtiges ſchwarzes Zelt mit Teppichen für uns hergerichtet, und in der luftigen Wohnung des Häuptlings wurden wir feierlich empfangen, mußten auf dem Ehrenplatz niederſitzen und uns von mindeſtens hundert ſeiner Stammesgenoſſen anſtaunen laſſen, der Frauen und Kinder nicht zu gedenken, die von draußen hereinſahen. Der Zweck der Einladung war hauptſächlich ein Geſchäft, das der Araber mit dem Herzog machen wollte; er hatte einen weißen Hengſt zu verkaufen, der uns als Erſatz für die gehabten Verluſte ſehr willkommen erſchien.

Das Tier wurde vorgeführt und war prächtig anzuſehen: ein herrlich gerundeter Hals, ſprühende ſchwarze Augen, eine zarte Naſe mit ſchnaubenden Nüſtern — ganz das Urbild des feurigen Arabers, eine Freude für jeden Pferdekenner, und der Hengſt ſelbſt ſchien ſich ſeines verführeriſchen Reizes vollkommen bewußt, ſo elaſtiſch-kokett tänzelte er daher und ſchien den Boden kaum mit den Hufen zu berühren. Warum mochte nur der Beſitzer ſich von ſolch einem Prachtpferd trennen wollen? Dieſes Übermaß von Liebenswürdigkeit gegen uns Fremde ſchien verdächtig.

Der Herzog bat alſo den Mann, aufzuſitzen und in Schritt, Trab und Galopp die Künſte des Tieres zu zeigen. Dazu zeigte unſer freundlicher Wirt aber keine Luſt, und auch ſeine Stammesbrüder drückten ſich einer nach dem andern mit Redensarten beiſeite. Nach langem Hin und Her fand ſich endlich ein junger Kerl für ein Trinkgeld zu einem Verſuch bereit. Aber kaum ſaß er auf, als der Hengſt ihn auch ſchon zu Boden geſchleudert hatte, und mehreren andern, die der Backſchiſch reizte, erging es nicht beſſer. Nun wagte ſich einer unſerer Perſer heran, und er ſchien die Kunſt zu verſtehen, dieſen Bucephalus zu zähmen. Zur höchſten Verwunderung der Araber trabte er auf dem widerſpenſtigen Gaul in eleganten Kurven zwiſchen den Zelten kreuz und quer umher und kehrte dann im Galopp zu uns zurück. Aber in dieſem Augenblick ſtand das Pferd ganz plötzlich, ſtemmte die Vorderbeine in die Erde, ſenkte den Kopf und warf ſeinen Reiter in großem Bogen mitten in die Zuſchauer hinein. Soviel war nun ſicher, daß ſich das

Zu Beſuch bei den Arabern von Kalaat-Schergat.
In der Mitte der Herzog.

ſchöne Tier zu Karawanenfahrten nicht eignete, und aus dem Handel wurde infolgedeſſen nichts.

Gleichwohl blieben wir den Tag über bei den Arabern. Als wir am Abend im Mondſchein vor unſerm Zelt ſaßen, ließ ſich einer von ihnen bei uns nieder, um uns mit ſeiner Maultrommel zu unterhalten. Die Töne des einfachen Inſtruments erinnerten an die des Dudelſacks, aber die Kunſtfertigkeit des Mannes war bewundernswert, und nicht weniger ſeine Ausdauer, er ſchien gar nicht Atem holen zu müſſen. Von Melodie konnte man kaum reden. Melancholiſch und einförmig,

Der edle arabiſche Hengſt.

wie immer im Orient, quollen zwiſchen ſeinen glockenförmig gehaltenen Händen langgezogene, wimmernde Töne hervor, die ein träumeriſches Behagen erweckten. Man hörte in dieſer Muſik die trippelnden Schritte der Schafe über die Steppe, den Hufſchlag der Beduinenpferde, das traurige Flüſtern des Windes im Graſe und das rieſelnde Rauſchen des Tigris gegen eine Landſpitze. Das ganze einförmige Leben der Araber in der Wüſte, in der ein Tag verläuft wie der andere, ſchien in dieſer Naturmuſik lebendig zu werden.

Die Töne der Maultrommel hatten zahlreiche Zuſchauer angelockt. In dichten, dunkeln Gruppen ließen ſie ſich mit Anſtand und Würde

auf dem Boden nieder und hörten lautlos zu, höchſtens flüſterten ſie leiſe oder rauchten Zigaretten. Als dann aber der Muſikant zum Tanz aufſpielte, kam Leben in die Maſſe; etwa fünfzig Araber ſprangen auf, faßten ſich in einer langen Kette, aber immer eng aneinandergedrängt, an den Händen und begannen ſich in einer bärenmäßig trottenden Gangart zu bewegen, erſt einige Schritte nach rechts, dann nach links, ganz im Takt mit dem wimmernden Rhythmus der Flöte. Allmählich weitete ſich der Kreis, die Schnelligkeit nahm zu und wurde immer ſtürmiſcher, wobei der Mondſchein die hohen, dunkeln Geſtalten, die flatternden braunen Burnuſſe und die weißen und bunten Kopftücher noch phantaſtiſcher erſcheinen ließ als ſonſt.

Mein Diener Sale hatte beim Tanz das Kommando übernommen. Er hieß nun die Tänzer ſich in großem Kreiſe niederhocken, und in die Mitte des freien Platzes traten zwei Solotänzer, die ſich in einer Art Bauchtanz, nicht eben ſchön anzuſehen, aufeinanderzu bewegten. Der eine ſtellte den Verfolger dar, der andere den Verfolgten. So jagten ſie ſich mehrmals im Kreiſe herum, und die Zuſchauer verfolgten die Pantomime mit größter Aufmerkſamkeit und mit taktmäßigem Händeklatſchen. Als ſchließlich der eine Tänzer den andern einholte und ſich über ihn warf, brach allgemeiner Jubel los.

Die nächſte Programmnummer war der Schwertertanz, wobei die Klingen dumpf aufeinander raſſelten. Auch dieſes Spiel endete damit, daß einer den andern übermannte; der Sieger ſetzte einen Fuß auf den Beſiegten und die Spitze des Schwertes auf ſeine Bruſt. Hinter dem Kreis der Sitzenden hatten ſich dichte Reihen ſtehender Zuſchauer geſammelt, und in dieſem Rahmen gewann das Schauſpiel noch an Urſprünglichkeit und phantaſtiſchem Reiz.

Am nächſten Morgen verließen wir die Nomaden. Als wir unſere Straße erreicht hatten, war ſchon wieder ein Laſtwagen in Stücke gegangen. Von links trat nun ein Ausläufer der großen Kalkſteinplatte Meſopotamiens an den Tigris heran und fiel ſteil zum Waſſer ab. Die Straße wand ſich daher auf das Plateau hinauf, deſſen harter, ebener Boden unſern Pferden eine willkommene Erleichterung brachte. Dann aber zwang uns ein Wadi mit einem rieſelnden Salzwaſſerbach, wieder in das Flachland zurückzukehren, wo große Schaf-, Ziegen- und Rinder-

herden weideten und ausgedehnte Zeltlager den blauen und weißen Rauch ihrer Feuer in die Morgenluft emporſandten. Wieder ſtieg die Straße an. Wir kreuzten einen Zug Heuſchrecken, der einen ſchmalen Randſtreifen beſetzt hielt, fuhren an einer Karawane von 400 Kamelen vorüber, deren Laſt nach Ausſage ihrer Führer aus Uniformen beſtand, näherten uns wieder dem Tigrisufer und hielten bei der Station Giara oder Tell-Kaiſchara, wo uns ein ſtarker Geruch von Naphtha und Aſphalt entgegenſtrömte. Hier tritt das Erdpech offen zutage. Vor mehreren Jahren arbeitete hier eine belgiſche Geſellſchaft mit gutem Erfolg. Nach

Giara.

einiger Zeit meinten aber die Türken, den Gewinn beſſer ſelbſt einſtreichen zu ſollen, und kündigten die Konzeſſion. Nun fehlte die geſchäftliche Erfahrung, und das Unternehmen geriet ins Stocken; Häuſer und Maſchinen verfielen, und das Erdpech ſtank in Tümpeln ſtagnierenden Waſſers zum Himmel.

Das Bahnhofsgebäude von Giara hatte nur einen bewohnbaren Raum, eine ungewöhnlich kühle, gewölbte Kammer, in der der Stationsvorſteher unter einem von Fliegen umſchwirrten Mückennetz an Ruhr erkrankt darniederlag und aus einem primitiven Filtrierapparat, einem großen Lehmkrug mit poröſem Boden, Waſſer tropfen ließ. Hier mußten wir die heißeſten Tagesſtunden abwarten, denn die Temperatur draußen war

allmählich unerträglich geworden. Schon morgens um 7 Uhr hatte ſie 31 Grad betragen, um 1 Uhr ſtieg ſie auf 41,2 und anderthalb Stunden ſpäter auf 42,6 Grad. Konſul Schünemanns perſiſcher Schimmel hatte einen Hitzſchlag und Kolik und außerdem Blutegel in Gaumen und Hals. Noch am Morgen war das Tier ganz friſch geweſen; jetzt legte es ſich im Schatten des Stalles nieder und verendete. Auch im Schlund der andern Pferde hatten ſich beim Trinken Blutegel feſtgebiſſen, und unſere Kutſcher befreiten ſie mit vieler Mühe von dieſen Plagegeiſtern.

In der Kranken- und Fliegenſtube von Giara zu übernachten, war unmöglich. Am Spätnachmittag machten wir uns daher zur nächſten Station Schura auf, die fünf Stunden entfernt ſein ſollte. Nahe bei Giara hatten wir ein ziemlich tief und ſteil eingeſchnittenes Tal zu paſſieren, auf deſſen nackter Sohle Salzkriſtalle ſchimmerten und Erdpechquellen zutage traten. Der Herzog und Buſſe ritten voraus; Schölvinck und ich folgten in der Droſchke und fuhren in einer Moraſtrinne feſt. Die Pferde mußten ausgeſpannt, der Wagen zurückgeſchoben und ein anderer Weg verſucht werden. Nicht beſſer erging es dem vorauffahrenden Automobil, das weiter vorn in einem Graben ſaß und nicht weiter konnte. Wir luden das Gepäck ab, aber der Wagen rührte ſich nicht vom Fleck, und wir mußten warten, bis die ganze übrige Kolonne nachgekommen war. Darüber wurde es dunkel, und im Weſten erhob ſich drohend eine Wolkenwand, die den Mond verdeckte. Nach langem Warten kamen die andern, und mit vereinten Kräften machten wir erſt das Auto wieder flott, das nunmehr jeden einzelnen Wagen über die ſchwierige Stelle hinüberziehen mußte; die müden Tiere allein hätten das nicht fertiggebracht. Drei Stunden koſtete uns dieſer Graben — eine ſchöne Etappenſtraße!

Dann ging es weiter, Stunde auf Stunde in ſtockfinſterer Nacht; die Lampen des Autos wieſen den Weg. Endlich leuchtete vor uns der Schein eines Feuers auf: es war Schura, aber noch in weiter Ferne. Ein neuer Graben hielt die Wagen auf; unſere Droſchke kam glücklich hinüber, und endlich tauchte die hohe Mauer des Stationsgebäudes aus dem Dunkel hervor. Haſtig aßen wir auf dem Dach des Hauſes unſer Abendbrot und zogen uns dann ſofort in unſere Mückennetze zurück, denn es war 4 Uhr, und ſchon ging ein neuer Tag im Oſten auf.

Süßes Waſſer gab es in dieſem unglückſeligen Dörfchen nicht. Auch der Brunnen auf dem Hof des Stationsgebäudes bot nur ſalzhaltiges Waſſer und war für den ganzen Ort mit ſeinen 60 Häuſern und 250 Einwohnern und ebenſo für die Reiſenden, für Menſchen und Tiere die einzige Quelle; das Waſſer eines nahen Flüßchens war ganz ungenießbar. Der Tigris war von hier drei Stunden entfernt. Es gab gewiß zwingende Gründe, die Station ſoweit vom Strom anzulegen, wie es wohl auch ſeinen Grund hatte, daß die Sumpfgräben, in denen die meiſten Fuhrwerke auf dieſer ſonderbaren Etappenſtraße verunglücken mußten, nicht überbrückt waren. Das nötige Holz mit Kelleks auf dem Tigris heranzuſchaffen, konnte unmöglich ſchwer ſein.

Schölvinck und ich waren die erſten, die am andern Tage in glühender Mittagshitze das Neſt Schura verließen. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als wir ſchon wieder in einem tiefen Engpaß mit ſchroffen Seitenwänden und einem Salzwaſſerbach feſtſaßen. Dieſe hier ſo zahlreichen Salzquellen ſcheinen faſt das ganze Jahr zu fließen. Wachtmeiſter Schmitt kam uns mit den Leuten ſeiner Eſelkarawane zu Hilfe, aber nun ging es ſo ſchnell bergauf, daß die Deichſel in den ſchroff anſteigenden Boden hineinfuhr und mitten durchbrach. Die Pferde wurden wieder ausgeſpannt, das Wrack auf das freie Feld hinaufgezogen, und unſer Kutſcher machte ſich in Geſellſchaft des Gendarmen daran, die Deichſel zu flicken. Die armen Pferde ſtanden derweil im glühenden Sonnenbrand und mochten kaum die elenden trockenen Halme knabbern, die ihnen die Heuſchrecken übrig gelaſſen hatten. In einer Senkung neben der Straße weideten einige Kamele, die ſich in der Hitze ſehr behaglich zu fühlen ſchienen. Um 1 Uhr hatten wir im Schatten unſeres Wagenverdecks 41,9 Grad — das verſprach einen angenehmen Nachmittag!

Mit Pflock und Strick war endlich die Deichſel wieder inſtand geſetzt, aber man brauchte kein Fachmann zu ſein, um dieſem Kunſtwerk keine lange Dauer zu verſprechen. Wir waren denn auch kaum einen Kilometer weitergefahren, als der Verband wieder aufging. Nun ſchickten wir unſern Gendarm zu den übrigen Wagen zurück, um eine ordentliche Schiene zu holen; nach ein paar Stunden kehrte er mit einer — Schnur zurück. Glücklicherweiſe kamen jetzt einige Flößer aus Tekrit

Alle Mann greifen zu.

des Wegs, die mit gebrochenen Wagengliedern umzugehen wußten, und halfen uns aus der Verlegenheit, ſo daß wir wieder in langſamem Schritt weiterfahren konnten.

Nach einiger Zeit führte die Straße über eine kleine Gebirgsſchwelle, von deren Höhe die Windungen und grünen Inſeln des Tigris und ſeine ebenfalls grünleuchtenden Uferränder ſichtbar wurden. Schon hofften wir, die Mühſal dieſes Tages überſtanden zu haben, denn die grauen Häuſer und ſchwarzen Zelte von Hammam Ali, unſerm letzten Lagerplatz vor Moſul, waren ſchon zu erkennen. Aber es kam anders.

Die Deichſel wird geflickt.

Die Etappenſtraße verwandelte ſich mit einmal in eine unheimlich ſteile, ſchmale Rinne in feſtem Fels. Jedesmal, wenn das Wagenrad von einer Steinplatte polternd herabglitt, erwartete man eine Kataſtrophe. Doch erreichten wir noch ohne Unfall wieder ebenes Land, wo zahlreiche Störche in einem Sumpf Fröſche, Eidechſen und Mäuſe ſuchten. Dann aber öffnete ſich vor uns ein tiefes und großes Wadi, durch deſſen Furche ein Süßwaſſerbach nach dem Tigris hinabging. Wir fuhren auf dem rechten Ufer, das nicht allzu ſchroff abfiel, während das linke um ſo jäher zu den flachen Hügeln anſtieg, die uns noch von

Hammam Ali trennten. Kurz vor der Talfurche teilte ſich der Weg; unſer Kutſcher bog links ab, während er rechts hätte fahren ſollen, und plötzlich geriet unſer Wagen ins Abwärtsrollen. Eine Bremſe fehlte, und die Pferde waren zu müde, ihn aufzuhalten. Zehn Meter vor uns aber hörte die Straße am Rande der zwei Meter hohen, ſenkrechten und überhängenden Eroſionsterraſſe, die jedenfalls noch nicht lange durch einen heftigen Regenſtrom ausgewaſchen war, völlig auf! Vergebens, daß ich „Dur!" (halt!) rief — unaufhaltſam näherten wir uns dem Abhang. Schölvinck ſchrie auf und warf ſich aus dem Wagen, ich folgte

Nach dem Abſturz.

ſeinem Beiſpiel, und eine Sekunde ſpäter ſtürzten Wagen und Pferde in die Tiefe.

Es war ein regelrechter Purzelbaum, den unſere Droſchke gemacht hatte. Die Pferde fielen verhältnismäßig ſanft in den Kies, die Deichſel zerbrach aufs neue, der Wagen ſtürzte auf Vorderräder und Kutſcherbock und ſchlug vornüber, das zertrümmerte Verdeck zu unterſt. Der Kutſcher hatte ſo geſchickt pariert, daß er zwiſchen die Pferde zu liegen und mit heiler Haut davonkam. Aber ſein Begleiter, ein Stalljunge, lag ſchreiend im Bach. Wir zogen ihn ſofort aufs Trockene; auch er konnte von Glück ſagen, ſeine Glieder waren heil, er hatte nur einige Hautwunden an Kopf und Knien davongetragen.

Der Kutſcher half den Pferden aus dem Geſchirr und auf die Beine, und wir fiſchten nun unſere Sachen zuſammen, die zum Teil auf dem Kutſcherbock verſtaut geweſen waren. Schölvincks photographiſcher Apparat war in Stücke gegangen, meiner ganz geblieben. Das Schlimmſte war der zertrümmerte Wagen! Wie ſollten wir nun mit Sack und Pack weiterkommen?

In dieſem Augenblick erſchien Konſul Schünemann wie ein rettender Engel auf den Hügeln des linken Bachufers. Er war ſchon in Hammam Ali geweſen, aber da wir ſo bedenklich lange auf uns hatten warten laſſen, in Vorahnung eines Unfalls mit ſeiner Droſchke zurückgekommen. Unſere verunglückte Equipage überließen wir nun einſtweilen ihrem Schickſal, luden unſere Siebenſachen auf den andern Wagen und fuhren ſo als gerettete Schiffbrüchige in Hammam Ali ein.

Konſul Schünemann hatte überraſchende Neuigkeiten vom Kriegsſchauplatz zu erzählen. Am Skagerrak hatte am 31. Mai und 1. Juni eine Seeſchlacht ſtattgefunden, die mit einem großen Erfolg der Deutſchen ausgegangen war: die Engländer hatten 23, die Deutſchen nur 10 Kriegsſchiffe verloren, obgleich bei Beginn der Schlacht die engliſche Kampfflotte der deutſchen ums Doppelte überlegen war.

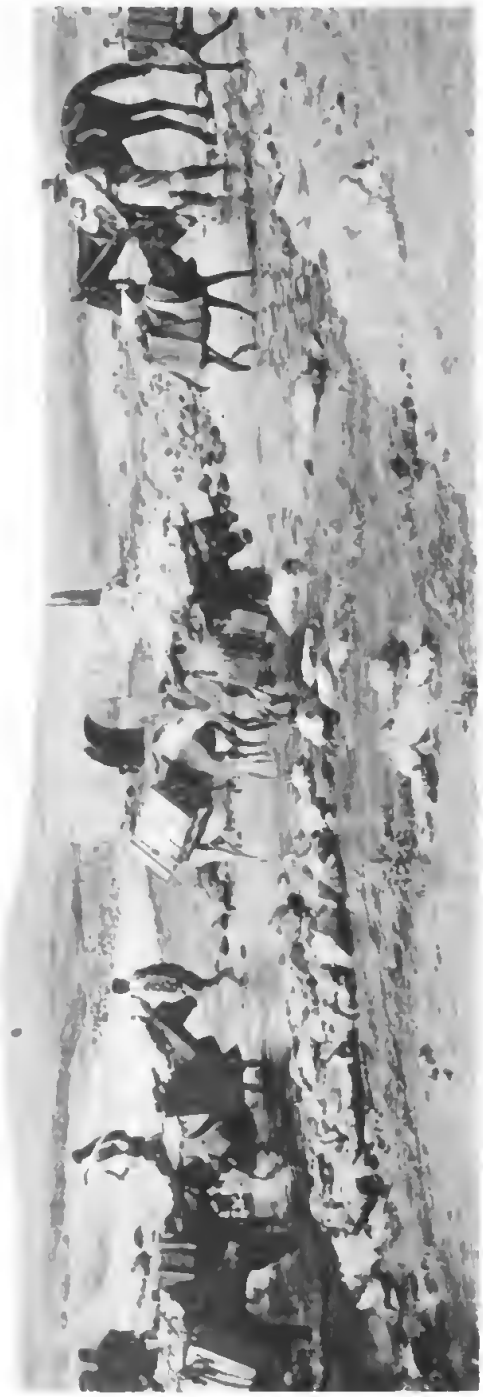
Die andere Neuigkeit war Kitcheners Untergang mit der „Hampſhire". In dieſem energiſchen Heerführer Großbritanniens verloren die Zentralmächte einen gefährlichen Gegner; dennoch mußte ich ſeinen Tod bedauern, denn er war mein Freund oder war es doch geweſen. Ich hatte mehrfach bei ihm vornehmſte Gaſtfreundſchaft genoſſen und bis kurz vor dem Kriege von Zeit zu Zeit mit ihm in Briefwechſel geſtanden; der Krieg hatte uns getrennt. Das wundervolle Märchen ſeines Lebens hatte ich ſtets mit Anteil verfolgt, ſeine männliche Energie bewundert und ſeinen geradſinnigen Charakter geliebt. Obgleich er in allen Dingen ſeine eigene, feſte Meinung hatte, wußte er doch auch fremde Anſichten zu achten, und ich war ſtets überzeugt, daß gerade er nach dem Kriege am erſten wieder in ein leidliches Verhältnis zu dem Gegner gekommen wäre. Ich halte ihn für den größten Engländer unſerer Zeit, und ſein Tod hinterläßt in jedem, der ihn kannte, eine große Leere.

Schon in Moſul erreichten uns auch die bis heute noch unbeſtätigten Gerüchte über die Art ſeines Todes. Der Mann, der bei

ſeinem Leichenbegängnis geehrt worden wäre wie kein anderer Brite, hatte nicht einmal ein Grab erhalten können, und niemand wußte, wo ſeine ſterblichen Überreſte Ruhe gefunden! Einige gerettete Matroſen hatten noch geſehen, wie Kitchener, ſeine Zigarette rauchend, aufrecht und ruhig auf der Kommandobrücke des ſinkenden Schiffs ſtand. Dann hatte ihn eine ſchäumende Meereswoge plötzlich entführt. Wohin ſchweiften wohl ſeine Gedanken, als er die Woge kommen ſah, die ihm den Tod brachte? Schoſſen die farbenprächtigen Bilder ſeines reichen Lebens noch einmal wie ein Blitz an ihm vorüber? Gedachte er der Zeit, da er mit Unterſtützung des Palestine Exploration Fund die Karte des Heiligen Landes aufnahm, oder als er bei Omdurman den Mahdi und ſeine Derwiſche vernichtete? Sah er die Blockhäuſer von Transvaal, und hörte er den Jubel, mit dem London den Sieger bei ſeiner Rückkehr begrüßte? Oder träumte er von den ſonnigen Tagen in Indien, da er ſeinen ſtärkſten Widerſacher, Lord Curzon, niederrang und die Organiſation der Armee vollendete, auf der die britiſche Herrſchaft am Ganges beruht? Wie ein Märchen, wie etwas im höchſten Grade Unwirkliches muß ihm dieſe ſtolze Bilderreihe in dieſem Augenblick erſchienen ſein. Welch grauſame Ironie des Schickſals, daß er, der ſtets die größten Schwierigkeiten zu überwinden wußte, nun hilflos von einer Meereswoge dahingerafft wurde! Ob er wohl in ſeinem letzten Augenblick auch der beiden letzten Jahre gedachte, die ſeine glänzende Vergangenheit verdunkelten? Hatte er eingeſehen, daß er jetzt auf einen Feind geſtoßen war, der nicht beſiegt werden konnte, daß Englands Herrſchaft auf dem Weltmeer zu Ende ging und daß es für ihn ſelbſt hieß: „Bis hierher und nicht weiter“? Eines hatte ihm jedenfalls das Schickſal gnädig erſpart: die Niederlage Englands zu erleben.

Man hat geſagt, Kitchener ſei, als er unterging, auf dem Wege nach Rußland geweſen; er habe für gemeinſame Operationen der Ententemächte gegen Deutſchlands Nordfront wirken ſollen — lauter Vermutungen. Die Wiſſenden ſind ſtumm.

Mit ſolchen Gedanken zog ich in Hammam Ali ein, ein kleines Dorf von etwa zehn Hütten inmitten weiter Ackerfelder, mit einem türkiſchen Erholungsheim für Offiziere und einem Kavekhane, vor dem ich unſer Lager aufgeſchlagen fand.



Kleine Brücke auf dem Wege nach Moſul.

Am folgenden Tag machte ſich die Nähe einer größeren Stadt allenthalben bemerkbar. Zahlreiche Reiter, Männer und Frauen, auf Pferden und Mauleſeln, begegneten uns. Ein türkiſcher Beamter reiſte mit ſeiner ganzen Familie ſüdwärts, und ein vornehmer Araber ſchien auf ſeinem Pferde zu ſchlafen im Schatten eines weißen Sonnenſchirms, den ein Diener, der hinter dem Herrn auf der Krupe des Pferdes ſaß, halten mußte. Zahlreiche Fußgänger belebten den Weg; Landleute kamen ſchwer bepackt vom Einkauf in den Baſaren. Der eigenartige Charakter der Etappenſtraße blieb aber auch jetzt derſelbe; er ſteigerte ſich noch durch zahlreiche Brücken und Brückchen aus weißem Kalkſtein, die nach Ausſage des Kutſchers höchſtens zehn Jahre alt, aber durch Regengüſſe und Sturzbäche mehr oder weniger zerſtört waren. Viele waren völlig eingeſtürzt, nur ihre Pfeiler ſtanden noch; zum mindeſten fehlten auf dem Fahrweg etliche Steinplatten, ſo daß ein Fuhrwerk, beſonders bei Nacht, elend ſteckenbleiben mußte. Alles, was Wagen hieß, vermied denn auch mit Sorgfalt dieſe „modernen“ Verkehrsmittel im alten Aſſyrien und fuhr rechts oder links daran vorbei, je nachdem die Abhänge der Hohlwege und Wadis paſſierbar waren!

Schließlich führte die Straße auf eine flache, ſteinige Schwelle hinauf. Von hier aus erblickte ich das gewundene, graubraune Ufer des Tigris, um das ſich ein Haufen grauer Häuſer ballte, aus denen zahlreiche Minarette emporragten. Das war Moſul, und im Norden, auf dem linken Tigrisufer, die eintönig graubraune Landſchaft barg die Ruinen von Ninive.

Eingang zum Baſar in Moſul.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Moſul.

Der Dolmetſcher des deutſchen Konſulats in Moſul war uns entgegengeritten und geleitete uns zu den Häuſern der Bagdadbahn am äußerſten Südende der Stadt, Gebäuden im üblichen Stil, mit viereckigen, gepflaſterten Höfen und kleinen Gruppen buſchiger Maulbeer- und Olivenbäume. Hier ſollte unſere Wohnung ſein. Ich erhielt ein treffliches Zimmer im Erdgeſchoß, das ſogar mit einem Sofa, einem Tiſch, etlichen Stühlen und einer Badewanne möbliert war; mein Schlafgemach war der Hof, in den nur wenige Stunden am Tage die Sonne hineinſchaute. Einige meiner deutſchen Freunde bereiteten ſich ihre Lagerſtätte auf dem höchſten Dache, das von einer ziemlich hohen Mauer umgeben war, ein Zeichen, daß ein Araber das Haus gebaut hatte, der ſeine Frauen profanen Blicken entziehen wollte. Auf der Mauer niſteten mehrere Störche, deren Geklapper in den Höfen beſonders laut widerhallte, wenn die zahlreichen Katzen der Stadt über Dächer und Höfe jagten oder ihre nächtlichen Konzerte veranſtalteten.

Nachdem wir uns mit Hilfe unſeres Gepäcks ein wenig eingerichtet hatten, war unſer erſter Gang zum deutſchen Konſulat, einem von prächtigen Gärten umgebenen Komplex von mehreren ſtattlichen Gebäuden im Süden der Stadt, etwas entfernt vom Tigris. Der deutſche Konſul, Dr. Holſtein, nahm uns mit gewinnender Liebenswürdigkeit auf, und ſein Haus wurde für uns faſt ein Klublokal, in deſſen Räumen man immer Freunde oder Bekannte zu treffen ſicher war. Außer uns — dem Herzog, Rittmeiſter Schölvinck, Leutnant Buſſe und mir — verkehrten dort Major Köppen, Leutnant Staudinger, Stabsarzt Schwarz,

Ein Storchenneſt auf unſerm Dach.

der deutſche Konſul Wuſtrow aus Teheran und der öſterreichiſche Konſul Dr. Jarolymek, der auf der Etappenſtation in Moſul tätig war. Solange des Herzogs eigene Küche noch nicht imſtande war, mußten wir auch zum Mittag- und Abendeſſen Dr. Holſteins unbegrenzte Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen, und am Abend verſammelten wir uns regelmäßig auf einer der ſchattigen Dachterraſſen, um die neueſten Telegramme zu hören oder die Zeitungen zu leſen, die nach einer Reiſe von mehreren Wochen angelangt waren. Vom Dach des Konſulats, auf dem an gewaltigem Maſt die deutſche Reichsflagge wehte, hatte man eine weite Ausſicht auf die grauen Häuſer und gewundenen Straßen der halbmondförmigen Stadt, den berühmten Damm, die unfruchtbare Öde

der Steppe und des perſiſchen Grenzgebirges und auf das engliſche Gefangenenlager am Tigrisufer mit ſeinem Wirrwarr von Zelten und ſeinem Gewimmel von Menſchen und Tieren. Schon 8600 Gefangene hatten bisher dort unten gelagert; auch der iriſche Prieſter, den ich in Bagdad und Samarra getroffen hatte, kam während meines Aufenthalts in Moſul hier durch.

Am 11. Juni, dem erſten Pfingſtfeiertag, begleitete mich Dr. Jarolymek auf einer Rundfahrt durch Moſul. Wir fuhren nach Nordweſten die Stadtmauer entlang bis Bab-el-beith, dem Eiertor; eine alte Inſchrift über dem Torbogen erklärt den Namen: ſie erzählt von einer ehemaligen Hungersnot, bei der man für einen Para (etwas über 40 Pfennig) nur 40 Eier erhalten habe! Jetzt koſtete ein Ei 6—7 Para, alſo einen Taler, ohne daß eine Hungersnot herrſchte. Die Stadtmauer iſt etwa 300 Jahre alt und mit einigen runden Türmen beſetzt. Die übrigen Tore heißen Bab-el-dſchedid, Bab-Sindſchar, Bab-Ligiſch und Bab-el-Tob; letzteres und Bab-Sindſchar ſind jetzt zerſtört.

Vom Eiertor folgten wir der grauen Mauer nach Norden und bogen dann nach Nordweſten ab, ſahen eine Schule, die jetzt Krankenhaus war, das Städtiſche Lazarett und das Judenviertel, deſſen Bewohner ſich hauptſächlich durch Herſtellung von Silberſchmuck ihren Lebensunterhalt erwerben, ließen das engliſche Konſulat, das jetzt von der türkiſchen Regierung mit Beſchlag belegt war, links liegen und hatten nun die alte Seldſchukenburg vor uns, die ſich auf ſteiler Klippe hoch über dem rechten Tigrisufer erhebt.

Der Blick von dort oben gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigſten, die ſich auf Erden dem Auge bieten. Von Schönheit der Landſchaft kann man dabei nicht eben ſprechen. Das Tal des Satledſch durch den Himalaja, die Gruſiniſche Heerſtraße über den Kaukaſus, die Ufer des Brahmaputra von den Abhängen des Transhimalaja aus geſehen — welche Fülle von Schönheit bieten ſie gegenüber dem dürftigen Strande des Tigris! Und Aleppo, Damaskus und Jeruſalem nehmen ſich, von oben geſehen, weit ſtolzer aus als dies kleine, unbedeutende Moſul. Aber in einer Beziehung übertrifft die Ausſicht von der alten Seldſchukenburg doch alle übrigen, denn im Mittelpunkt dieſer Landſchaft liegt Ninive, die älteſte Königsſtadt der Erde. Im Oſten reicht

Digitized by Google

Die Seldſchukenburg aus der Nähe.
Rechts der Tigris.

der Blick bis zu den Bergen von Rowandus und im Norden bis zum armeniſchen Taurus, über deſſen Kamm bei klarem Wetter ſchneebedeckte Gipfel ſtehen.

Gerade unterhalb der Burg macht der Tigris eine Wendung und verſchwindet im Nordweſten, von wo er kommt, und im Südoſten, auf dem Wege nach Bagdad, in blauer Ferne. Er iſt aber hier in Moſul viel weniger impoſant als in der Stadt der Kalifen, wo ſeine Waſſermenge, trotz der ſtarken Verdunſtung auf dieſer Strecke, viel bedeutender erſcheint infolge des Zufluſſes des Kleinen und Großen Zab, des Zabatus Minor und des Zabatus Major.

Unten am Ufer ſaßen Hunderte von Frauen und ſpülten und klopften ihre Wäſche. So ſitzen ſie dort jahraus, jahrein in brennender Sommerſonne und in der Winterkälte, die hier viel ſtärker ſein ſoll als in Bagdad, denn Moſul liegt 250 Meter über dem Meeresſpiegel, Bagdad nur 50. Die Sommertemperatur iſt aber in beiden Städten ungefähr die gleiche.

Oberhalb der Fähre wurde eine Herde ſchwarzer Büffel über den Strom getrieben. Das Bad gefiel ihnen offenbar, denn ſie ſchwammen langſam und ließen ſich ein gutes Stück nach der Brücke hinabtreiben, bis ſie, vom Waſſer glänzend und tropfend, das jenſeitige Ufer erreichten.

Südlich der Seldſchukenburg hielten wir bei der kleinen Grabmoſchee Jahija Abu Kaſim, deren ſchöne, mit Fayence bekleidete Vorderſeite in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird durch ein ſpäter gebautes, vorſtehendes Marmorportal. Gleich dem Grabe der Sobeïd in Bagdad hat dieſes Mauſoleum ſtatt einer Kuppel ein ſpitzes, pyramidenförmiges Dach, das für andere Grabdenkmäler dieſer Gegend vorbildlich geweſen iſt.

Nahe dabei ſtehen dicht am Ufer die Ruinen offenbar einer ehemaligen Moſchee namens Bedretdin Sultan Lulu, wo man dicht am Ufer zahlreiche Fiſche im Strom beobachten kann. Von drüben hört man das Wimmern der Waſſerräder, die ſchmale Streifen Ackerland bewäſſern, und ab und zu kommen merkwürdige Fahrzeuge durch die Brücke geſchwommen; ſie ſehen wie losgeriſſene Inſeln aus, und in ihrer Mitte ſitzen ein paar Leute wie Eier in einer Schüſſel Spinat; es ſind kleine Kelleks, deren Holzroſt, von aufgeblaſenen Ziegenfellen getragen, oben mit Reiſig und Zweigen bedeckt iſt.

Nach dieser ersten orientierenden Rundfahrt durchwanderte ich nun Tag für Tag die Straßen Mosuls, die denen von Bagdad an malerischem Reiz weit nachstehen, denn der herrliche Schmuck der Palmen fehlt hier ganz; überhaupt sieht man in der Stadt kaum eine Spur von Grün. Dafür sind aber die Häuser Mosuls stattlicher und viel fester gebaut, nicht aus schlecht gebrannten Ziegeln, sondern aus Stein, der Jahrhunderte überdauert. Der Stil ist derselbe wie in Bagdad, die Architektur aber reicher und vornehmer. Von der engen, schmutzigen Gasse führt ein unansehnliches Tor mit einem Eisenklöppel oder -ring durch einen Gang auf den viereckigen, gepflasterten Hof, wo ein kleines Wasserbecken einige Kühle und bestenfalls niedrige Maulbeer- und Orangenbäumchen etwas Schatten verbreiten. Sofas und Stühle zeigen, daß hier tagsüber der Wohnraum der Familie ist. Das Erdgeschoß des Hauses enthält Küche, Vorratskammern, Holzschuppen, Ställe und Dienstbotenwohnungen. Der nach dem Hof offene Empfangsraum (Eivan oder Ivan) ist wie in Bagdad zu ebener Erde oder auch eine halbe Treppe hoch, mit Eingang von der ersten Galerie. Die Privatgemächer, Schlafräume usw., liegen eine Treppe höher. Darüber ist das flache Dach, auf dem man die heißen Sommernächte zubringt.

Stickende Araberin in Mosul.

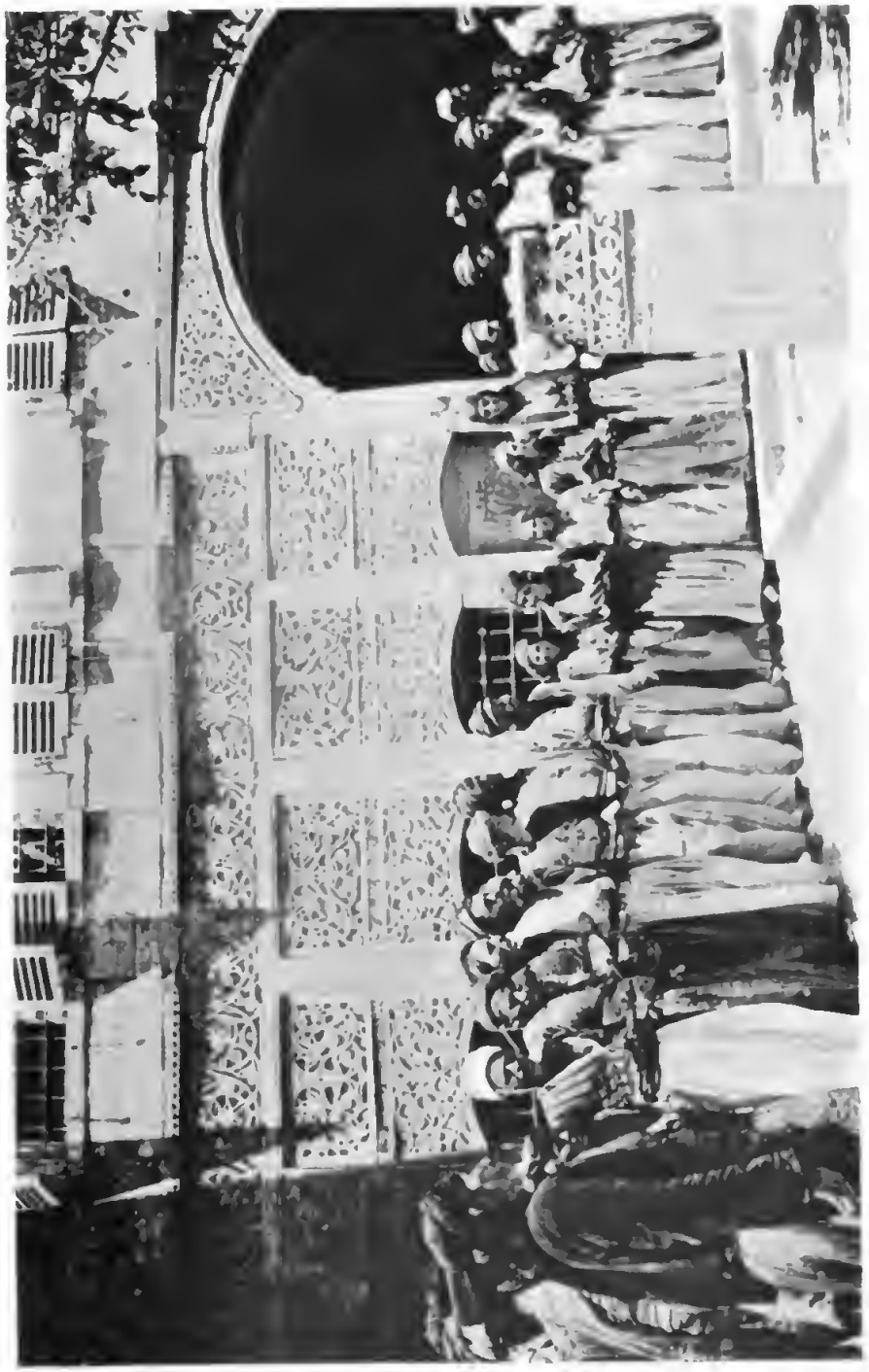
Die Front der Häuser ist nicht nach der Straße, sondern nach dem Hof hinaus, denn der Orientale verbirgt sein Familienleben

eiferſüchtig vor der Außenwelt. Das gilt auch für chriſtliche, ſyriſche und chaldäiſche Häuſer. In dieſe erhält man leicht Zutritt, die weiblichen Angehörigen gehen unverſchleiert und beteiligen ſich an der Unterhaltung mit dem Gaſt. Aber man muß ſchon ein ſehr guter Freund des Hauſes ſein, wenn ſelbſt die chriſtlichen Frauen in Gegenwart eines Europäers ihre angeborene Scheu überwinden ſollen. Die Hoffront vornehmer Häuſer zeigt reichen Marmor- oder Alabaſterſchmuck, hauptſächlich an den Seitenflügeln, denn den Rücken des Vorderhauſes, durch das man

Vier Muſikanten vor der Treppe, die vom Hof zum Empfangsraum hinaufführt.

eintritt, bilden die ſchattigen, von Steinſäulen getragenen Pferdeſtälle. Die eigentliche Hauptfront gegenüber iſt zum größten Teil von Galerien bedeckt, und die vergitterten Bogenfenſter darunter laſſen wenig Raum zu ornamentalem Schmuck. Dieſer beſchränkt ſich daher auf das untere Mauerwerk, während die Wände der Seitenflügel bis zum Dach hinauf mit Blumengewinden und Blattwerk in Relief verziert ſind. Auch die höchſten Fenſter haben zum Schutz gegen Einbrecher dicke Gitter; die Eiſenſtangen ſind an ihren Kreuzungspunkten noch durch Ringe geſichert. Gegen die Sonne ſchützen Holzläden, wie man ſie auch in Konſtantinopel findet.

Digitized by Google



Die mit Marmorreliefs geſchmückte Hofſront eines vornehmen Hauſes in Moſul.

Moſul zählt viele ſolcher vornehmen Häuſer, deren Beſitzer armeniſcher, ſyriſcher oder chaldäiſcher Abſtammung, Mohammedaner oder Chriſten, Kaufleute oder Prieſter ſind. Es beſitzt eine ſtarke kaufmänniſche Ariſtokratie, deren Anſehen weit über das Weichbild der Stadt hinausreicht. Solch ein Hof mit ſeinem koſtbaren Marmorſchmuck zeugt von erworbenem oder ererbtem Reichtum, der ſich im Takt mit den lautloſen Schritten der Kamele auf den weiten Wanderungen der Karawanen vermehrt, wenn nicht die Wüſtenſchiffe durch Zyklone Schiffbruch leiden oder arabiſche Piraten mit den Ballen Baumwolle, gepreßter Datteln, bunter Stoffe, Kolonialwaren und europäiſchen Krams in der Tiefe der Wüſte verſchwinden. Auch der Handel Moſuls war durch den Krieg faſt völlig lahmgelegt. Aus Indien und Basra kam gar nichts; die perſiſchen und kaukaſiſchen Handelsſtraßen waren geſperrt, und die Anatoliſche Eiſenbahn faſt ausſchließlich mit Militärtransporten belegt. Doch wartete man mit echt orientaliſcher, fataliſtiſcher Ruhe der kommenden beſſeren Zeiten.

Hadſchi Manſur, 65jähriger Chaldäer.

Solch ein ſchattiger Hof wirkt gegenüber den backſtubenheißen Straßen wie eine Oaſe in der Wüſte. Hin und wieder beſprengt ein Sakka das Steinpflaſter mit Waſſer. Nur eines vermißt man: nie dringt ein Luftzug hier hinein; nur wenn Stürme über das Land ziehen, ſtürzen die Wirbelwinde wie Waſſerfälle von den Dächern herab auf

Straße in Mosul.

das Laub der Maulbeerbäume. Im übrigen aber entſpricht ja dieſe Bauart, wie ſchon im alten Aſſyrien und Babylonien, vollkommen dem durch das Klima bedingten Bedürfnis. Unſere europäiſchen Häuſer mit ihren nach Luft und Licht verlangenden Fenſtern auf allen Seiten würden in Moſul unerträgliche Steinkamine ſein. Auch die Häuſer der Armen haben dieſelbe Bauart; nur fehlt natürlich der Marmorſchmuck; oft ſind ſie aus unbehauenem Stein oder nur aus an der Sonne getrocknetem Lehm.

Toros, 60jähriger armeniſcher Karawanenführer aus Erſerum.

Dem kunſtverſtändigen Auge, das auf dieſen Höfen der zahlreichen vornehmen Häuſer an maleriſchen Motiven reiche Ausbeute findet, mag Moſul leicht als eine Perle unter den Städten des Orients erſcheinen. Das Panorama von einem hohen Dache aus enttäuſcht aber ſtark. Man ſieht nichts als graue, fenſterloſe Mauern, flache Hausdächer mit Bruſtwehren in verſchiedener Höhe, runde Minarette mit einem oder mehreren Rundgängen für die Gebetsrufer, und hier und da die viereckigen Türme und flachen Kuppeln der chriſtlichen Kirchen und Klöſter.

Weit dankbarer iſt eine Wanderung durch die Straßen und Baſare, wahrhaftige Labyrinthe, durch die man ſich nur unter kundiger Führung hindurchfindet. Eng und winkelig ſind die Gaſſen, wie in Bagdad, weniger häufig die Holzerker. Die belebteren Stadtviertel haben Stein-

Basarstraße in Mosul.

pflaſter, aber ſo ſchlechtes, daß eine Droſchke verunglücken würde, wenn ſie ſich überhaupt hier durchzwängen könnte. Schmutz, Unrat, Gerümpel, Fruchtſchalen, Gedärme und andere Küchenabfälle liegen haufenweiſe umher, die widerwärtigen Hunde wühlen darin herum. Die Straßenreinigung beſorgt nur ab und zu ein heftiger Sturmwind mit rieſengroßem Beſen; ganze Kehrichtwolken füllen dann die Baſare. Vergebliche Mühe! In den Winkeln ſammelt und häuft ſich der Schmutz um ſo höher, und dort bleibt er liegen.

Eine ſchöne Ecke im Baſar.

In den lebhafteſten Straßen des Baſars ſind die Läden der Waffenſchmiede und Gelbgießer, die Stände der Schmiede und Seiler, Fleiſchbänke und Obſtläden, wo Roſinen und Mandeln, Nüſſe, Gurken, Gewürze uſw. feilgehalten werden. Das Geſchäft der Töpfer blüht, denn der Krug geht ſolange zu Waſſer, bis er bricht, und ganz Moſul braucht die hübſchen Trinkgefäße, die die Frauen ſo anmutig auf dem Kopfe einhertragen. In den Buchläden ſchmökern Männer im Turban oder Fes umher. Durchmarſchierende Soldaten kaufen Tabak und Pfeifen, Feuerſtahl und Mundſtücke. Mächtige Ballen europäiſcher Stoffe liegen aufgeſtapelt, immer in ſchreiender Farbe, die das Auge des Orientalen erfreut. Ein Hammam, ein Bad, iſt überall in der Nähe. Kleine Tunnel, deren ſpitzbogige Tore oft von ſchönen Skulpturen umrahmt ſind, führen zu den Karawanſereien der Großkaufleute, und Stände mit

Bab-el-Dschisr.

alten Kleidern, wahre Herde für ansteckende Krankheiten und Ungeziefer, fehlen auch nicht. In den engsten Gassen arbeiten die Barbiere in schattigen Gewölben. Schutzdächer aus dünnen Brettern oder Bastmatten über den Läden erhöhen noch die malerische Buntheit der Straßenbilder.

Das Herz des Basars ist ein kleiner, unregelmäßiger Marktplatz, auf den die Hauptstraßen zusammenlaufen. Hier liegen mehrere Kaffeehäuser. Auf der offenen Veranda des einen habe ich viele Stunden zugebracht. Unter mir ein Gewimmel, wie in einem Ameisenhaufen; würdig einherschreitende Orientalen im Turban oder Fes und in weißen, braunen oder gestreiften Kopftüchern mit Scheitelringen, Chaldäer und Syrier — im Fes, aber sonst europäisch gekleidet —, Priester und Bettler, Frauen mit und ohne Schleier, Hausierer und lärmende Kinder, Eseltreiber mit ihren störrischen Langohren und Kameltreiber durchziehender Karawanen, die nie ein Ende nahmen. Das Reizvollste aber war der Blick über dies Gewimmel hinweg durch den mächtigen Rundbogen des gegenüberliegenden Tores Bab-el-dschiser auf den nahen Strom, die Brücke, die seine Ufer verbindet, und auf die Ruinenhügel von Ninive.

In 35 Bogen zwischen mächtigen Steinpfeilern setzt die Brücke über den Strom. Aber nur auf dem linken Ufer ist sie landfest; bei niedrigem Wasserstand steht sie dort zum größten Teil auf dem Trockenen. Die Strömung geht am rechten Ufer entlang, wo auch das Bett am tiefsten ist, und bei Hochwasser, nach der Schneeschmelze oder nach Frühjahrsregen, würde auch die stärkste Steinbrücke der rasenden Gewalt des Wassers nicht widerstehen. Deshalb hat man hier eine Pontonbrücke angesetzt, deren Verbindungsteil mit der Steinbrücke, je nach dem Wasserstand, seine Lage selbsttätig ändert. Auch unterhalb der festen Brücke läuft ein Fußsteig, der aber nur bei niedrigem Wasserstand begangen werden kann; jetzt war er überschwemmt. Die Brücke wurde vor achtzig Jahren von einem Italiener gebaut, dessen Sohn noch jetzt in Mosul leben soll.

Das orientalische Gepräge Mosuls wird starke Einbuße erleiden, wenn nach dem Kriege die Bagdadbahn fertig ist, und Eisenbahnen, Lokomotiven und Güterzüge die Kamele verdrängen. Schon jetzt hatte die Regulierungsmanie eines Wali auch hier gewütet. Vom künftigen Bahn-

hof brach man eine Straße quer durch die Stadt zum Tigris. Dadurch fiel eine Menge ſchöner alter Häuſer und Höfe der Spitzhacke zum Opfer. Der Krieg verhinderte bisher den Neubau; infolgedeſſen ſah die Straße aus, als habe ein Erdbeben ſie zerſtört, oder als hätten die Ruſſen hier wie in Oſtpreußen gehauſt. Halb abgeriſſene Häuſer ſtanden da, und bloßgelegte Höfe mit hohen Gewölben, Säulen und Marmorarabesken boten einen traurigen Anblick. Ich fragte den Gendarm, den mir der Kommandant als Begleiter mitgegeben hatte, ob der für dieſe Zerſtörung verantwortliche Wali nicht gehängt worden ſei. „Im

Tunnel im Baſar.

Gegenteil," antwortete er lachend, „jedenfalls iſt er Ehrenbürger von Moſul geworden!"

Meine Streifzüge durch Moſul beſchloß ich gewöhnlich mit dem Beſuch eines Gaſthauſes, deſſen Beſitzer, der Italiener Henriques, mit einer tüchtigen deutſchen Frau verheiratet iſt; aus Bagdad hatte man ihn ausgewieſen, in Moſul aber ließ man ihn unbehelligt. Er wohnte faſt außerhalb der Stadt an einem großen Platz zwiſchen den Infanteriekaſernen, dem Konak und dem Serail, wo die Zivilbehörden ihren Sitz haben, und verſchenkte den herrlichſten Nektar, den man ſich in der Sonnenglut wünſchen konnte, eiskalte Limonade.

Der chaldäiſche Patriarch, rechts der Herzog, links Koppen und Staudinger.

Digitized by Google

Von den Kirchen Moſuls ſoll die ältere chaldäiſche aus dem 7. Jahrhundert ſtammen. Unmittelbar neben ihr liegt die jetzige chaldäiſche Kathedrale, die im 14. Jahrhundert erbaut und 1810 und 1896 erneuert wurde. Es war gerade Veſpergottesdienſt, als wir ſie in Begleitung mehrerer Prieſter beſuchten, und der Geſang der Chorknaben erfüllte die niedrigen Wölbungen des Kirchenſchiffs, das vom Altar

Monſeigneur Chajat.

durch einen Vorhang getrennt war. Die Wölbungen ruhen auf acht Säulen; Kapitäle und das ſie verbindende Gebälk ſind mit Bibelſprüchen bedeckt, der Boden mit Teppichen belegt. An die Kathedrale ſchließt ſich das Seminar mit einem geräumigen Hof. Ein Gang und eine Treppe führen in eine Krypta, eine andere Treppe auf einen kleinen Hof, an dem ein Zimmer gezeigt wird, das Feldmarſchall von Moltke 1837 bewohnt haben ſoll. Ein dritter Hof umſchließt eine Begräbnisſtätte der Chaldäer. Sonntag, den 18. Juni, waren der Herzog

und wir andern frühmorgens $^1/_2$6 Uhr zu einer feierlichen Meſſe in der Kathedrale eingeladen. Der Vorhang vor dem Chor war nun aufgezogen, der Altar ſtrahlte im Kerzenlicht, und Knaben- und Männerchöre ſangen oder vielmehr ſchrien Pſalmen und Lieder. Der Patriarch, ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißem Haar und freundlichen Augen hinter runden Brillengläſern, zelebrierte ſelbſt und murmelte mit dumpfer Stimme uns unverſtändliche Worte aus goldbeſchlagenen Büchern. Die Morgenſonne flutete durch die Fenſter herein auf die dichte Menge der Andächtigen, und die Feſtkleider der chaldäiſchen Frauen leuchteten in allen Farben.

Erntetanz.

Am zweiten Sonntag lud mich der Chorbiſchof der ſyriſchen Kirche, Monſeigneur Chajat, Fondateur de l'Institut Pius X. à Mosoul, zu einer höchſt originellen Tanzvorſtellung kurdiſcher Landleute, die zur Erntearbeit nach Moſul zu kommen pflegen. Die Männer trugen Turbane, Weſten, Leibgürtel und lange Hoſen, die Frauen leichte Kopftücher, Mieder oder Jäckchen und bunte Röcke. Vier Muſikanten ſpielten auf; ihre Inſtrumente waren ein Kanun, ein zitherartiges Saitenſpiel, das man auf den Knien hält, ein Oud oder eine Gitarre, ein Dumbug oder eine Trommel und ein Tamburin mit raſſelnden Tellerchen an der Seite, genannt Daff (vgl. das Bild S. 348).

Der erſte Teil des Erntetanzes: Die Sicheln werden geſchliffen.

In raſchem Tempo.

Erst traten die Männer vor, faßten sich an den Händen und begannen jenen rhythmisch wiegenden Tanz, den ich schon bei den Arabern gesehen hatte. Bald warfen sie sich nach rechts, bald nach links vornüber, jedesmal den Fuß gegen die Steinplatten stemmend, und zwar mit solchem Nachdruck, daß man fürchtete, sie müßten sich die Fußsohlen zerreißen. Der Schweiß floß ihnen vom Gesicht herab, die Augen glänzten vor Eifer; die Tänzer schienen völlig im Bann der immer leidenschaftlicher anschwellenden Musik, die Finger rissen immer ungestümer die Saiten, die Knöchel schlugen mit rasender Schnelligkeit das gespannte Trommelfell, und wie ein saugender Strudel des Tigris wirbelte es um die Maulbeerbäume des Hofes herum.

Am zweiten Tanz nahmen auch die Frauen teil, und den Schluß bildete der Erntetanz der Männer. Erst saßen sie auf dem Boden und schliffen ihre Sicheln zum Takt der Musik. Dann standen sie auf und machten in wiegendem Gang die Bewegungen des Schnitters beim Mähen der Saat. Dann steigerte sich der Tanz zu einem wilden Kreseendo.

Hinterher gaben uns die Musikanten in einer Loggia noch ein besonderes Konzert. Sie spielten einen algerischen Marsch, der an der Nordküste Afrikas volkstümlich sein soll, und melancholische, eintönige Weisen zu den Liedern eines arabischen Sängers, denen man stundenlang zuhören konnte.

Das Haus des Chorbischofs war einer der schönsten Paläste in Mosul, und Monseigneur Chajat hatte die Liebenswürdigkeit, mir eines seiner Zimmer als Atelier einzuräumen und mir zahlreiche männliche und weibliche Modelle zu beschaffen. Die Bilder, die ich von ihnen entwarf, erheben keinen Anspruch auf künstlerischen Wert, geben aber wohl einen Begriff von der Mannigfaltigkeit charakteristischer Typen, die Mosuls Straßen und Basare beleben und dem Auge des Malers einen unerschöpflichen Reiz bieten.

Das Tor Bab-el-Dschiser in Mosul mit Blick auf die Tigriebrücke und Ninive.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ninive.

Im vorigen Kapitel berichtete ich schon, daß ich am 11. Juni 1916 die alte Seldschukenburg in Mosul bestieg, die sich auf einem steilen Felsen über dem rechten Ufer des Tigris erhebt, und zum erstenmal die alte Königsstadt Ninive vor mir sah — oder vielmehr die Stelle, wo sie ehemals gestanden hat. Keine grauen Massen gewaltiger Mauern, keine Türme mit Zinnen, keine Terrassen von Königspalästen oder festen Bürgerhäusern sind mehr zu sehen; nicht einmal Reste ihrer Grundmauern ragen über der Erde hervor. Alles ist verschwunden; nur drei ausgedehnte, gleichförmige Hügel mit schroffen Abhängen verraten den Ort, wo vor Jahrtausenden die Hauptstadt des assyrischen Weltreichs blühte. Von der beherrschenden Höhe der Seldschukenburg aus erhält man aber wenigstens einen ungefähren Begriff von der Lage und Größe dieser Stadt, und die Phantasie glaubt den Lauf der Stadtmauer zu erkennen. Sonst nichts als graubraune Wüste in glühendem Sonnenbrand.

Digitized by Google

Und dieſen Eindruck unendlicher Verwüſtung erhielt ich auch, als ich am 16. Juni mit Profeſſor Tafel, der ebenfalls von Bagdad herübergekommen war, auf dem Ruinenfeld ſelbſt umherſtreifte. Nur an zwei Stellen dieſes ungeheuern Friedhofes hat ſich das Leben noch feſtgeniſtet; die eine iſt das Dorf Nebi Junus, unmittelbar neben dem ſüdlichen Hügel und ſelbſt auf einer kleinen Anhöhe gelegen, von der die Grabmoſchee des Propheten Jonas weithin ſichtbar iſt, und das Dorf Kujundſchik, berühmt als einer der ergiebigſten Fundorte der Aſſyriologen.

Die Droſchke, mit der wir von Moſul über das Rollſteinpflaſter der Tigrisbrücke Ninive entgegenfuhren, war mit Seilen umſchnürt, weil ihre geſprungenen und eingetrockneten Radkränze und Speichen auseinanderzufallen drohten. Auf dem linken Ufer bogen wir rechts ab und hielten bald am Fuße des Abhangs, von wo ein Fußweg zur Grabmoſchee Nebi Junus hinaufführt. Es war gerade Freitag und Gottesdienſt in der Moſchee.

Oberſter Prieſter der Grabmoſchee des Propheten Jonas.

Man empfing uns freundlich und geleitete uns zu einer Dachterraſſe hinauf, von der aus eine Tür in den Tempel führte. In einem kleinen Kiosk, einem Turmzimmer mit Fenſtern nach allen Himmelsrichtungen, die eine prächtige Ausſicht auf das gegenüberliegende Moſul darboten, mußten wir warten, bis die Gebete zu Ende waren, die Allahs Segen auf den Sultan, auf Kaiſer Wilhelm und Kaiſer Franz Joſeph herabflehten und um Sieg über die Feinde baten — eine erbauliche Zeremonie für die anweſenden engliſchen Untertanen, wenn anders ſie aufrichtige

Gefühle für England im Herzen hegten. Ein kleiner weißbärtiger Alter, den Turban auf dem Kopf und eine Brille auf der Naſe, leiſtete uns mit mehreren andern Mohammedanern Geſellſchaft.

Als die Gläubigen die Moſchee zu verlaſſen begannen, zogen wir die Schuhe aus; unſer Führer ergriff meine Hand und bat uns ihm zu folgen. Das Innere des Tempels war ſehr einfach und entbehrte jedes Schmucks, nur ein paar verſchliſſene Teppiche lagen auf dem Boden. Seitwärts vor einem Gitterfenſter ſtanden einige indiſche Mohammedaner im Gebet verſunken. Durch dieſes Gitter ſah man in die Krypta des

Indiſche Mohammedaner in der Moſchee Nebi Junus.

Propheten Jonas hinab, ein dunkles Loch, in deſſen Mitte ſich eine ſarkophagähnliche Erhöhung abhob. Das eigentliche Grab des Toten ſoll aber unter dieſem Denkmal liegen.

Eins der Minarette von Moſul hängt bedenklich über. Der Sage nach verbeugten ſich alle Gebetstürme in Ehrfurcht, als der Prophet Jonas gleich unterhalb dieſes Dorfes, das ſeinen Namen trägt, vom Walfiſch ans Land geſpien wurde. Nachher richteten ſie ſich wieder auf bis auf einen, der noch heute fortfährt, die Bewohner Moſuls an das Grab des Heiligen zu erinnern.

Aus der ſtillen Kühle der Moſchee gingen wir wieder in den Sonnen-

brand hinaus und ſtiegen langſam den Hügel hinab, auf deſſen Abhang die ärmlichen Hütten des Dorfes Nebi Junus in amphitheatraliſcher Anordnung liegen. Auf einem der Höfe hatte ſich eine Schar armeniſcher Flüchtlinge gelagert. Dann fuhren wir eine Strecke nordwärts bis zum Fluſſe Choſer, der von Oſten nach Weſten die Ruinenſtätte durchfließt. Eine ſchöne neue Bogenbrücke führte hinüber, die aber auch ſchon ſo verfallen war, daß wir vorzogen, ſie zu Fuß zu überſchreiten. Auf einer Landſpitze nahm eine Eſelkarawane, Führer und Tiere, in dem kriſtallklaren, faſt ſtillſtehenden Waſſer ein Bad.

Bald hinter der Brücke beginnt der eine von den Hügeln Ninives, und wir ſteigen ſeinen niedrigen Gipfel hinan. Ringsum nur Schutt und Diſteln — nichts, was auch nur einigermaßen an die Welt des Altertums erinnert, kaum daß die eingeſtürzte Mündung eines Tunnels die Spur älterer engliſcher und franzöſiſcher Ausgrabungen verrät. Lautlos und öde dehnt ſich die ſonnenverbrannte Wüſte vor uns; nur Scherben zerbrochener Waſſerkrüge liegen umher, zwiſchen denen zahlreiche Eidechſen über glühend heiße Steine dahinhuſchen. Die Grundmauern, auf denen Königspaläſte und Feſtungen ruhten, ſind im Schutt verborgen, und die Phantaſie verſagt, wenn ſie aus dieſem öden Nichts die Herrlichkeit vergangener Jahrtauſende erwecken ſoll. Auf dieſem ungeheuern Friedhof ſind nicht einmal mehr Grabſteine zu finden, die ihr als Führer dienen könnten, und in meinen Ohren klingen die Worte des Propheten Nahum, zu deſſen Grab in dem Dorf Alkoſch, neun Stunden nördlich von Moſul, an beſtimmten Feſttagen die Juden wallfahren: „Es wird der Zerſtreuer wider dich heraufziehen und die Feſte belagern. Siehe wohl auf die Straße, rüſte dich aufs beſte und ſtärke dich aufs gewaltigſte. Denn der Herr wird die Pracht Jakobs wiederbringen, wie die Pracht Iſraels. Die Schilde ſeiner Starken ſind rot, ſein Heervolk glänzt wie Purpur, ſeine Wagen leuchten wie Feuer, wenn er ſich rüſtet; ihre Spieße beben. Die Wagen rollen auf den Gaſſen und raſſeln auf den Straßen. Sie glänzen wie Fackeln und fahren einher wie die Blitze. Er aber wird an ſeine Gewaltigen denken; doch werden ſie fallen, wo ſie hinaus wollen, und werden eilen zur Mauer und zu dem Schirm, da ſie ſicher ſeien. Aber die Tore an den Waſſern werden doch geöffnet, und der Palaſt wird untergehen. Die Königin wird gefangen weggeführt werden, und ihre

Jungfrauen werden ſeufzen wie die Tauben und an ihre Bruſt ſchlagen. Denn Ninive iſt ein Teich voll Waſſer von jeher; aber dasſelbe wird verfließen müſſen. Stehet, ſtehet, werden ſie rufen, aber da wird ſich niemand umwenden. So raubet nun Silber, raubet Gold, denn hier iſt der Schätze kein Ende und die Menge aller köſtlichen Kleinode. Nun muß ſie rein abgeleſen und geplündert werden, daß ihr Herz muß verzagen, die Kniee ſchlottern, alle Lenden zittern und alle Angeſichter bleich werden. Wo iſt nun die Wohnung der Löwen und die Weide der jungen Löwin, da der Löwe und die Löwin mit den jungen Löwen wandelten und niemand durfte ſie ſcheuchen? Der Löwe raubte genug für ſeine Jungen und würgte es ſeinen Löwinnen. Seine Höhlen füllte er mit Raub und ſeine Wohnungen mit dem, was er zerriſſen hatte. Siehe ich will an dich, ſpricht der Herr Zebaoth, und deine Wagen im Rauch anzünden, und das Schwert ſoll deine jungen Löwen freſſen; und will deines Raubens ein Ende machen auf Erden, daß man deiner Boten Stimme nicht mehr hören ſoll. Wehe der mörderiſchen Stadt, die voll Lügen und Räuberei iſt und von ihrem Rauben nicht laſſen will. Denn da wird man hören die Geißeln klappen und die Räder raſſeln und die Roſſe jagen und die Wagen rollen. Reiter rücken herauf mit glänzenden Schwertern und mit blitzenden Spießen. Da liegen viel Erſchlagene und große Haufen Leichname, daß ihrer keine Zahl iſt und man über

Joſefine Saijo, 13jährige Syrierin.

die Leichname fallen muß. Und alle, die dich ſehen, werden vor dir fliehen und ſagen: Ninive iſt zerſtört; wer ſoll Mitleiden mit ihr haben, und wo ſoll ich dir Tröſter ſuchen? Siehe dein Volk ſoll zu Weibern werden in dir, und die Tore deines Landes ſollen deinen Feinden geöffnet werden, und das Feuer ſoll deine Riegel verzehren. Schöpfe dir Waſſer, denn du wirſt belagert werden! Beſſere deine Feſten! Gehe in den Ton und tritt den Lehm und mache ſtarke Ziegel! Aber das Feuer wird dich freſſen, und das Schwert töten; es wird dich abfreſſen wie die Käfer, ob deines Volks ſchon viel iſt wie Käfer, ob deines Volks ſchon viel iſt wie Heuſchrecken. Deiner Herren ſind ſo viele wie Heuſchrecken und deiner Hauptleute wie Käfer, die ſich an die Zäune lagern in den kalten Tagen. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben ſie ſich davon, daß man nicht weiß, wo ſie bleiben. Deine Hirten werden ſchlafen, o König zu Aſſur, deine Mächtigen werden ſich legen; und dein Volk wird auf den Bergen zerſtreut ſein und niemand wird ſie verſammeln. Niemand wird deine Schaden lindern, und deine Wunde wird unheilbar ſein.“ —

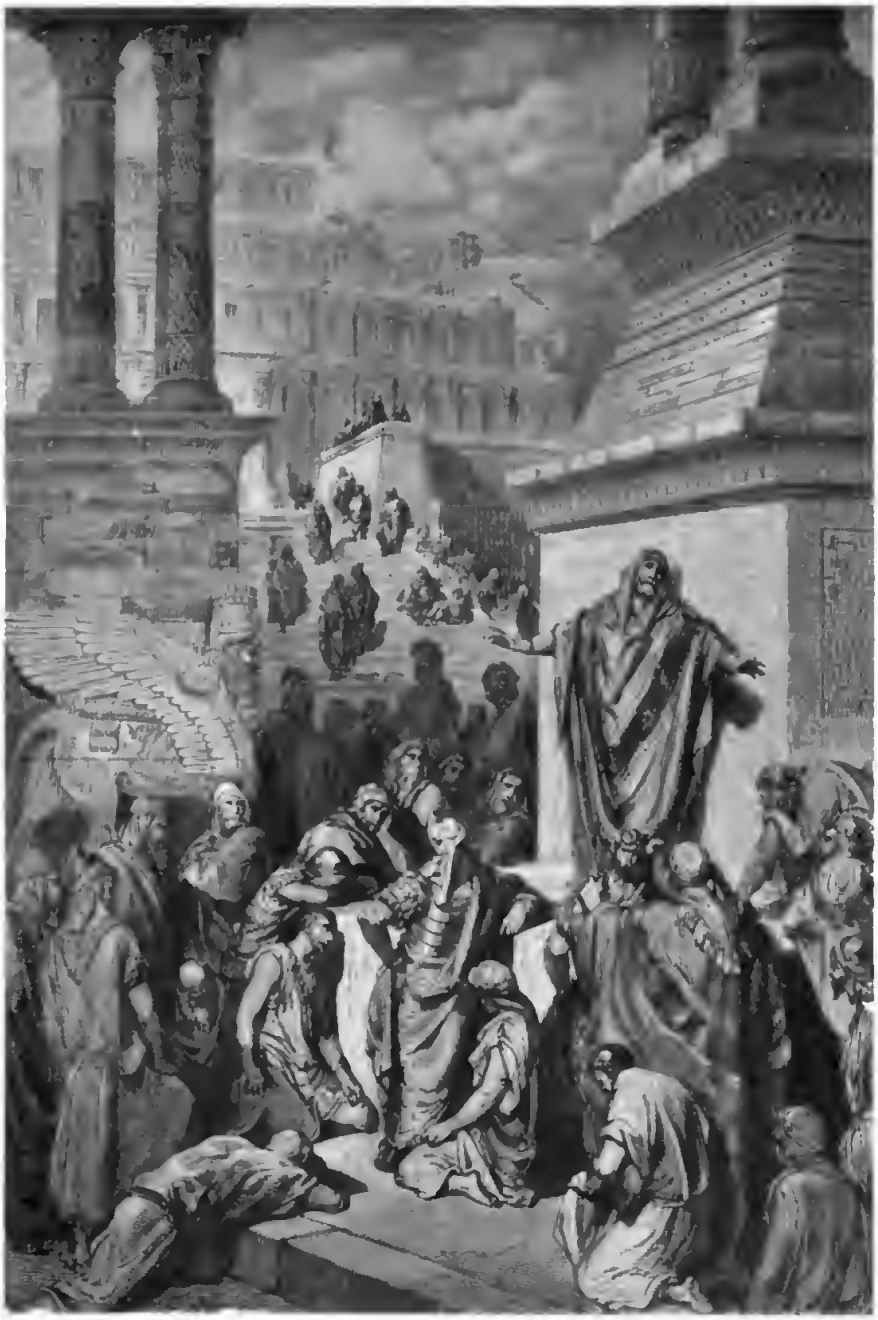
Monſeigneur Boloß, ſyriſcher Biſchof in Dara.

Faſt gedörrt von der Sonne flüchteten wir bald zurück über den Tigris in die ſchattigen Räume eines der Kaffeehäuſer am rechten Ufer, auf deſſen oberen Balkonen lauter Beduinen, auf den unteren feſtgeſchmückte Männer in echt orientaliſcher Beſchaulichkeit ihre Tage verbringen, ihre Tage im wörtlichen Sinne, denn die Beſucher richten ſich hier für den ganzen Tag ein, zahlen 10 Para und können dafür ſo viel Kaffee

trinken wie ſie wollen. In ſeinen leichten Sommermantel gehüllt ſitzt der Gaſt vor ſeiner Kaffeeſchale, raucht ſeine Pfeife und tut durchaus nichts; höchſtens daß er einmal mit einem Freunde aus Bagdad eine Partie Schach ſpielt oder mit Bekannten über Geſchäfte redet. Geld und Geldgewinn ſind außer Lappalien die einzigen Geſprächsgegenſtände.

Marie George, 30jährige ſyriſche Katholikin, in Moſul verheiratet.

Der Weltkrieg kümmert dieſe Männer nur inſoweit, als das wechſelnde Waffenglück die Geſchäfte beeinflußt. Von ſeiner ungeheuren Bedeutung für die Zukunft der ganzen Menſchheit ahnen, von dem Anlaß des Kampfes, von den Zielen der Gegner wiſſen ſie nichts. Wenn ſie nur zur rechten Zeit die geſchäftliche Konjunktur ausnutzen und ſich am Klang des Goldes in eiſenbeſchlagenen Kiſten freuen können. Alles Übrige iſt ihnen gleichgültig — ganz wie gewiſſen Leuten in Europa, die ſich ihrer ungeheuern Verantwortung vor Gegenwart und Zukunft nicht bewußt ſind! Stumpf und ſchläfrig ſchweifen die Blicke über das bunte Leben auf der Brücke, die badenden Jungen, die ſchwimmenden Büffel, die zierlichen Gemüſeinſeln, die durch die Brückenbogen treiben, und über den Strom hinüber zu den Ruinenhügeln Ninives. Langſam gleiten die 99 Kugeln des Roſenkranzes durch die Finger, aber das Ohr



Zeichnung von Guſtave Doré.

Jonas ermahnt die Bewohner von Ninive, ſich zu beſſern.

vernimmt nichts von den Stimmen der Vergänglichkeit, die mahnend von dort herübertönen. —

In der Bibel wird Ninive noch an andern Stellen erwähnt. Schon das 1. Buch Moſes berichtet, daß Nimrud von Babel nach Aſſyrien zog und Ninive baute. Zum Propheten Jona geſchah das Wort des Herrn: „Mache dich auf und gehe in die große Stadt Ninive und predige wider ſie, denn ihre Bosheit iſt heraufgekommen vor mich.“ — „Da machte ſich Jona auf und ging hin gen Ninive, wie der Herr geſagt hatte. Ninive aber war eine große Stadt vor Gott, drei Tagereiſen groß. Und da Jona anfing hineinzugehen eine Tagereiſe in die Stadt, predigte er und ſprach: Es ſind noch vierzig Tage, ſo wird Ninive untergehen. Da glaubten die Leute zu Ninive an Gott und ließen predigen, man ſollte faſten, und zogen Säcke an, beide groß und klein.“ — „Da aber Gott ſah ihre Werke, daß ſie ſich bekehrten von ihrem böſen Wege, reute ihn das Übel, das er geredet hatte ihnen zu tun, und er tat es nicht.“ — Er ſagte: „Mich ſollte nicht jammern Ninive, ſolcher großen Stadt, in welcher ſind mehr denn 120000 Menſchen, die nicht wiſſen Unterſchied, was rechts oder links iſt, dazu auch viele Tiere?“

Eine Frau trägt Waſſer aus dem Tigris nach Hauſe.

Als Tobit den Tod herannahen fühlte, ſprach er zu ſeinem Sohn Tobias: „Siehe, mein Sohn, ich bin alt und bereit aus dem Leben zu ſcheiden. Nimm deine Söhne und begib dich nach Medien, mein Sohn. Denn ich glaube, Ninive wird zerſtört werden, wie es der Prophet Jona

geſagt hat.“ Darauf zog Tobias mit den Söhnen nach Ekbatana (Hamadan) in Medien, wo er in hohem Alter aus dem Leben ſchied. Und ehe er ſtarb, erfuhr er den Untergang Ninives: es wurde von Nebukadnezar und Aſverus erobert. So durfte er ſich vor ſeinem Tode über Ninives Fall freuen.

Der Jahrtauſendelang berühmte Name iſt auch dem Menſchenſohn über die Lippen gekommen. In einer Unterhaltung mit den Schriftgelehrten und Phariſäern ſagte Jeſus: „Ninives Männer werden im Gericht mit dieſem Geſchlecht auferſtehen und es verdammen. Denn ſie beſſerten ſich nach Jonas' Predigt, und ſiehe hier iſt mehr als Jonas.“

Von der Vernichtung „der großen Stadt“ ſpricht ſchließlich der Prophet Zephanja in mächtigen Worten: Der Herr Zebaoth „wird ſeine Hände ſtrecken gen Mitternacht und Aſſur umbringen. Ninive wird er öde machen, dürr wie eine Wüſte, daß darin ſich lagern werden allerlei Tiere bei Haufen, auch Rohrdommeln und Igel werden wohnen in ihren Säulenknäufen, und Vögel werden in den Fenſtern ſingen, und auf der Schwelle wird Verwüſtung ſein, denn die Zedernbretter ſollen abgeriſſen werden. Das iſt die fröhliche Stadt, die ſo ſicher wohnte und ſprach in ihrem Herzen: Ich bins und keine mehr. Wie iſt ſie ſo wüſt geworden, daß die Tiere darin wohnen! Und wer vorübergeht, pfeift ſie an und klatſcht mit der Hand über ſie.“

* * *

Schon im Jahre 1575 vermutete der deutſche Arzt Rauwolff, daß die Hügel gegenüber Moſul das alte Ninive einſchlöſſen. Der Engländer James Rich, der den erſten Anlaß zu den ſpäter ſyſtematiſch betriebenen Ausgrabungen in Meſopotamien gab, war von der Richtigkeit der Annahme Rauwolffs überzeugt und ſchickte von Ninive Ziegelſteine mit Keilſchrift ins Britiſche Muſeum. Im Jahre 1842 legte der franzöſiſche Konſul Botta den Palaſt in Chorſabad bloß, das die Reſidenz Sargons II., des Eroberers von Samaria, war, und 1847 machte der Engländer Henry Layard großartige Entdeckungen in Ninive und Nimrud, wo er unter anderm vier aſſyriſche Paläſte unterſuchte. Seitdem iſt die Entwicklung der Ausgrabungen zu Ninive ein Siegeszug der Wiſſenſchaft geworden, an dem Engländer, Deutſche, Franzoſen und Amerikaner mit gleichwertigen Erfolgen beteiligt ſind.

In dem Dorf Kujundſchik auf den Hügeln von Ninive fanden Layard und ſein Gehilfe, der in Moſul geborene Hormuzd Raſſam, in 22000 Tontafeln aus der Zeit Sardanapals (Aſſurbanipals), des letzten großen Königs von Aſſyrien (668—626), die älteſte Bibliothek der Welt.

Jetzt beſitzen die Muſeen Europas und Amerikas über 100000 ſolcher Tafeln — ein ungeheures Material, deſſen Bearbeitung noch viele Jahre erfordert; 1909 war unter andern C. Bezold ſchon ein Jahrzehnt lang mit ſeiner Deutung beſchäftigt. Die Franzoſen entdeckten die herrlichen Statuen des Königs Gudea, und in Suſa die berühmten Geſetze des Hammurabi. Amerikaner arbeiteten in Nuffar in Südbabylonien und fanden 1880—1900 Maſſen äußerſt wertvoller Überreſte aus dem 3. Jahrtauſend, die Hilprecht geſchildert hat.

Dazu kamen im Jahr 1888 die ſogenannten Amarnatexte, die jetzt in Berlin, Kairo und London aufbewahrt werden. Bei dem Dorf Tell el-Amarna zwiſchen Memphis und Theben fand eine Bauernfrau eine Steinkiſte mit 300 Tafeln aus gebranntem Ton; ſie enthielten Briefe der im 15. und 14. Jahrhundert v. Chr. regierenden Pharaonen und weſtaſiatiſcher Fürſten, die jenen tributpflichtig waren. Dieſer Fund warf neues Licht auf die Geſchichte Vorderaſiens und die Verbindungen zwiſchen Aſſyrien und Ägypten. Einen dieſer Briefe aus dem 15. Jahrhundert ſchrieb ein König Abdichiba in Uruſalim (Jeruſalem), das Pharao ſeinen Herrn nannte; ſchon ein halbes Jahrtauſend vor Salomo wird alſo die heilige Stadt in einer Urkunde erwähnt.

Die Seldschukenburg.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Keilſchrift und die älteſte Bibliothek der Welt.

Wahrſcheinlich im vierten Jahrtauſend v. Chr. wanderten von Arabien die Oſtſemiten nach Südbabylonien ein. Ihre Sprache war das Babyloniſch-aſſyriſche, ein Name, der aus den einheimiſchen Worten Babilu und Aſchſchur, Babel oder griechiſch Babylon und Aſſur oder Aſſyrien gebildet iſt. Die ſemitiſchen Einwanderer, deren urſprüngliche Heimat jedenfalls Nordafrika war, fanden das Land von den Sumerern bewohnt, einem nichtſemitiſchen Volke, deſſen Urheimat wahrſcheinlich Zentralaſien war. Dieſe Sumerer ſind die älteſten Bewohner Meſopotamiens. Sie wohnten in Ziegelhäuſern, bauten ihren Göttern Tempel, trieben Ackerbau, Viehzucht und Jagd und beſaßen eine uralte Kultur, deren Höhe zahlreiche Urkunden beſonders aus der Regierungszeit des Königs Gudea beweiſen. Die lebensgroßen, aus Diorit gehauenen Standbilder Gudeas, die jetzt im Louvre zu Paris aufbewahrt werden, zeugen von einer Kunſt, mit der ſich kein anderes Land des morgenländiſchen

Altertums meſſen kann; niemals hat Aſien vor der Blütezeit der griechiſchen Skulptur trefflichere Plaſtiken hervorgebracht.

Urkunden aus der Zeit Sargons I., etwa 2850 Jahre v. Chr., erwähnen zum erſtenmal die werdende Reichshauptſtadt Babel oder Babylon; der König habe hier zwei Tempel gebaut. Unter ſeiner Regierung gewannen auch die Semiten erſt die Herrſchaft über das ganze Land. In der älteſten Zeit Babyloniens oder Sinears lebten die Sumerer überwiegend in Südbabylonien, das Sumer hieß, die Semiten in Nordbabylonien oder Akkad.

Naima, 20jährige Chaldäerin aus Moſul.

Von Sargon I. berichten zwei Tontafeln eine Geſchichte, die an die Ausſetzung des Moſes erinnert. Sargon, heißt es, wurde am Ufer des Euphrat geboren. Seine Mutter legte ihn in einen verſchloſſenen, durch Erdpech gedichteten Schilfkorb und warf ihn in den Strom. Der Waſſerträger Akki fand ihn und erzog ihn zum Gärtner. Aber die Liebesgöttin Iſchtar erhob ihn zum König über die ſchwarzköpfige Menſchheit. Sargon regierte in der Stadt Akkad in Nordbabylonien. Aber dieſe Stadt war nicht die erſte Kulturmetropole. Denn vor Sargon gab es vier ſumeriſche Hegemonien, unter ihnen die der Stadt des Kiſch, deſſen Herrſchaft die Stadt Sirpurla oder Lagaſch, das jetzige Tello am Schatt-el-Hai, unterſtand. Sargon unterwarf ganz

Sumer, doch gewann Sirpurla unter Gudea (etwa 2600) ſeine Unabhängigkeit zurück. Inſchriften aus ſeiner Zeit berichten von Kämpfen zwiſchen Babylonien und Elam. Aus franzöſiſchen Funden geht hervor, daß die Könige der Elamiten viele Plünderungszüge nach Babylonien unternahmen.

Die Sumerer beſaßen eine Schriftſprache, die ſchon bei den klaſſiſchen Schriftſtellern Beachtung fand, denn alle Ruinen und Kunſtdenkmäler der Euphrat- und Tigrisländer, Perſiens und Armeniens waren mit den geheimnisvollen Zeichen dieſer Schrift bedeckt. Europäiſche Reiſende des vierzehnten Jahrhunderts brachten mancherlei Kunde darüber in ihre Heimat, und der berühmte italieniſche Reiſende Pietro della Valle machte im Jahre 1621 zuerſt einige dieſer Zeichen in Europa bekannt. Ein franzöſiſcher Kaufmann namens Chardin, der in den Jahren 1664—1670 und 1671—1677 zwei große Reiſen durch den Orient unternahm, teilte dann in ſeinem vortrefflichen Werke „Voyage en Perse et autres lieux de l'Orient" (1711) die erſten vollſtändigen Inſchriften mit.

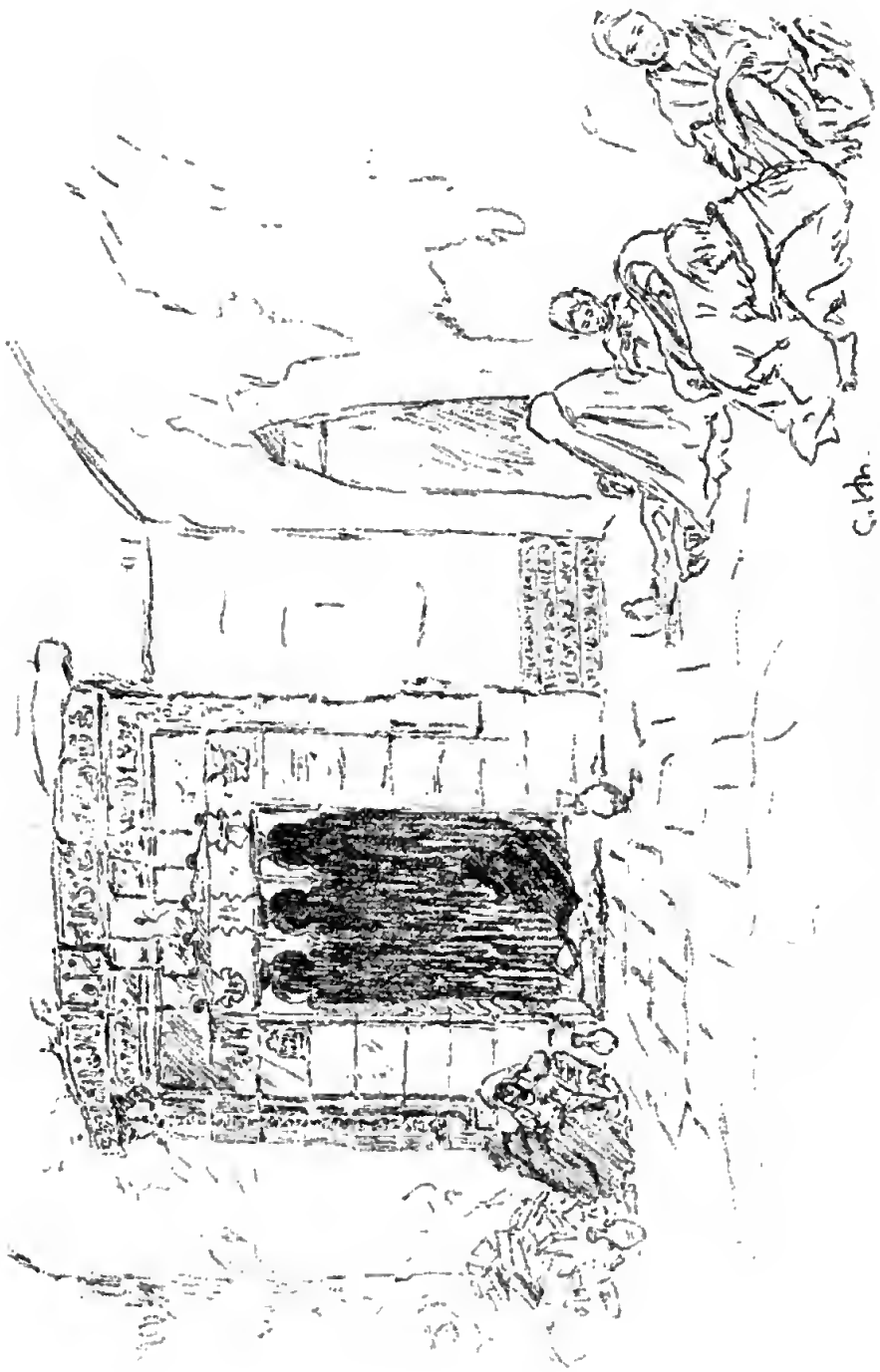
Minarett in Moſul.

Die neue Schrift hatte nur zwei Zeichen, den Keil und den Winkelhaken, der wieder aus zwei rechtwinklig zuſammengefügten Keilen beſtand. Der Keil ſtand ſenkrecht, wagerecht oder ſchräg, ſeine Spitze aber zeigte immer nur nach unten oder nach rechts, und der Winkelhaken öffnete ſich nur nach rechts. Durch Vervielfachung und verſchiedenartige

Gruppierung der Keile oder der Winkelhaken und durch mannigfaltige Verbindung beider Zeichen ſchienen Laut- oder Wortbilder geformt zu ſein, die ſich ohne Unterbrechung aneinanderreihten. Jede Rundung in den Schriftzeichen fehlte; ſie paßten ſich ganz dem harten Material an, in das ſie eingehauen waren.

Die Bedeutung dieſer Zeichen, meinte Chardin, werde man wohl niemals ergründen. Aber ſchon Pietro della Valle hatte die Vermutung geäußert, daß die merkwürdige Schrift von rechts nach links geleſen werden müſſe. Den Beweis dafür erbrachte der deutſche Forſchungsreiſende Carſten Niebuhr, der von 1761—1767 Arabien bereiſte, auch Perſepolis, die Hauptſtadt der altperſiſchen Achämenidendynaſtie, beſuchte und alle dort erreichbaren Inſchriften mit größter Genauigkeit kopierte. Er erkannte außerdem, daß jene beiden Zeichen, Keil und Winkelhaken, drei verſchiedene Schriftſyſteme bildeten, und daß dieſe drei Syſteme ſtets zuſammen vorkamen; ein- und derſelbe Text war offenbar in verſchiedenen Schriftarten eingegraben, die ſtets in gleicher Ordnung aufeinanderfolgten: erſt die einfachſte, bei der Niebuhr 42 verſchiedene, aus Keil und Winkelhaken gebildete Zeichen feſtſtellte, ihr folgte eine an Wort- oder Lautbildern reichere, und zuletzt kam die ſchwierigſte, die die beiden andern an Mannigfaltigkeit der Bilder übertraf. Eine Entzifferung der Schrift erſchien aber noch unmöglich, da man ja nicht wußte, welche Sprache ſich darunter verbarg.

Aber gerade das Rätſelhafte dieſer Schrift ließ den Scharfſinn der Gelehrten nicht ruhen. Im Jahre 1798 fand der Roſtocker Profeſſor Tychſen heraus, daß nach höchſtens zehn Keilſchriftzeichen regelmäßig ein einzelner ſchräger Keil wiederkehrte; das müſſe der Wortteiler ſein — eine Vermutung, die ſich vollkommen beſtätigte und für die weitere Forſchung grundlegend wurde. Schon vier Jahre ſpäter gelang es einem jungen deutſchen Schulmann namens Georg Friedrich Groteſend, ohne Kenntnis der morgenländiſchen Sprachen, nur durch geniale Kombination, des Rätſels Löſung zu finden. Es handle ſich, erklärte er, nicht um dreierlei Schriftarten, ſondern um drei verſchiedene Sprachen; die erſte und einfachſte müſſe die des Herrſcherhauſes, demnach die altperſiſche ſein, von der damals nur Bruchſtücke bekannt waren. Viele der ihm vorliegenden Inſchriften, die Niebuhr aus Perſepolis mitgebracht hatte, waren Unterſchriften unter Bildern alter Könige, und in dieſen Unterſchriften traten



Seitenportal der Grabmoſchee Imam Aneddin in Moſul.

beſtimmte Zeichengruppen regelmäßig auf. Dieſelbe Erſcheinung zeigte ſich in ſpätperſiſchen Denkmalinſchriften, die man damals bereits leſen konnte. Das immer Wiederkehrende waren die üblichen Titel: König, König der Könige, großer König. Da nun dieſer Kurialſtil im Morgenland durch die Jahrtauſende hindurch derſelbe geblieben iſt, ſchloß Grotefend, daß dieſe gleichartigen Zeichengruppen der Keilinſchriften eben dieſe Titel ausdrückten. Den Titeln vorauf pflegten in den neuperſiſchen Inſchriften die Namen zu gehen, teils im Nominativ, teils, wenn auch der Vater eines Königs genannt war, im Genitiv; derſelbe Name mußte ſich alſo in zwei Formen finden, einmal im Nominativ, dann mit der geänderten Flexionsendung des Genitivs. Auch dieſe Annahme ſtimmte, und aus der Form der Titulaturen auf den von ihm zugrunde gelegten Inſchriften ſchloß Grotefend weiter, daß darin nur von drei aufeinanderfolgenden Königen, Großvater, Vater und Sohn, die Rede ſein könne. Da die drei Namen verſchieden waren, erlaubte die Geſchichte der Dynaſtie nun den weiteren Schluß, daß jene Inſchriften von Hyſtaſpes, Darius und Xerxes berichteten. Die richtigen altperſiſchen Formen jener Namen zu finden, machte allerdings noch Schwierigkeiten, aber auf dieſem Wege gelang es Grotefend, von den zweiundvierzig Zeichen der erſten Schriftart elf vollkommen richtig zu deuten.

Mangel an Sprachkenntnis brachte ſeine Weiterarbeit ins Stocken, aber nun ſetzten berufene Orientaliſten, vor allem Eugen Burnouf und Eduard Laſſen, die Deutungsarbeit mit Erfolg fort. Zur gleichen Zeit entdeckte Sir Henry Rawlinſon als Offizier der perſiſchen Armee die berühmte Inſchrift des Darius Hyſtaſpes auf einer ſteilen Felswand des Berges Behiſtun bei Kirmanſchah, und angeregt und gefördert durch die deutſchen Forſchungen begann er nach gründlichem Studium der morgenländiſchen Sprachen die Entzifferung ſeines Fundes, die er 1847 vollendete. Grotefends Kombinationen hatten ſich als vollkommen richtig erwieſen, und das rätſelhafte Schweigen der Keilſchrift war damit gebrochen, wenigſtens der einfachen, deren Sprache zwar nicht das altperſiſche Zend, aber doch nahe damit verwandt war.

Die beiden anderen Sprachen, die jedesmal Überſetzungen der erſten waren, machten größere Schwierigkeiten. Aber auch ſie wurden überwunden. In der zweiten Sprache erkannte man das Elamitiſche oder

Susische, und in der dritten, die erst nach den Ausgrabungen in Mesopotamien, wo man reichliches Vergleichsmaterial fand, gedeutet werden konnte, die babylonisch-assyrische, deren Geheimnis von Rawlinson, de Saulcy, Hincks und Oppert ergründet wurde. Die babylonisch-assyrische Sprache erwies sich als semitisch, also mit dem Hebräischen, Phönizischen, Arabischen und Äthiopischen verwandt. In Deutschland führten dann Eberhard Schrader (gestorben 1908) und Friedrich Delitzsch die Assyriologie zum Siege; der erstere hat bereits einige Generationen von Schülern, die sich der jungen Wissenschaft von der alten Geschichte der Menschheit mit unbestrittenem Erfolge widmen.

Die Keilschrift wurde, wie schon erwähnt, von den Sumerern erfunden, sie war also ursprünglich für eine nichtsemitische Sprache berechnet. Sie bestand aus begrifflichen Wort- und lautgemäßen Silbenzeichen, während die reinen Lautzeichen völlig fehlten. Als nun die semitischen Einwanderer die Schrift übernahmen, um ihre Sprache darin auszudrücken, entstanden so viel Schwierigkeiten und Undeutlichkeiten, daß sie auch im Altertum nur von Gelehrten gelesen werden konnte. Die babylonisch-assyrische Sprache, in dieser Schrift ausgedrückt, war spätestens im zweiten vorchristlichen Jahrtausend in der ganzen vorderasiatischen Welt allgemein üblich. Daß sich die assyrischen Gelehrten Jahrtausende lang einer so verwickelten Schrift mit ihren ungeheuerlichen Begriffszeichen und übrigen Sonderbarkeiten bedienten, spricht nicht eben für ihren praktischen Sinn. Umsomehr aber muß man den Scharfsinn und die Energie der europäischen Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts bewundern, denen es gelang, das Dunkel zu zerstreuen und den Schleier zu heben, der bis dahin die Kulturgeschichte von Jahrtausenden verhüllt hatte. —

Zum Schluß noch einige Worte über die in Ninive gefundene Bibliothek Sardanapals, die älteste Bibliothek der Welt. Sie besteht aus 22000 Tontafeln. Die Schrift auf diesen Tafeln wurde in den Ton eingeprägt, während dieser noch weich war; man erkennt darauf sogar die feinen Linien der Fingerhaut. Dann wurden die Tafeln gebrannt. Jede Tafel ist ein Blatt; mehrere bilden ein Buch oder eine Serie. Ihre Zusammengehörigkeit ergibt sich aus besonderen Aufschriften. Sie ermöglichen uns, 2500 Jahre nach dem Verschwinden der Assyrier die Schätze ihrer Buchkammern zu ordnen. Diese einzigartige Bibliothek

iſt ein vollſtändiges Kompendium der aſſyriſchen Kultur und der Weisheit jener Zeit und zugleich ein unvergängliches Denkmal eines der größten Könige des Altertums.

Die hiſtoriſche Erzählungskunſt der alten Aſſyrier iſt vielſeitig und genau und zeichnet ſich durch eine achtenswerte Geſchicklichkeit in der chronologiſchen Anordnung aus. Das Archiv Sardanapals enthält

Petros Karſo, Chaldäer in Moſul.

Schilderungen des Lebens der Könige, ihrer Feldzüge, ihrer Bauunternehmungen und ihrer Regierungshandlungen zum Beſten des Volkes und zur Größe des Reiches. Da finden ſich Briefe und Befehle an und von Landeshäuptlingen und Vaſallen, Proklamationen, Bittſchriften, Privatſchreiben, Handelsverträge, Orakel und Adreſſen an den Sonnengott, Anweiſungen für die Opferrituale, die mit den Vorſchriften im Buche Moſes viele Züge gemeinſam haben, Gebete und Hymnen, die von

den Sumerern übernommen sind und die Namen und Funktionen der verschiedenen Götter enthalten — ja in dieser uralten Bibliothek fand sich auch der babylonische Schöpfungs- und Sintflutmythus, der viele Berührungspunkte mit der Bibel aufweist.

Der babylonische Sintflutbericht ist in Kürze folgender: „Auf göttliche Eingebung hin baut Sisitnapischtim, der babylonische Noah, die Arche, beladt sie mit Gold, Silber und Lebenssamen aller Art, bringt seine Familie, seine Angehörigen, Vieh und Getier des Feldes an Bord und verschließt die Schiffstüren. Dann kommt die Sintflut als eine Strafe der Götter für die Bosheit der Menschen. Sobald das Morgenrot aufleuchtete, stieg vom Fundament des Himmels eine schwarze Wolke empor. Der Sturmgott donnert darin, und Nebo und Marduk schreiten voran. Die Herolde ziehen über Berg und Tal, den Schiffsanker reißt Nergal los. Ninib geht dahin und läßt einen Angriff folgen. Die Annunaki erheben ihre Fackeln und lassen das Land mit deren Glanz erglühen. Adads Ungestüm dringt bis zum Himmel hinan, und alles Licht wird verwandelt in Finsternis. Sechs Tage und sechs Nächte rasen die großen Wasser. Dann beruhigt sich das Meer. Die Sturmflut hört auf, und die Arche sitzt auf dem Berge Nissir fest. Am siebenten Tage ließ ich eine Taube hinaus und los. Die Taube flog fort und kam zurück; da aber kein fester Grund da war, kehrte sie um. Sisitnapischtim läßt nun eine Schwalbe ausfliegen. Auch sie kehrt zurück, ohne festen Grund gefunden zu haben. Schließlich schickte er einen Raben aus, der sah das Wasser schwinden und kam nicht zurück. Da ließ Sisitnapischtim alle Menschen und Tiere hinausgehen und opferte auf dem Gipfel des Berges. Die Götter rochen den Duft, und Bel ließ sich bewegen, in Zukunft die Sünden der Menschen anders als durch die Sintflut zu bestrafen, nämlich durch wilde Tiere, Hungersnot und Pestilenz."

Dieser Bericht gelangte später in das Land Kanaan und findet sich im 1. Buch Moses wieder, wo er jedoch, wie Delitzsch zeigt, in weniger ursprünglicher Gestalt vorliegt.

Sardanapals Bibliothek enthält ferner die ältesten medizinischen „Handbücher" der Welt. Sie beschreiben die physischen und psychischen Krankheiten, ihre Heilmittel und die Beschwörungen dagegen. Geisteskrankheiten galten als Werke der Dämonen. Traumbücher sprechen von

Träumen und ihrer Auslegung. Die Deutung der Vorzeichen war eine Wiſſenſchaft für ſich. Man prophezeite die Regierungszeit der Könige, die Siege, die ſie erringen ſollten, und das Glück, das ſie genießen würden. Man ſprach im voraus über bevorſtehende Ereigniſſe, über Seuchen, Kriege und Heuſchrecken, über Ernte, Jagd und Fiſchfang. Die Bewegungen der wilden Tiere, das Verhalten der Haustiere, der Flug der Vögel, der Biß der Skorpione — alles hatte ſeine Bedeutung, die ſich den Weiſen offenbarte. Aus der Leber des Schafs zog man Schlüſſe, ebenſo aus der Art des Seſamöls und den Farbenabſtufungen der Waſſeroberfläche — es war das, ſagt Bezold, die Lehre von den Interferenzfarben, die 4000 Jahre ſpäter von Newton unterſucht wurden. Das Wetter und ſeine Elemente hatten gleichfalls große Bedeutung, und zukünftige Ereigniſſe wurden von den Wolken, ihren Bewegungen und ihrer Ähnlichkeit mit Tieren, abgeleſen. Zahlloſe aſtrologiſche Prophezeiungen finden ſich in Sardanapals Bibliothek. So z. B.: „Eine Mondfinſternis am 11. Tag wird Verderben über die Länder Elam und Phönizien bringen, Glück aber dem Könige, meinem Herrn. Möchte das Herz des Königs, meines Herrn, ruhig bleiben."

Kurz nach Sardanapals Zeit entwickelte ſich die Aſtrologie zur Aſtronomie, und Babylon wurde die Heimat der aſtronomiſchen Beobachtung. Die Sternbilder des Stieres, der Zwillinge, der Fiſche hatten Namen, die noch bis in unſre Zeit fortleben. Die Ekliptik war in 360 Grade eingeteilt, der Tag in zwölf Doppelſtunden von 120 Minuten, und eine Doppelſtunde entſprach 30 Grad. Der 7., 14., 21. und 28. Tag jedes Monats war Gebetstag oder Sabbat, die Woche hatte alſo ſieben Tage. Allem Anſchein nach waren die alten Semiten des Zweiſtromlandes erſtaunlich bewandert in Mathematik.

So enthält Sardanapals Bibliothek den ganzen Schatz der babyloniſch-aſſyriſchen Kultur und berührt alle Gebiete geiſtiger Betätigung mit Ausnahme der des Dramas. Ohne jemals die Namen ihrer Verfaſſer zu nennen, kommen hier, wie an andern Stellen Meſopotamiens, immer neue Funde dieſer Art an den Tag, die unſre Kenntnis der Vorzeit wunderbar vervollſtändigen. Auch der Laie fühlt ſich davon unwiderſtehlich gefeſſelt, beſonders wenn er, wie ich, ſo glücklich war, dies erinnerungsreiche Land ſelbſt zu durchwandern.

Indiſche Gefangene auf dem Weg nach Demir-kapu.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Über Mardin zurück nach Aleppo.

Mit meinem Beſuche Ninives war der erſte Teil meiner diesmaligen Reiſe abgeſchloſſen. Der zweite, über den ich in einem beſonderen Buche berichten werde, ſollte in Jeruſalem ſeinen Höhepunkt finden. Der einfachſte Weg dorthin ging über die türkiſche Etappenſtraße Neſibin—Ras-el-Ain zurück nach Aleppo. Begangene Pfade aber haben mich nie gereizt. Um ſo verlockender erſchien mir der Verſuch, das Zweiſtromland Dſcheſire und die ſyriſche Wüſte zu durchkreuzen und ſo Paläſtina zu erreichen.

Ohne ſtarken Schutz wäre dieſer Weg aber ſehr unſicher geweſen. In dieſem Teil des Dſcheſire haben die Schammar-Araber mehrere ihrer Sommerlager, und ſie pflegen mit hergelaufenen Reiſenden nicht viel Federleſens zu machen. Dennoch ſchien ſich mein Wunſch erfüllen zu wollen, denn der Stammhäuptling der Schammar-Araber, der mächtige Homedi, war dem deutſchen Konſul Holſtein in Moſul, in deſſen Haus

ich verkehrte, ſehr ergeben. Homedi hatte eben jetzt ſein Hauptquartier bei der alten arabiſchen Stadt Hatra, 90 Kilometer ſüdweſtlich von Moſul, und der Konſul erbot ſich, ihn rufen zu laſſen und mich ſeinem mächtigen Schutze anzuvertrauen. Er ſollte mich unter ſtarker Beduinenbedeckung durch die Wüſte geleiten laſſen.

Schon waren die Kamele für dieſe Wanderung beſtellt und alles reiſefertig, als ſich unüberſteigliche Hinderniſſe meinem Plan entgegenſtellten. Bis Hatra, erklärten Homedis Vertreter in Moſul, könne ich ohne Schwierigkeit kommen, da ſich an mehreren Stellen dieſes Weges Trinkwaſſer finde. Von da bis Der-es-Sor am Euphrat, auf einer Strecke von 240 Kilometern, gebe es nur zwei Quellen mit ſalzhaltigem Waſſer, das zur Not auch trinkbar ſei. In dieſem Sommer aber ſeien beide Quellen, wie die ganze Gegend, derartig von Heuſchrecken überſchwemmt, daß ſich ſtatt des Waſſers nur ein Brei toter Inſekten finde, und nicht einmal die Beduinen dieſen Weg zu benutzen wagten.

So blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit der 320 Kilometer langen Etappenſtraße zu beſcheiden. Profeſſor Tafel, der den Auftrag erhalten hatte, die Euphratufer zu vermeſſen, ſchloß ſich mir an, und Konſul Holſtein hatte mir noch zwei Deutſchruſſen zugeführt, die bei Kriegsbeginn in Kaukaſien interniert, aber von dort geflüchtet waren und unter fabelhaften Abenteuern vor einem Monat Moſul erreicht hatten. Sie wollten nach Deutſchland zurück, um ins Heer einzutreten, und da ich in meinen beiden Wagen, einer herrlichen, uralten, vierſpännigen Karoſſe, die mir Dr. Jaromylek verſchafft hatte, und einem Laſtfuhrwerk Platz genug hatte, ließ ich mir dieſe Begleitung gerne gefallen.

Am 20. Juni verabſchiedete ich mich von dem Herzog und ſeinem Gefolge, das ſich um Major Gravenſtein, Hauptmann von Stülpnagel, Graf Kanitz, den Archäologen Dr. Herzfeld und etliche Offiziere vermehrt hatte, und beim nächſten Morgengrauen brachen wir von Moſul auf. Tafel und ich fuhren in meiner Droſchke; dann folgten unſere drei Laſtwagen mit Gepäck und Beſatzung, und ſchließlich auf arabiſchen Pferden unſre aſiatiſche Begleitung, darunter mein Diener Sale und zwei Gendarmen, die für unſere Sicherheit haften ſollten. Denn noch vor zwei Tagen waren auf unſerm Wege türkiſche Offiziere aus einem Hinterhalt

von Schammar-Arabern angeschossen worden. Ein deutscher Arzt, der zum Stabe des Herzogs stoßen sollte und desselben Weges kam, hatte sich der Verwundeten angenommen. Ähnliche Überfälle, noch dazu am hellichten Tage, waren nichts Seltenes. Die Türken hatten also auf dieser Etappenstraße, der zukünftigen Linie der Bagdadbahn, durch die Unzuverlässigkeit der Araber mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Die deutsche Uniform und besonders der große weiße Tropenhelm galten übrigens als der wirksamste Schutz gegen derlei Überraschungen.

Halil, Araber in Amuda.

Schon hinter der ersten Gendarmeriestation, dem Dorfe Humedad, ertönte denn auch vor uns plötzlich ein Schuß. Die Wagenkolonne blieb stehen, Tafel warf sich auf eines seiner Pferde und ritt mit den Gendarmen den verdächtigen Gestalten entgegen, die sich vor uns zeigten. Es war aber nichts als eine harmlose Mauleselkarawane, und ihre Begleiter hatten nur deshalb geschossen, um uns, falls wir etwa Straßenräuber seien, darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht ohne Waffen seien.

Als wir in der folgenden Nacht am Bache bei Högna rasteten, wurden wir durch Pferdegetrappel, rasselnde Wagen und deutsche Kommandorufe aus dem Schlafe geweckt. Eine Geschützbatterie zog heran, ihr folgten eine Trainkolonne und eine Karawane von 600 Lastkamelen. Der Batterieführer ließ in unserer Nähe biwakieren, an demselben Bache, in dem einst die Reiter des Parmenion ihre Pferde tränkten. Die

Soldaten trugen leichte, feldgraue Uniformen und unter dem Tropenhelm ein herabhängendes Tuch, das Nacken und Hals ſchützte. Auch eine Mauleſelkarawane unter Leutnant Erdmann, die von Moſul nach Aleppo zog, fand ſich hier ein. Der Weg nahm immer mehr den Charakter einer Etappenſtraße an. Deutſche und türkiſche Truppenabteilungen zogen nach Oſten an uns vorüber, gefallene Laſttiere lagen am Wege, und bei Auenat war ein ganzes Zeltlager deutſcher Offiziere emporgewachſen.

Auenat liegt am Rande der Wüſte, und die nächſten 55 Kilometer mußten in ſchnellſter Fahrt ohne Aufenthalt zurückgelegt werden, da die

Deutſche Truppenabteilung in der Wüſte.

Schammar-Araber dieſe Gegend unſicher machten. Unſere Gendarmen hatten uns verlaſſen, und neue hatten wir nicht auftreiben können; dafür hatte ſich Leutnant Erdmann mit ſeinen vier Burſchen und ſeinen Mauleſeln uns angeſchloſſen. Die elfſtündige Fahrt verlief aber ohne jeden Zwiſchenfall. Wir begegneten nur einer großen deutſchen Karawane und überholten eine kleine türkiſche, der wir nicht wenig Angſt einjagten; außerdem ſahen wir nur Züge engliſcher und indiſcher Gefangenen die ſich mühſam vorwärtsſchleppten; wer zuſammenbrach, blieb rettungslos liegen. Zwei Inder hatte dies Schickſal ereilt, ihre Leichen lagen an der Straße. Im Weſtnordweſten loderte ein Steppenbrand wie ein Fackelzug durch die Nacht.

Die deutsche Fahrkolonne bricht von Aucnat auf.

Türkiſche Kamele bei Anenat.

Digitized by Google

Am Morgen war die Gefahrzone überwunden, und wir hielten am Ufer eines lieblichen Baches, der das Tal von Demir-kapu (d. h. Eisentor) durchrieselt, eine wohlverdiente Rast. Hier war ein Nokta, ein Gendarmerieposten bzw. eine Garnison; ein paar Hütten standen neben etlichen Feldern, auf denen Melonen und Gurken gezogen wurden. Der Bach wimmelte von Fischen, und zahme Enten schwammen darauf. An einem Hügel lagerten türkische Truppen, in ihrer Nähe englische Gefangene, und am Abend ratterte eine Kolonne von vierzig deutschen Lastautomobilen auf dem Wege nach Bagdad an uns vorüber.

Imastuhi Mamikian, 25jährige Armenierin aus Trapezunt.

Am andern Morgen, dem Sonnwendtag, waren wir lange vor Sonnenaufgang schon auf dem Marsche und erreichten am Mittag Nesibin, wo wir unter üppigen Bäumen am Ufer eines Armes des Dschardschar, der ein Nebenfluß des Chabur ist, ein erfrischendes Bad nahmen und den Rest des Tages bei 38,6 Grad Hitze ausruhten. Die Basare waren des Sabbaths wegen geschlossen, denn der ganze Handel liegt in den Händen der Juden, und keine Gurke war aufzutreiben. Obendrein hatten die vorüberziehenden Gefangenen alles aufgekauft, so daß sich auf dem ganzen Wege ein Mangel an Lebensmitteln bemerkbar machte.

Am 25. Juni brachen wir beim ersten Vogelzwitschern wieder auf und rollten durch die Dorfstraße, wo die Jüdinnen ihre Wasserkrüge

Inder tragen trockenes Holz in ihr Lager.

aus einem ſchmutzigen Kanal füllten, weiter nach Weſten. Die aufgehende Sonne beleuchtete wirkungsvoll die Oſtfront der großen alten Feſtung Neſibin mit ihren Fenſtern und Schießſcharten in der viereckigen Mauer. Dann folgte Dorf auf Dorf. In Kaſr Serdſche-han ſtand eine Schar eben ausgehobener kurdiſcher Rekruten unter Bewachung einiger türkiſcher Feldwebel, und eine alte Frau weinte und zankte mörderlich, weil ihr Sohn zu den Ausgehobenen gehörte. In Amuda mußten wir einen Tag und eine Nacht verweilen, weil Profeſſor Tafel am Fieber erkrankt war. Das Dorf hatte, wie dieſe ganze Gegend, kurdiſche

Indiſche Zelte bei Diger.

Bevölkerung; der Bürgermeiſter war trotzdem ein alter Araber, in deſſen Haus eine junge Armenierin diente, die man aus Trapezunt fortgeſchleppt hatte. Sie bat uns inſtändig, ſie aus dem harten Dienſt zu befreien und mit nach Europa zu nehmen. Es war uns natürlich unmöglich, ihren Wunſch zu erfüllen.

Am 26. erreichten wir das wohlbekannte Bir-dava, wo ich drei Monate vorher die troſtloſen Regentage verbracht hatte. Von hier aus machte ich einen Abſtecher nach Mardin, der überaus maleriſchen Felſenſtadt, deren Häuſer und Minarette wie Schwalbenneſter an den Abhängen des Gebirges im Norden hängen. Aus dem flachen, eintönigen Tiefland Meſopotamiens wieder einmal in eine Berglandſchaft mit wilden

Formen und immer wechſelnden Ausblicken emporzuſteigen, war ein köſtlicher Genuß. Die Stadt mit ihren 30000 Einwohnern liegt 930 Meter hoch, und über ihr auf dem ſenkrechten Gipfel des Kalkſteinberges erhebt ſich in 1300 Meter Höhe die Ruine der alten Feſtung.

Durch das neue ſchöne Stadttor führte eine gewundene, glatt gepflaſterte Straße ſo ſteil empor, daß immer wieder Steine unter die Hinterräder meiner Karoſſe geſchoben werden mußten, um deren Zurückrollen zu verhindern, und auch die horizontaler gelegene Baſarſtraße, die Hauptverkehrsader der Stadt, war ſo eng, daß mein Wagen nicht

Neſibin.

einmal in den Hof eines Hans einbiegen konnte, ſondern draußen ſtehen bleiben mußte. Ein alter türkiſcher Veteran in verſchliſſener Uniform führte mich zum Muteſſarrif zur Durchſicht meiner Papiere und dann in ein Kavekhane, ein gewaltiges, auf acht Säulen ruhendes Gewölbe, das von braunen Orientalen dicht beſetzt war. Es waren Flüchtlinge aus Erſerum, Trapezunt, Wan und Bitlis; ſie rauchten ihre Pfeifen oder Zigaretten, ſpielten Karte, nippten an ihren Tee- oder Waſſergläſern und vertrieben ſich ſo in anſprechender Nüchternheit die Zeit. Im kühlen Schatten genoß man durch die Fenſter und von einem Altan aus die herrlichſte Ausſicht auf die meſopotamiſche Ebene; dort war unſere Straße nach Neſibin, die wir eben gekommen waren, hier die nach

Bodſa, 12jähriges kurdiſches Mädchen in Amuda.

Tell-Ermen, die ich am Abend einſchlagen ſollte. Zu eſſen aber gab es hier nichts; dazu mußte ich eine andere Gaſtwirtſchaft aufſuchen, die hauptſächlich von türkiſchen Offizieren und Beamten beſucht wurde. Hier gab es Dolma (gehacktes Fleiſch in Kohlblättern), Joghurt und Brot. Im übrigen waren die Baſarläden ausverkauft; die nach Kaukaſien ziehenden Soldaten hatten alles Eßbare mitgenommen.

Die Kalkſteinkette, auf der Mardin liegt, gehört zum Gebirgsſyſtem Tur-Abdin und fällt nach Norden ſo ſteil ab, daß die Gaſſen der amphitheatraliſch gebauten Stadt in die blaue Luft hineinzuführen ſcheinen; man muß bis an den Rand hintreten, um ſich zu überzeugen, daß die Erde dort nicht aufhört, ſondern ſich in der Tiefe noch feſtes Land befindet. Der Weg zu der urſprünglich römiſchen Feſtung hinauf iſt herrlich. Die ganze Stadt mit ihren viereckigen Häuſern und Höfen, ihren ſchmalen Gaſſen, ihren Moſcheen und ſpitzen Minaretten liegt wie auf einer Karte ausgebreitet da; die Abhänge fallen ohne hügelige Übergänge jäh zur Ebene hin ab. Der Aufſtieg zur Feſtung führt an hohen Felswänden, Klüften und Grotten vorüber und endet in einer in den Fels gehauenen ſteilen Treppe.

Am Rande des ganz ebenen Berggipfels ſtanden einige alte Kanonen, die ihre Schlünde ſchützend über die Stadt richteten. In den Ruinen der alten Feſtungsmauern und -türme war ein Lagerplatz kurdiſcher Deſerteure; durch die Straßen der Stadt dort unten zog eben wieder eine neue Schar ſolcher Memmen herauf; niedergeſchlagen waren ſie nicht, denn ihr lauter Geſang hallte in den Bergen wider. Im Norden öffnete ſich ein breites Tal, durch das die Straße nach Diarbekr führt, zwei Tagereiſen nach Nordnordweſt. Die nächſten Gebirgskämme erſchienen höher als der von Mardin. Dahinter war das Land ganz flach; nur in größerer Entfernung hoben ſich die blauen Farbentöne weiterer Berge ab. Der ſüdliche Abhang des Bergrückens von Mardin war mit Obſtbäumen bewachſen; dort gediehen Äpfel, Birnen, Walnüſſe, Mandeln, Granatäpfel und auch Wein; doch herrſchte der graue Kalkſtein mit ſeiner einförmigen Öde vor.

Im weſtlichen Stadtteil beſuchte ich einige ſyriſche Steinhäuſer mit ihren kleinen, ſchattigen Höfen, auf denen Frauen und Kinder unter ſchattigen Arkaden ſich aufhielten. An der ſyriſchen Kirche empfingen mich mehrere graubärtige Prieſter in ſchwarzen Turbanen und ſchwarzen Mänteln und einige Brüder in ſchwarzen Schleiern mit ſilbernen Kreuzen auf der Stirn führten mich umher. Ein Teil der Kirche war jetzt als Krankenhaus eingerichtet. Mardin hat auch chaldäiſche und armeniſch-katholiſche Kirchen und Klöſter; anderthalb Stunden öſtlich liegt zwiſchen Hügeln das im Jahre 1900 erbaute Kloſter Der-es-Saferan. Mehr

als die Hälfte der Einwohner von Mardin ſind Chriſten, die übrigen Mohammedaner und Kurden. Der griechiſch-unierte Patriarch hat hier ſeine Reſidenz; auch hat Mardin eine römiſch-katholiſche und eine amerikaniſche Miſſionsſtation. Der letzteren, die im äußerſten Weſten der Stadt liegt und kürzlich den fünfzigſten Jahrestag ihrer Gründung feiern konnte, ſtattete ich einen Beſuch ab und traf dort einige liebenswürdige Amerikanerinnen, Frau Dewey und ihre Tochter und Fräulein Graf. Einer der Miſſionare lag krank darnieder; er hatte nicht weniger als neununddreißig Jahre hier zugebracht, was bei aller ent-

Moſchee in Mardin.

zückenden maleriſchen Schönheit dieſes Felſenneſtes doch zum Verzweifeln ſein muß.

Die Rückfahrt geſtaltete ſich ein wenig dramatiſch. Auf der ſteilen Straße geriet meine Karoſſe ins Rollen, die Bremſe verſagte, die beiden Pferde glitten aus, eines ſtürzte, und die Deichſel ſtieß gegen eine Mauer und zerſprang wie Glas. Eine neue Deichſel war nicht aufzutreiben, die alte mußte daher bei einem Schmied im Baſar notdürftig geflickt werden. Bis ſie fertig war, ſchrieb ich in meinem Wagen mein Tagebuch, wobei mir eine Schar von Jungen und Erwachſenen neugierig zuſah. Darüber brach der Abend herein.

Endlich kam der Gendarm, den mir der Muteſſarrif mitgegeben hatte, mit der Deichſel an, und wir fuhren langſam weiter. Zwei Pferde

hatte ich mit einem kleinen Stallburſchen bis zur erſten Wegbiegung vorausgeſandt. Aber als wir jetzt dort anlangten, war der Junge nicht zu finden. Sale mußte auf dem Pferd des Gendarmen in die Stadt hinauf zurückreiten, entdeckte aber auch dort nichts von dem Flüchtling. Unterdes ſetzte ich meine Fahrt nach abwärts unter großer Vorſicht fort, jeden Augenblick bereit, aus dem Wagen zu ſpringen, wenn in dem zunehmenden Dunkel die Pferde auf der abſchüſſigen und gewundenen Straße einem Abhang zuſtrebten. Ich atmete auf, als wir endlich wieder glücklich in der Ebene waren.

Bei ſtockfinſtrer Nacht erreichten wir das Dorf Gulli, wo das wahnſinnige Gekläff der Hunde die ganze Bewohnerſchaft munter machte. Hier raſteten wir drei Stunden. Dann ging es weiter nach Charabilme, wo die Deichſel abermals in Stücke ging und die Pferde in die Seiten ſtieß. Dieſe wurden ſcheu und ſtürmten in die Steppe hinaus. Sale ſprang vom Wagen und blieb wie tot liegen. Als der Kutſcher endlich die Tiere zum Stehen brachte, eilten wir zu dem Verunglückten zurück und fanden ihn, zwar mit geſchundener Stirn und blutenden Knien, aber ſonſt unverletzt. Nun flickten wir die Deichſel ſo gut es ging zuſammen, und der Kutſcher führte die Pferde am Zügel. Darüber wurde es Tag, und um $^1/_2 5$ Uhr langten wir endlich in Tell-Ermen an.

Nach langem Suchen fand ich dort meine Reiſekameraden Tafel und Erdmann. An ſofortigen Aufbruch war aber nicht zu denken. Profeſſor Tafel hatte ſich noch nicht erholt, einer der Kutſcher war ebenfalls erkrankt, und ein glühend heißer Sturm, der die Temperatur auf über 40 Grad erhöhte und unſer kleines Zeltlager unter erſtickenden Staub- und Sandwolken begrub, erweckte die größte Beſorgnis für das Schickſal der Patienten. Obendrein fehlte noch immer der Stalljunge mit den beiden Pferden, und eines unſerer Reitpferde ſchwebte ebenfalls zwiſchen Tod und Leben. Zwei Mann mußten nochmals nach Mardin zurückreiten, um die erſteren zu ſuchen. Ohne eine Spur von ihnen entdeckt zu haben, kehrten ſie zurück. Aber faſt gleichzeitig mit ihnen traf auch der Vermißte bei uns ein; er hatte ſich ſchon in Mardin verirrt und ſich am Morgen einigen Syriern angeſchloſſen, die nach Tell-Ermen fuhren. Es war eine Leiſtung von dem zehnjährigen Bengel, mitten durch die überall auftauchenden Soldaten, die alles requirierten, was

Sale in Aleppo.

ſich an Pferden und Wagen fand, ſeine beiden Gäule ohne Beſchlagnahme durchzubringen, und ſtatt der Schelte, die er wohl erwartet hatte, empfing ihn ein tüchtiges Frühſtück als Lohn für ſeine Gewandtheit.

Am Abend ſtellte ſich glücklicherweiſe Regen ein, und am Morgen des 28. Junis war die Temperatur auf 20,1 Grad gefallen, ſo daß uns die „Kälte" durch Mark und Bein ging. Sie erfriſchte aber die Kranken, ſo daß wir unſere Fahrt auf der jetzt vortrefflichen Straße fortſetzen konnten. Starke türkiſche Truppenabteilungen, Trainkolonnen und Kamelkarawanen zogen an uns vorbei oder raſteten am Wege. Auch engliſche und indiſche Gefangene waren wieder auf dem Marſche; ſie mochten Gott danken, daß ſie glücklich bis in die Nähe der Eiſenbahn gelangt waren. Über die beiden Arme des Dſchirdſchib führten jetzt feſte Brücken, und an der Fortſetzung der Bagdadbahn nach Oſten wurde mit Hochdruck gearbeitet.

Am Nachmittag erreichten wir glücklich Ras-el-Ain, wo uns der Etappenkommandant Dr. Reuther, der bekannte Archäologe, begrüßte. In ſeiner und ſeiner Gäſte Geſellſchaft verbrachten wir den letzten gemeinſamen Abend, den ein gewaltiger Steppenbrand im ganzen Umkreis von Ras-el-Ain denkwürdig machte.

Am nächſten Morgen brachte mich der Frühzug quer durch die ſchon bekannten öden Flächen, auf denen noch immer die Schafe in der Sonnenglut weideten und die Nomaden in ihren ſchwarzen Zelten hauſten, wieder zurück nach Aleppo.

Phot.: Koldewey. Aſſarhaddon-Ziegel von Eſagila.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Aſſyrien und Babylonien.

Die Schilderung meiner Fahrt durch Meſopotamien wäre unvollſtändig ohne eine kurze Überſicht über die Geſchichte dieſes Landes.

Die älteſten Urkunden und Kulturreſte Babyloniens ſtammen aus dem Anfang des 3. Jahrtauſends v. Chr. Verglichen mit den alten Denkmälern Ägyptens ſind ſie ärmlich. Das erklärt ſich, wie Eduard Meyer gezeigt hat, aus der Natur des Landes. Das einzige vorhandene Baumaterial waren Lehm und die daraus gefertigten Ziegel. Steine dagegen fehlten. Anders in Aſſyrien, das den Nordteil Meſopotamiens

umfaßte und zum Teil Gebirgsland war. Obgleich ſeine Kultur auf babyloniſcher Grundlage ruht, ſind ſeine erhaltenen Altertümer mannigfaltig, da Geſtein zur Hand war. Die Paläſte wurden mit Alabaſterplatten und Reliefbildern geſchmückt, und die Könige ließen ihre Annalen auf Steinzylinder und -prismen aufzeichnen. Außerdem haben, wie Meyer* hervorhebt, die Ruinen der aſſyriſchen Städte Aſſur, Kalach, Ninive, Dur Sargon, nachdem ſie 606 v. Chr. ſyſtematiſch zerſtört worden waren, zum größten Teil unberührt bis in unſre Zeit unter der Erde gelegen, während die babyloniſchen Städte im Lauf der Jahrhunderte mehrfach von Elamiten und Aſſyriern geplündert wurden. Das hiſtoriſche Material über Aſſyrien iſt daher viel reichhaltiger. Beſonders gut kennen wir das Zeitalter der großen Eroberer Aſſurnaſirpal (884—860), Salmanaſſar II. (860—824), Tiglat-Pileſer IV. (745—727) und Aſſurbanipal oder Sardanapal (668—626). Dieſe Glanzperiode zwiſchen dem 9. und 7. Jahrhundert liegt viel klarer vor uns, als die Geſchichte irgendeines andern orientaliſchen Reiches vor den Perſern. Aus der Geſchichte Babyloniens ſind lange nicht ſo viele Dokumente erhalten, beſonders zwiſchen 1926 und 745 klafft eine große Lücke. Auch die Königsannalen des neubabyloniſchen oder chaldäiſchen Reiches können ſich in keiner Weiſe mit denen der großen Aſſyrier meſſen, wenn auch manche Urkunden von Nebukadnezar (604—561) und Naboned (556—539) vorhanden ſind, die ſich jedoch, wie wir bereits ſahen, ſehr wenig mit der äußeren Geſchichte des Landes beſchäftigen. Aber die Städte Babyloniens hatten länger Beſtand und traten nach der Perſerzeit in engere Verbindung mit den Griechen. Deshalb waren die griechiſchen Geſchichtſchreiber, vor allem Herodot, über Babylonien viel beſſer unterrichtet als über Aſſyrien. Das babyloniſche Tiefland war auch in geographiſcher wie in hiſtoriſcher Beziehung der Schwerpunkt der ganzen Welt, die vom Taurus und vom Zagros begrenzt wird. Von hier

* Ich benutzte für dieſe Darſtellung ausſchließlich folgende Arbeiten: Eduard Meyer, „Geſchichte des Altertums“, 1913; C. Bezold, „Ninive und Babylon“, 1909; C. Bezold in Pflugk-Harttungs Weltgeſchichte (ſchwediſche Ausgabe von Hildebrand und Hjärne); Oscar Montelius, „Die älteren Kulturperioden im Orient“ (noch nicht erſchienen, aber vom Verfaſſer mir in der Korrektur freundlichſt zur Verfügung geſtellt); K. V. Zetterſtén, „De semitiska spraken“, 1914; Harald Hjärne in Wallis' „Weltgeſchichte“, 1875; Johannes Kolmodin in „Antikvarisk Tidskrift för Sverige“, 1916.

strahlte die Kultur nach allen Richtungen aus. Ich erwähnte schon, daß Xenophon über die Ruinen Ninives zog, ohne zu wissen, was sie bedeuteten; man erzählte ihm, es seien Überreste medischer Städte, die der Himmelsgott durch ein Wunder in die Hand der Perserkönige gegeben habe. Tatsächlich war das assyrische Reich mitsamt seinem Volk in einer großen Katastrophe verschwunden und lebte nur noch in der Sage weiter.

Das assyrische Reich wuchs aus der Stadt Assur hervor. Seine älteste Bevölkerung stammte aus Kleinasien. Das beweisen die Namen der Könige, die die ersten Tempel und Stadtmauern bauten. Der Name der Stadt, des Volkes und seines Gottes war derselbe. Im 1. Buch Moses, Kapitel 10, Vers 22, führt ihn auch derjenige von Sems Söhnen, der der Stammvater der Assyrier war: „Sems Söhne waren Elam, Assur, Arpakjad, Lud und Aram." Die ältesten Herrscher Assurs waren jedenfalls Vasallen der Könige von Sumer und Akkad. In Akkad gründete im Jahre 2225 v. Chr. der Amoriterhäuptling Sumuabu das Reich Babel, das sich unter Sumulailu (2211—2176) zum bedeutendsten unter allen Reichen Akkads entwickelte. Sumulailu baute Kanäle, Mauern, Tempel und einen goldenen Thron für Marduk, den Stadtgott von Babylon, und galt bei seinen Nachfolgern als der eigentliche Gründer Babyloniens und als Stammvater der Dynastie. Der sechste König dieser Dynastie, Hammurabi (2123—2081), führte Krieg mit Elam und Ur, unterwarf nach und nach ganz Sinear, nahm den Titel eines Königs von Sumer und Akkad an und trug das Gewand der sumerischen Könige, den Mantel und die Turbanmütze. Sein Steinbild ist erhalten: die Züge sind sumerisch — große Nase, langer Bart —, und nach Art der Beduinen trägt er kurzes Haupthaar und rasierte Lippen. Er heißt auch „König der vier Weltteile". Assur und Ninive waren ihm untertan. Assur hatte er dem Schutzgott seiner Dynastie, Marduk, dem Merodach der Bibel, wiedergegeben, und Ninives Tempel weihte er der Göttin Ischtar. Er errichtete in verschiedenen Städten Tempel, förderte Ackerbau und Viehzucht, erweiterte das Bewässerungssystem durch Kanäle und schützte das Land durch Dämme gegen Überschwemmungen, legte Straßen an, baute Transportschiffe, zog Steuern ein in Gestalt von Geld oder Getreide, Sesam und Datteln, unterdrückte das Räuberwesen,

baute zahlreiche Feſtungen, ſorgte für Sicherheit und Ruhe und hielt ein ſtehendes Heer. In alle Zweige der Verwaltung griff er ein und achtete auf pünktliche Ausführung ſeiner Befehle.

Religion und Kultus ſtanden unter ihm in hohen Ehren, und die Opfer wurden genau innegehalten. Am meiſten lagen ihm die Städte Sippar, Babel und Borſippa am Herzen. Viele andre Städte, z. B. Uruk, Larſa, Ur, Eridu und Nippur blieben heilig. Andre Orte aber, wie das ehedem glänzende Sirpurla, waren bereits zu Hammurabis Zeit verfallen, um nie mehr genannt zu werden. Man rechnete ſie alſo bereits vor viertauſend Jahren zum Altertum. Mit Recht ſagt Montelius, wenn die Blütezeit der altbabyloniſchen Kultur in die erſte Hälfte des 3. Jahrtauſends v. Chr. verlegt werde, ſo müſſe ihr Anfang noch viel weiter zurückliegen, und er zeigt, daß die erſtaunliche Kultur Babyloniens unter dem im 24. Kapitel erwähnten König Sargon I. die eines Kupferzeitalters geweſen iſt.

Das merkwürdigſte Denkmal aus Hammurabis Zeit iſt der $2^1/_2$ Meter hohe Dioritblock, der im Jahre 1901—1902 in Suſa entdeckt wurde, wohin ihn elamitiſche Eroberer im 12. Jahrhundert verſchleppten; ſonſt wäre er wohl kaum der Zerſtörung entgangen. In babyloniſcher Keilſchrift und in akkadiſcher Sprache bewahrt er in 282 Geſetzesparagraphen das älteſte corpus juris der Welt. Zu oberſt trägt er ein Bild des Königs, wie er die Geſetze aus den Händen Schamaſch's, des Sonnengottes von Sippar, in Empfang nimmt. Dieſer Block ſtand im Marduktempel Eſagila in Babel. Meyer nimmt an, daß bereits Sumulailu dieſe Geſetze erlaſſen, Hammurabi ſie nur geſammelt habe. Erſt nachdem er ganz Sumer, Akkad und Aſſyrien unterworfen hatte, konnte die Arbeit vollendet werden. Nach Zetterſtén ſetzt dieſer im typiſchen Geſetzesſtil abgefaßte Codex eine ſehr lange Entwicklung voraus und enthält wahrſcheinlich uralte Rechtsgebräuche, die zu einem ſyſtematiſchen Ganzen vereinigt ſind.

Die einzelnen Geſetze ſind kurz und beſtimmt; man hat entweder Recht oder Unrecht. Sie berückſichtigen alle Beziehungen der Geſellſchaft und des täglichen Lebens, ſie regeln das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Herren und Sklaven, zwiſchen Menſchen und ihrem Eigentum an Äckern, Kanälen und Vieh. Rind, Eſel, Schaf

und Schwein werden als Haustiere erwähnt, dagegen fehlt das Pferd. Erſt ums Jahr 2000 kommen, wie Meyer zeigt, die erſten Pferde nach Sinear. Ihre ideographiſche Schreibung „Eſel des Berglandes" beweiſt, daß ſie aus Perſien ſtammen. Man verwandte ſie niemals zum Reiten, ſondern nur zum Fahren, beſonders der Kriegswagen, die ſich in den folgenden Jahrhunderten über ganz Vorderaſien, Ägypten und Griechenland ausbreiten und nach dem 16. Jahrhundert dem Kampfbild ſein beſonderes Gepräge geben. Es dauerte noch Jahrhunderte, ehe das Pferd zum Reittier wurde.

Der letzte König aus Hammurabis Dynaſtie war Samſuditana (1956—1926). Unter ihm ging das Reich Babel nach dreihundertjährigem Beſtehen zugrunde. Aus den weſtlichen Gegenden Kleinaſiens drangen die Hettiter ein und eroberten und plünderten Babel. Das war die erſte Völkerwanderung in dieſer Zeit. Eine andre ging von Oſten aus und war ariſch.

Anderthalb Jahrhundert herrſcht Schweigen über die Hettiter in Sinear. Von ungefähr 1500 an aber läßt ſich die Geſchichte Babyloniens und Aſſyriens im Zuſammenhang behandeln. Eine Reihe von Kriegen zwiſchen beiden Ländern ſchloß ums Jahr 1260 damit, daß das babyloniſche Reich in das aſſyriſche aufging. Deſſen König war Tukultininib I. Durch innere Streitigkeiten verlor zwar Aſſyrien ſowohl Babylonien wie Meſopotamien wieder, erhob ſich aber dann unter dem mächtigen und kraftvollen Tiglat-Pileſer I. Er baute den Reichstempel für die Götter Anu und Adad wieder auf und unternahm Feldzüge gegen Phönizien und Armenien. Er ſchildert ſelbſt, wie er im Norden gleich einem Sturm des Adad, des Wettergottes, dreiundzwanzig Könige vernichtete, die ihre Heeresmaſſen und Streitwagen gegen ihn aufgeboten hatten. Mit ſeiner Lanzenſpitze verfolgte er ſechzig Könige bis an das „obere Meer", eroberte ihre Feſtungen, brannte ihre Städte nieder und verwandelte ſie in Schutthaufen und Ruinen.

Aſſurnaſirpal (884—860), von dem viele Urkunden berichten, drang im Norden und Weſten bis ans große Meer bei Tyrus und Sidon vor, wuſch in deſſen Waſſer ſeine Waffen und brachte ſeinen Göttern an der Küſte Opfer dar. Sein Sohn Salmanaſſar II. (860—824) ſchildert in ſtolzen Worten ſeine Triumphe in Syrien; er nahm Aleppo

ein, ſchlug die verbündeten Könige von Damaskus, Hamath und Iſrael aufs Haupt, unterjochte Babylonien und zwang die Fürſten der Chaldäer, Tribut zu zahlen. Gegen dieſelben Feinde kämpfte Tiglat-Pileſer IV., der Damaskus zu einer aſſyriſchen Provinz und Iſrael zum Vaſallen machte.

Salmanaſſar IV. belagerte Samaria, und Sargon II. (722—705) führte Aſſyrien auf die Höhe ſeiner Macht. Der König der Chaldäer, Merodach-Baladan, von dem Jeſaja in ſeinem 39. Kapitel ſpricht, unterwarf 721 Babylonien ſeiner Herrſchaft und ſchloß mit dem König von Elam einen Bund gegen Aſſyrien. Aber Sargon vertrieb ihn und herrſchte dann von der Küſte des Mittelmeeres bis zur Küſte des Perſiſchen Golfs. Der Chaldäerkönig eroberte zwar Babylonien wieder, verlor es aber zum zweiten Mal an Sanherib (705—681), einen der größten Herrſcher Aſſyriens. Merodach-Baladan ſchloß von neuem einen Bund mit Elam und andern Fürſten, doch ohne Erfolg. Seitdem hatte Babylon zwei Jahrhunderte lang keinen eigenen König.

Aufruhr im Weſten des Reiches zwang Sanherib gegen Juda aufzubrechen, wo er ſechsundvierzig feſte Orte eroberte. Von Jeruſalem aber mußte er, nach den bibliſchen Urkunden, unverrichteter Dinge abziehen. Auch gegen Medien kämpfte er nicht glücklich. Von dieſer Zeit an beginnt die aſſyriſche Großmacht zu ſinken.

Als erſte Reſidenz der aſſyriſchen Könige wird Aſſur ſchon im Jahre 2100 v. Chr. genannt. Mehrere Jahrhunderte hindurch behielt es ſeinen hohen Rang, und es blieb eine große Stadt bis zum Ende des aſſyriſchen Reiches. Salmanaſſar I. machte Kalach, das jetzige Nimrud, zum Sitz ſeiner Regierung. Sargon II. reſidierte in der von ihm gegründeten Stadt Dur Sargon, wo heute das Dorf Chorſabad liegt. Sanheribs, Aſſarhaddons und Aſſurbanipals Hauptſtadt war Ninive, der Kultort der Göttin Iſchtar, das ſeit 3000 v. Chr. bekannt iſt.

Aſſarhaddon (680—668) hielt das Reich auf der Machthöhe, die es unter ſeinem Vater beſaß. Unter ihm war das Verhältnis zwiſchen Elam und Chaldäa ruhiger als früher, er baute den Tempel von Babylon wieder auf und führte Krieg gegen König Tirhaka, den dritten Herrſcher in der 25. ägyptiſchen Dynaſtie; nach einem mühſeligen Zug

durch die Sinaiwüste drang er bis Memphis vor und machte Ägypten bis Theben zu einer assyrischen Provinz. Diese fiel jedoch wieder ab, und auf einem neuen Feldzug starb Assarhaddon.

Sardanapal (Assurbanipal), der letzte große König von Assyrien (668—626), zog ebenfalls gegen Ägypten und drang bis Theben vor, mußte aber den Feldzug aufgeben, da seine Heereskraft nicht ausreichte. Von da an ließen die Assyrier das Reich der Pharaonen in Frieden.

Eine andre Gefahr aber drohte Sardanapal. Sein eigener Bruder, der König von Babylon, trat an die Spitze eines Waffenbundes, der die Vorherrschaft Assyriens brechen wollte; Elamiten, Chaldäer, Aramäer, Araber und andre westasiatische Völker schlossen sich an, und ein Weltkrieg entbrannte. Nur durch Aufgebot seiner ganzen militärischen Macht und durch gewagte, aber rücksichtslos durchgeführte Operationen gelang es Assurbanipal, dem drohenden Verderben zu entgehen. Nach Eroberung von Kutha, Babylon und Sippar war die Macht Babylons gebrochen. Elam wurde für immer als Königreich vernichtet, und Sardanapal nahm 647 den Titel eines Königs von Babylon an.

Nach Bezold gebe ich hier ein Stück aus des Königs eigenem Kriegsbericht wieder: „Die Götter Aschschur (Assur), Sin, Schamasch, Adad, Bel, Nebo, die Göttin Ischtar von Ninive, die Königin von Kidmuru, und die Göttin Ischtar von Arbela, die Göttin Ninib, Nergal und Nusku, die vor mir hergingen und meine Feinde unterjochten, sie warfen Schamaschschumukin, den feindlichen Bruder, der mich befehdete, in einen brennenden Feuerschlund und vernichteten sein Leben. Diejenigen Leute aber, die Schamaschschumukin, den feindlichen Bruder, zu allen diesen Übeltaten verführt hatten, die den Tod gefürchtet und ihr Leben für kostbar gehalten hatten und sich nicht mit Schamaschschumukin, ihrem Herrn, in die Flammen gestürzt hatten, die zerstoben vor dem Gemetzel des eisernen Dolches, vor Mangel, Hungersnot und flammender Lohe und ergriffen einen Zufluchtsort. Das Netz der großen Götter, meiner Herren, aus dem kein Entrinnen möglich ist, warf sie nieder: kein Einziger entkam, keiner der Übeltäter entrann; durch meine Hand wurden sie mein. Wagen, Geräte und Baldachine, seinen Harem und das Hab und Gut seines Palastes brachten sie mir. Diesen Kriegern, die meinen Herren Aschschur gehöhnt und gegen mich, seinen ehrfurchts-

vollen Magnaten, Böſes geplant hatten, riß ich die Zunge aus und ſchlug ſie nieder ... Ihr zermetzeltes Fleiſch ließ ich Hunde, Schweine und Geier, Adler, die Vögel des Himmels und die Seefiſche freſſen. Durch ſolche Handlungen beruhigte ich das Herz der großen Götter, meiner Herren ... Den übrigen Babyloniern aber und den Kuthäern und Sipparenſern, die dem Gemetzel und dem Hungertod entronnen waren, ließ ich Gnade angedeihen; ich befahl, daß ſie am Leben bleiben ſollten, und wies ihnen Wohnſitz in Babylon an."

Über Sardanapals Ruhm zu ſeiner Zeit ſagt Hjärne: „So ſtand Aſſurbanipal in einem bisher nie geſehenen Glanz, gehärtet und ſiegreich im Kampf, umgeben von allem erdenklichen Überfluß und von aller Verfeinerung morgenländiſcher Kunſt und Weisheit. Die ganze gebildete Welt war von ſeinem Ruhm erfüllt. In der Ferne lauſchten in den dürftigen kleinen Städten der Hellenen wißbegierige Zuhörer ſtaunend den Berichten, die verſtändige Kaufleute und Reiſende von der märchenhaften Pracht des großen Sardanapal gaben. Sein Name ward bei ihren Nachkommen zum Sprichwort, und die unverſtändlichen aſſyriſchen Keilinſchriften, die hier und da in Kleinaſien zu ſehen waren, hielt man für Grabſchriften auf ihn. Die Dichter übten ihren Scharfſinn an angeblichen Deutungen und ließen Sardanapal eine Lebensweisheit des Genuſſes preiſen, die eher ſorgloſen Jüngern Epikurs anſtand, als dem leidenſchaftlich kämpfenden und glaubenseifrigen König von Aſſur: ‚Vergiß nicht, daß du als Sterblicher geboren biſt, und fülle daher dein Herz mit Mut, feſtlich dich freuend. Für den Toten iſt aller Genuß zu Ende; denn ſelbſt ich bin ja zu Aſche geworden, der Herr des herrlichen Ninive'."

Nun traten die indogermaniſchen Meder als Feinde Aſſyriens auf. Im Jahr 606 eroberten ſie unter Cyaxares Ninive und löſchten ſeinen Glanz für immer aus. Das neubabyloniſche oder chaldäiſche Reich wurde von Nabopolaſſar (625—604) gegründet und ging nach ihm auf Nebukadnezar II. über. Naboned, der letzte König dieſes Geſchlechts (556—539), unterlag im Jahre 539 dem Perſerkönig Cyrus, der Babylonien eroberte und der babyloniſchen Weltherrſchaft ein Ende machte.

So ſind die Völker gleich gewaltigen Meereswogen über Meſopotamiens blutgetränkte Erde hereingebrochen. Schon in den älteſten Ur-

kunden sprechen die Sumerer von einer „grauen Vorzeit", einem Sagendunkel, das noch weit hinter dem Vorhang liegt, bis zu dem unsre Blicke reichen. Dann überschwemmen die Semiten das Land, und die babylonisch-assyrische Weltmacht streckt ihre Arme über endlose Flächen Vorderasiens und Nordostafrikas aus. Die Geschichte dieses Reiches ist, wie Kolmodin sich ausdrückt, „ein durch Jahrtausende fortgesetzter Kampf gegen den beständig wiederkehrenden Druck der Barbarei"; aus diesem Kampf entsteht „die mächtige babylonische Reichs- und Kulturtradition", die bis zur assyrischen Zeit sich allmählich zur „Idee des Weltreichs in der Bedeutung der gemeinsamen Organisation einer ganzen Kulturwelt zur Abwehr der Barbarengefahr" erweitert.

Auch ihre Stunde schlägt. Die Dämme werden gebrochen, und die persische Völkerwoge rollt heran, um das chaldäische Erbe in Besitz zu nehmen. Aus dem Abendland führt Alexander seine Mazedonier herbei, und auf den Gefilden von Gaugamela stürzen sie das Reich des Darius. In nachgriechischer Zeit stoßen hier parthische und römische Heereswogen aufeinander. Die Sassaniden, Omaijaden und Abbasiden lösen sich ab. Dann leuchtet der ganze Horizont blutrot: Hulagu und die Mongolen ziehen wie ein verheerender Wüstensturm über die Provinzen des erstarrenden Kalifats, und eine neue Völkerwoge aus dem Osten führt Tamerlan und die Tataren herbei. Das Land vermag kaum aufzuatmen zwischen den Schlachten.

So folgt ein Geschlecht auf das andre — Jahrtausende hindurch dieselbe Erscheinung. Die Erde, die ehedem den Opfergesängen für Marduk und den Sonnengott lauschte, sieht plötzlich die Osmanen unter der grünen Fahne des Propheten heransprengen. Kaum vier Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Jetzt ist die Reihe an den Osmanen, ihr Erbe zu verteidigen.

* * *

„Es ist alles ganz eitel!" sagt der Prediger Salomo. „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich. Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller. An den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin. Was ist, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist, das man getan hat? Eben

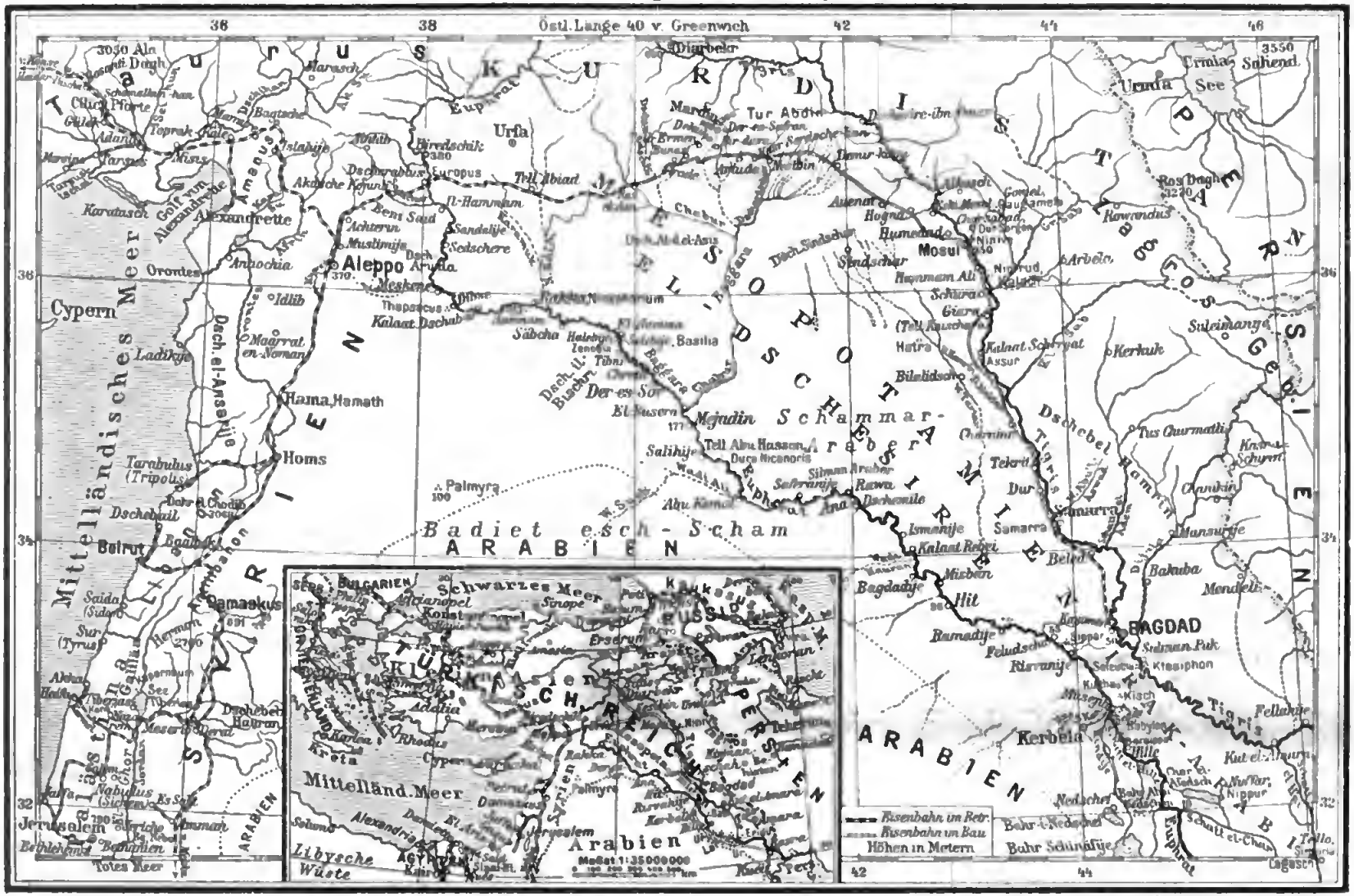
das man hernach wieder tun wird. Und geſchieht nichts Neues unter der Sonne.“

Niemals iſt mir die tiefe, ſalomoniſche Weisheit dieſer Worte eindringlicher aufgegangen, als auf dieſer meiner Reiſe durch das Zwiſchenſtromland Meſopotamien, die bibliſche Urheimat der Menſchheit. Von den mächtigen Reichen des Altertums, die von hier aus die Welt beherrſchten, ſah ich nicht viel mehr als Schutthalden und Haufen von Ziegelſteinen. Gleich regelmäßigen Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüchen hat der Paroxysmus der Zerſtörung von Zeit zu Zeit die Menſchheit heimgeſucht. Das lehrt die Vergangenheit. Die Zukunft iſt uns verſchloſſen, aber auch ſie wird, allen Sängern des Friedens zum Trotz, ſich dieſem Naturgeſetz der Geſchichte nicht entziehen können. „Lo, all our pomp of yesterday is one with Ninive and Tyre!“ ſagt ein Dichter von einem der größten Reiche der Gegenwart.

Auf den Wegen Meſopotamiens liegt der Staub zahlloſer Volksſtämme. Reiche ſind erwachſen, emporgeblüht und wieder zerfallen; neue traten an die Stelle der alten, und heute iſt das Antlitz der Weltgeſchichte abermals dem Lande zugewendet, wo ihre Wiege ſtand.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Hedins Reise nach Bagdad, Babylon und Ninive


Östl. Länge 40 v. Greenwich
36
38
42
44
46
Mittelländisches Meer
Cypern
Aleppo
Antiochia
Orontes
Hama, Hamath
Homs
Palmyra
Tarabulus (Tripolis)
Beirut
Damaskus
Jerusalem
Totes Meer
Nabulus (Sichern)
Es Salt
Dschebail
Ladikije
Idlib
Maarrat en-Noman
Dschebel Hauran
Dschebel Ansarije
Dschebel Hamrin
Dschebel Sindschar
Dschebel Makhul
Dschebel Kurdagh
Dschebel Abdul-Asis
Dschebel Sindschar
Dschebel Tur Abdin
Dschebel Ras Dagh
Dschebel Sefanie
Dschebel Schammar
Dschebel Tus Churmatli
Dschebel Kara Dagh
Dschebel Ala Dagh
Dschebel Bagtsche
Dschebel Akkusche Kojunlu
Dschebel Achterin
Dschebel Muslimije
Dschebel Sedschere
Dschebel Sandalije
Dschebel Il-Hammam
Dschebel Dschrablus
Dschebel Sabha
Dschebel Buchtar
Dschebel Tibni
Dschebel Mejadin
Dschebel Abu Hassan
Dschebel Salihije
Dschebel Ismanije
Dschebel Kalaat Rebi
Dschebel Mizben
Dschebel Hit
Dschebel Ramadije
Dschebel Feludschi
Dschebel Rizvanije
Dschebel Kerbela
Dschebel Hindije
Dschebel Nedschef
Dschebel Bahr Schinafije
Dschebel Schuafi el-Chasa
Dschebel Bahr-i-Nedschef
Euphrat
Tigris
Orontes
Chabur
Belich
Chabur
Balich
Sadschur
Nahr Malka
Nahr Isa
Nahr Sakhar
Nahr Kufa
Nahr Hindije
Nahr Schatt el-Hai
Nahr Schatt el-Nil
Nahr Schatt el-Gharraf
Nahr Schatt el-Adhaim
Nahr Schatt el-Dschedide
Nahr Schatt el-Kut
Nahr Schatt el-Kufa
Nahr Schatt el-

Sven Hedins Werke.

Kriegsbücher:

Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidmet. Mit 32 Abbildungen. ℳ 1.50.

Ein Volk in Waffen. Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Ein Volk in Waffen. Große Ausgabe mit 185 Abb. u. 1 Karte. Geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—.

Nach Osten! Soldatenausgabe. Mit 27 Abbildungen. ℳ 1.50.

Nach Osten! Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Geheftet ℳ 3.—, gebunden ℳ 4.—.

Nach Osten! Große Ausgabe mit 267 Abbildungen. Geheftet ℳ 10.—, gebunden ℳ 12.—.

Bagdad, Babylon, Ninive. Soldatenausgabe. Mit 26 Abb. ℳ 1.50.

Bagdad, Babylon, Ninive. Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Geheftet ℳ 3.—, gebunden ℳ 4.—.

Bagdad, Babylon, Ninive. Große Ausgabe mit 200 Abbildungen. Geheftet ℳ 10.—, gebunden ℳ 12.—.

Ein Warnungsruf. (1912, vor dem Weltkrieg, erschienen.) Geheftet ℳ —.50.

Reisewerke:

Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Mit 109 Abb. u. 5 Karten. 5. Aufl. Geb. ℳ 12.—.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. 2 Bände. Mit 347 Abb. u. 5 Karten. 3. Auflage. Geb. ℳ 24.—.

Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Mit 397 Abbildungen und 10 Karten. 2 Bände. 5. Auflage. Gebunden ℳ 24.—.

Dazu Ergänzungsband: Mit 169 Abbildungen und 4 Karten. 2. Auflage. Gebunden ℳ 12.—.

Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan und Beludschistan. Mit 308 Abbildungen und 2 Karten. 2 Bände. Gebunden ℳ 24.—.

Volks- und Jugendschriften:

Abenteuer in Tibet. Mit 145 Abbildungen und 4 Karten. 13. Aufl. Geb. ℳ 10.—.

Von Pol zu Pol. Drei Bände; jeder Band reich illustriert und einzeln käuflich, geh. ℳ 3.—, geb ℳ 4.—

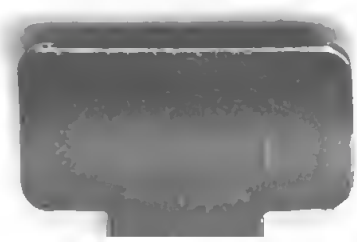
1. Band. Rund um Asien. — 2. Band. Vom Nordpol zum Äquator. 3. Band. Durch Amerika zum Südpol.

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

89095896692

b89095896692a



Digitized by Google

89095896692

B89095896692A